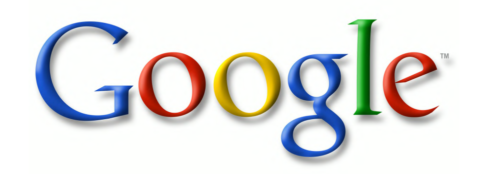
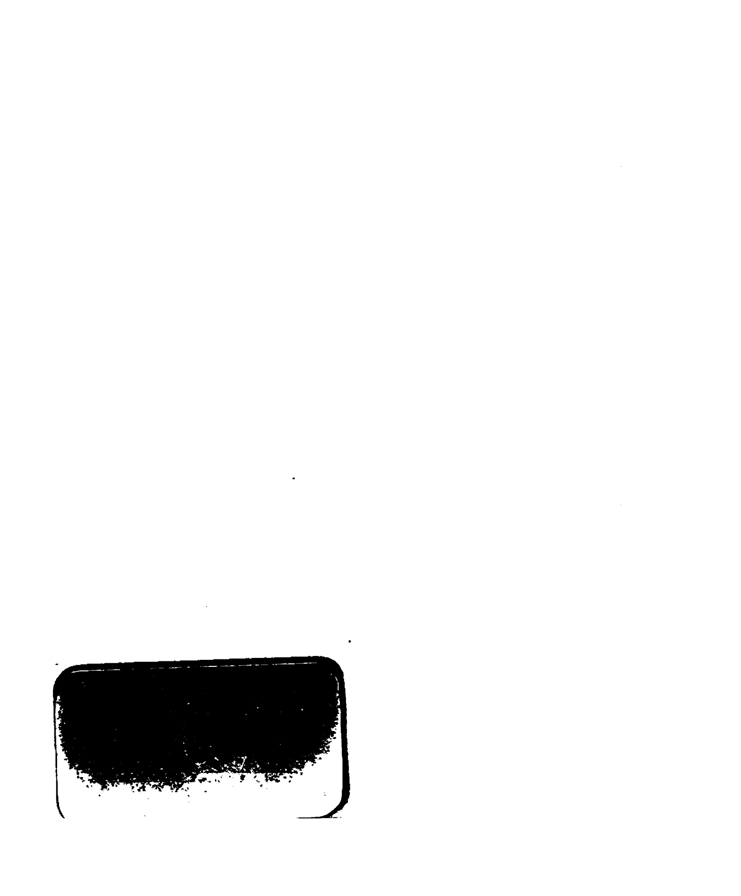



A 440238



PSYCHOLOGIE

ALS

GRUNDWISSENSCHAFT

DER

PÄDAGOGIK.

EIN LEHRBUCH

FÜR

SEMINARISTEN, STUDIERENDE UND LEHRER

VON

MAX JAHN,

LEHRER AN DER STÄDTISCHEN FORTBILDUNGSSCHULE FÜR MÄDCHEN ZU LEIPZIG.



LEIPZIG,

VERLAG VON PAUL FROHBERG.

1883.

VORWORT.

Natura non facit saltus.
Leibniz.

Die Aufgabe der Psychologie, sofern diese für die Pädagogik der Leitstern sein soll, ist der Hauptsache nach eine doppelte. Zunächst hat sie, durch hinreichende Erfahrung unterstützt, den Erzieher über die wirkliche Natur und Beschaffenheit des Zöglings aufzuklären und an einer genügenden Anzahl von Beispielen alles vorzuführen, was im Kinde ohne besondere Erziehungseinflüsse emporwächst. Sodann aber mufs sie zeigen, wie das natürlich Gegebene zu benutzen sei, um diejenigen Inhalte und Formen des Seelenlebens entstehen zu lassen, welche den Menschen über jenes Erste, blofs Naturwüchsige, erheben und ihn vervollkommnen. In letzterer Hinsicht ist es besonders wichtig, dafs der Pädagog die Bedingungen genau kennt, unter denen es dem Zöglinge möglich wird, zu diesem vollkommneren Bewufstsein fortzuschreiten.

Zur Lösung genannter Aufgaben der pädagogischen Psychologie soll das vorliegende Lehrbuch einen Beitrag liefern. Es beabsichtigt, einerseits die schon vorhandenen Lehrbücher der Art wesentlich zu erweitern und andererseits dadurch Gelegenheit zu geben, der unzweifelhaft in der Lehrerwelt noch häufig vorhandenen Dürftigkeit psychologischer Durchbildung abzuhelfen.

Die letztere Thatsache hängt mit dem Umstande zusammen, dafs auf den pädagogischen Bildungsanstalten im allgemeinen ein zu wenig wissenschaftlicher und auch zu

dürftiger psychologischer Lehrstoff geboten wird, der zugleich die eigene weitere Fortbildung in diesem wichtigen Fache erschwert.

Bei der Abfassung seiner Schrift hat der Verfasser sich bemüht, die vorzüglichsten Arbeiten der neueren Psychologie zu benutzen. Diese Benutzung ist an mehreren Stellen eine zum Teil wörtliche, oft ohne zugleich die Quelle anzugeben, weil er eine Überschätzung vieler Citate vermeiden wollte. Hierbei hält er sich noch für verpflichtet, speziell die Benutzung der Schriften seines verehrten Lehrers, des Herrn Prof. Strümpell hervorzuheben, und demselben zugleich nicht bloſs für die Anregung zur Abfassung des vorliegenden Buches, sondern noch mehr dafür den gröſsten Dank auszusprechen, daſs er das Manuskript einer Durchsicht unterzogen hat.

Leipzig, im Oktober 1882.

Der Verfasser.

INHALT.

Einleitung.

I. Abschnitt.

Das Sinnesleben oder die Hauptlehren der Psychophysik.

Zweiter Abschnitt.

Das Vorstellungsleben innerhalb des psychischen Mechanismus.

Dritter Abschnitt.

Die höheren, den Mechanismus überschreitenden Bewufstseinsweisen.

Vierter Abschnitt.

Die Willensbildung.

Fünfter Abschnitt.

Theoretische Sätze über das Wesen und die Entwickelung der Seele.

EINLEITUNG.

§ 1.

Die Abgrenzung des Körperlichen vom Geistigen.

Wenn wir um uns blicken, so sehen wir im Zimmer die Tische, die Stühle; im Freien die Wiese, den Berg, den Himmel. Wir sehen und fühlen aber auch unsere Hände, unsere Beine, hören das Summen der Fliege, den Gesang des Vogels, verspüren die rauhe Luft, den warmen Sonnenstrahl und riechen den Duft der Rose. Alles nun, was wir so sehen, hören, riechen u. s. w., nennen wir die Aufsenwelt. Die Gegenstände der Aufsenwelt sind uns bald nahe, bald ferne; sie haben eine bestimmte Gestalt, sind mehr oder weniger weit von uns und von einander entfernt und nehmen im Raume einen bestimmten Ort ein.

Nun heifst es aber: ich sehe, ich betaste, ich berieche die Dinge der Aufsenwelt. Dem Äufseren steht also ein Inneres, das Ich mit seinen verschiedenen Inhalten gegenüber. Indem das Ich sieht und hört u. s. w. erscheint es als ein Thätiges, das Leben hat. Beim Sehen und Hören, überhaupt bei seinen nach aufsen gerichteten Handlungen, bedarf es aber besonderer Werkzeuge: des Auges, des Ohres oder anderer Teile des Körpers.

Die Gesamtheit aller dieser Thatsachen zerfällt also in drei Gruppen: 1. in die von uns getrennte Aufsenwelt; 2. in das dem Ich zugehörige Innere; 3. in den Körper oder Leib; der zwar auch ein Teil der Aufsenwelt ist, zu meinem Ich aber in einer engen, besonderen Beziehung steht.

Von diesen drei Stücken nimmt das Ich seiner gröfseren Bedeutung wegen die erste Stelle ein; denn von der Aufsenwelt und unserem Körper wissen wir doch nur soweit etwas, wie weit wir gesehen, gehört — überhaupt durch die Sinne empfunden und wahrgenommen haben. In die Dinge der Aufsenwelt selbst können wir mit unserem Ich nicht hinein. Wenn wir gar nicht sähen, hörten — nicht sinnlich wahrnähmen — so würden wir gar nicht wissen, dafs etwas da ist, und hätten wir anstatt fünf Sinne deren zehn, so würde uns das, was wir die Aufsenwelt nennen, ganz anders vorkommen, als jetzt.

§ 2.

Physiologie, Psychophysik, Psychologie.

Der Körper bietet uns immer Gelegenheit, an ihm die verschiedensten Veränderungen wahrzunehmen: Hand und Fuſs führen die mannigfaltigsten Bewegungen aus; das Auge dreht sich; die Speisen verwandeln sich im Körper zu Blut, und dieses durchströmt die Adern; in die Lungen dringt die atmosphärische Luft, und der in ihr befindliche Sauerstoff verbindet sich chemisch mit dem Kohlenstoff des Blutes, um es so zu reinigen und die Körperwärme hervorzurufen; dann beobachtet man auch, wie der Körper wächst, zu- und abnimmt. Diejenige Wissenschaft, welche uns über diese Erscheinungen im menschlichen Körper, über die Verrichtungen seiner einzelnen Teile belehrt, ist die Physiologie. Sie gewährt also Aufschluſs über die Lebenserscheinungen, die sich durch unsere Sinne am Körper wahrnehmen lassen.

Eine groſse Anzahl körperlicher Thätigkeiten (somatischer Funktionen) haben aber zugleich noch eine andere Bedeutung; sie sind Vorbedingungen für die Seelenthätigkeiten. Trommelfell und Gehörknöchelchen im Ohr bewegen sich, und es erfolgt eine Gehörsempfindung; die Hand berührt den heiſsen Ofen, fährt aber wieder zurück, denn wir haben in uns ein Schmerzgefühl erlebt; das Auge öffnet sich, und wir können die vor uns befindlichen Gegenstände anschauen. Solche Lebenserscheinungen, welche im Körper und zugleich in der Seele Veränderungen hervorrufen, werden psychophysische genannt. Mit ihnen beschäftigt sich die Psychophysik.

Die psychophysischen Vorgänge bilden jedoch nur einen kleinen Teil der Lebenserscheinungen unseres Innern, oder unseres Ichs, oder unserer Seele. Die Seele kann mehr als bloſs empfinden und wahrnehmen; sie kann z. B. bei verschlossenen Augen sich ein gesehenes Haus wieder vorstellen, sich desselben erinnern, kann in Gedanken das Haus verändern, kann daran denken, daſs es gebaut worden ist, daſs es zum Wohnen benutzt wird, daſs es zerstört werden kann. So stellt die Seele vor, phantasiert, denkt, fühlt, wünscht, hofft, begehrt, will u. s. w. Das Hauptkennzeichen aller dieser Erscheinungen besteht darin, daſs wir sie wissen, daſs sie uns bewuſst sind. Sie bilden die Thatsachen unseres Bewuſstseins; von ihnen handelt die Psychologie.

Die Physiologie umfaſst sonach den Kreis von Lebenserscheinungen, welche sich durch unsere Sinne wahrnehmen lassen. Der Psychologie liegt die innere Beobachtung zugrunde, und die Psychophysik (physiologische Psychologie) beschäftigt sich mit den Lebenserscheinungen, welche der äuſseren und inneren Beobachtung zugleich zugänglich sind.

§ 3.

Die Bedeutung der Psychologie für die Pädagogik.

Wie der Körper sich allmählich ausbildet, so geschieht es auch mit dem geistigen Leben der Seele. Die Zahl der Wahrnehmungen, die ein kleines Kind besitzt, ist nicht sehr grofs; es kann noch nicht über dieselben nachdenken und sie auch noch nicht ordnungsmäfsig aussprechen: es weifs auch noch nicht recht, was es will. Bei einem gröfseren Knaben oder Mädchen ist die Sache schon anders: da ist die Seele reicher an Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen; der Körper ist mehr geübt und gehorcht schon in vielen Fällen angemessen und willig den Befehlen der Seele; es treten zusammenhängende Urteile und Folgerungen hervor, die man als Äufserungen eines vorgeschrittenen Verstandes oder auch der Vernunft ansieht. Der Jüngling und der Mann endlich besitzt ein noch reicheres inneres Leben; er kann über sich und die Dinge und Ereignisse der Aufsenwelt nachdenken; er blickt in die Vergangenheit und Zukunft und überlegt den Zusammenhang beider; er besitzt mehr oder weniger bestimmte Grundsätze, nach denen er lebt und weifs, was er will. Alle diese und andre Veränderungen, wodurch der Mensch sich vervollkommnet, bezeichnet man als eine Entwickelung des geistigen Lebens.

Eine solche Entwickelung geht aber sehr verschieden, sowohl in ihren Inhalten, wie auch nach der zeitlichen Abfolge vor sich, ja auch nach den Bedingungen, unter denen der Mensch aufwächst. Es sind hauptsächlich zwei Quellen, aus denen die wirksamen Einflüsse herstammen, von denen die Entwickelung abhängt Einerseits ist es der Kreis der Erfahrungen, welche das heranwachsende Kind im Verkehr mit den Dingen und Ereignissen innerhalb seiner natürlichen Umgebung macht und andrerseits der Umgang mit anderen, besonders mit schon erwachsenen Menschen.

Erwachsene Personen können vorzugsweise die Entwickelung eines Kindes beschleunigen oder verzögern, können sie in die eine oder die andere Richtung bringen und den Körper wie die Seele möglicherweise zu einer Vollkommenheit führen, zu welcher sie ohne diesen bestimmenden Einflufs nicht gelangt wären. Einen solchen Einflufs auf die Kinder auszuüben ist die besondere Aufgabe des Lehrers und Erziehers. Diese Aufgabe kann nun selbstverständlich erst dann mit Erfolg gelöst werden, wenn der Pädagoge Diejenigen nach Leib und Seele kennt, die er in der Entwickelung unterstützen soll. Zu der Kenntnis des seelischen Lebens des Kindes und dessen, was man über die Art und Weise, wie über die Gesetze der Entwickelung dieses Lebens bis jetzt erforscht hat, verhilft ihm die Psychologie, welche Wissenschaft deshalb als die Grundlage der Erziehungs- und Unterrichtslehre oder der Pädagogik anzusehen ist.

Anmerkung: Eine zweite Grundlage der Pädagogik als Wissenschaft liegt, abgesehen vcn der in allen Fällen unentbehrlichen Erfahrung, in den Lehren der christlichen Moral, die in Verbindung mit der philosophischen Ethik die Endziele feststellt, nach denen hinzustreben die Erziehung und der Unterricht verpflichtet sind.

§ 4.

Quellen und Hilfsmittel der Psychologie.

Die Psychologie hat die inneren, geistigen Lebenserscheinungen, oder wie man auch sagt, die Thatsachen des Bewusstseins darzustellen und deren Verständnisse zu ermöglichen. Diese Thatsachen lernt man aber kennen zunächst durch Selbstbeobachtung. Es ist uns möglich, unser Ich gleichsam zu teilen und von dem einen Teile aus den anderen zu überschauen, ihn aufzufassen und in seinen Eigenheiten zu erkennen. Man kann darüber nachdenken, wie es zugeht, dafs sich in uns die Anschauung eines Baumes bildet, oder dafs der Gedanke in uns aufgestiegen ist, dafs die Planeten sich bewegen, oder dafs eine Landschaft das Gefühl des Schönen in uns wach ruft. Zu solcher Selbstbeobachtung gehört freilich eine schon vorgeschrittenere Entwickelung des Seelenlebens. Auch mischen sich leicht Täuschungen unter das zu Beobachtende, welches aufserdem gewöhnlich schnell zurückweicht, oder sich verändert und so der Beobachtung nicht stand hält.

Da es dem Lehrer und Erzieher besonders darum zu thun ist, die inneren Zustände in der Seele des Kindes zu kennen und da er weifs, dafs eine Entwickelung des Seelenlebens vom Einfachen zum Zusammengesetzten stattfindet, so weifs er auch, dafs Das, was ein Erwachsener und schon Gebildeter in sich hat, nicht alles auch schon im Kinde sein kann und namentlich, dafs ein Kind nicht alles schon begreifen kann, was dem Erwachsenen verständlich ist. Der Lehrer wird in seine eigene Jugendzeit zurückblicken, um sich, soweit es möglich ist, der früher erlebten Zustände zu erinnern.

Vor allem aber erwächst dem Pädagogen die Aufgabe, unausgesetzt seine Zöglinge zu beobachten und das Beobachtete in richtiger Weise zu deuten und zu benutzen. Hierbei müssen ihm die Erfahrungen geübter Lehrer und Erzieher, gute Lehrbücher der Psychologie und der Pädagogik, sorgfältige Darstellungen des Entwickelungsganges einzelner Menschen, besonders von körperlich und geistig bevorzugten und vernachlässigten zu Gebote stehen und ihn bei seinen psychologisch-pädagogischen Studien unterstützen.

ERSTER ABSCHNITT.

DAS SINNESLEBEN ODER DIE HAUPTLEHREN DER PSYCHOPHYSIK.

---

§ 5.

Die Sinne.

a) **Allgemeines.** Beim Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen ist immer ein bestimmter Teil unseres Körpers, das Sinnesorgan, in Thätigkeit: das Auge, das Ohr, die Nase, der schmeckende Mund, die tastenden Fingerspitzen u. s. w. Ferner ist dabei ein Gegenstand der Aufsenwelt beteiligt, von dem ein Einflufs, ein Reiz, auf das Sinnesorgan ausgeübt wird: die leuchtende Sonne, die tönende Glocke, die duftende Rose, der süfse Zucker.

Beim Vorgange des Sehens, Hörens, überhaupt der sinnlichen Wahrnehmung mufs also immer dreierlei unterschieden werden:

1. Der von einem Gegenstand der Aufsenwelt herrührende Vorgang, der auf das die Empfindung vermittelnde Organ einen Reiz ausübt, oder der physikalische Teil.

2. Der im Auge, Ohr, in der Haut, überhaupt im Organ stattfindende Vorgang, der physiologische Teil.

3. Das innere Erleben und Bewufstwerden eines eigentümlichen geistigen Zustandes, der psychische Teil. So giebt es denn bei jedem Sinnesvorgang erstens den äufseren Gegenstand, das Empfundene, zweitens den Nervenapparat, das Sinneswerkzeug und drittens die Empfindung. Worin bestehen nun im Einzelnen die physikalischen, die physiologischen und die psychischen Vorgänge?

b) **Der Vorgang des Sehens.** Man denkt sich, dafs, wenn wir sehen, im Weltenraume ein feiner Stoff, der Äther, vorhanden ist, der durch die Sonne und jeden anderen leuchtenden Körper in schwingende Bewegung versetzt wird, und dafs diese Schwingungen des Äthers die Lichtwellen oder Lichtstrahlen sind, welche unser Auge treffen. Im Auge durchdringen sie die Hornhaut, die

Pupille, das Wasser der Augenkammern, die Linse, in der sie gebrochen werden, gehen dann durch den Glaskörper und gelangen zur Netzhaut, welche aus einer Verzweigung des Sehnerven besteht, der im Gehirn seinen Anfang nimmt. Die Bewegungen des Äthers üben auf die feinen Enden des Sehnerven einen Reiz aus, dessen Wirkung sich in das Gehirn fortpflanzt. Hier wird auf unbekannte Weise diese Wirkung in die Empfindung umgesetzt, so dafs ich dann sagen kann: ich sehe die Sonne, das Feuer, den Tisch, die Blume, den Vogel.

c) **Der Vorgang des Hörens.** Beim Hören ist es nicht der Äther, sondern die Luft, welche die Veranlassung wird, dafs man etwas wahrnimmt. Die Luft wird durch das Zusammentreffen von Gegenständen der Aufsenwelt in Schwingungen versetzt. Die so entstehenden Luftwellen berühren unsere Ohrmuschel. Sie gelangen in den Gehörgang, treffen das Trommelfell und versetzen dieses in Schwingungen; von hier pflanzt sich die Bewegung hauptsächlich durch die Gehörknöchelchen fort, kommt in das innere Ohr, bringt das Gehörwasser des Labyrinthes in Bewegung, und diese Wellen erregen die feinen Verzweigungen des Gehörnerven. Durch letzteren gelangt die Erschütterung zum Gehirn, und hier endlich entsteht die Empfindung, die wir mit dem Ausdruck „Schall" bezeichnen.

d) **Der Vorgang beim Schmecken und Riechen.** Wenn man einen Gegenstand, z. B. Zucker schmeckt, oder die Rose riecht, so ist in beiden Fällen der Vorgang in ähnlicher Weise zu erklären. Von den betreffenden Gegenständen lösen sich Teilchen ab und berühren unsere Zunge, oder verbreiten sich im gasförmigen Zustande in den Nasenhöhlen. Hier treffen sie dann Schleimhäute, in welchen die Riechzellen mit den Nervenenden liegen. Letztere werden durch die Anwesenheit der gasförmigen Körperteile erregt, und der Reiz pflanzt sich zum Gehirn fort. Auf der Zunge befindet sich ebenfalls eine Schleimhaut, in welcher an bestimmten Stellen Nervenfäden endigen; die Körperstoffe, sobald sie in flüssiger Gestalt diese Zungenteile berühren, reizen die Nerven; die Erregung pflanzt sich fort und, im Gehirn angekommen, bildet sich der besondere Zustand, den wir hier Schmecken, dort Riechen nennen.

e) **Der Vorgang beim Tasten.** Unser Körper kommt mit seiner Hautfläche fortwährend mit fremden Körpern in Berührung; auch davon haben wir ein bestimmtes Wissen, und zwar nach zwei Seiten hin. Kommt unsere Haut mit einem festen Körper, oder überhaupt mit einem solchen, der einen Widerstand leistet, in Berührung, so empfinden wir dies als Druck oder Stofs, bringen wir unseren Körper dagegen in verschiedene Temperatur, so wird dadurch die Haut bald etwas zusammengezogen, bald etwas ausgedehnt. Durch die Veränderungen der kleinsten Hautteilchen werden auch die unter denselben liegenden Nerven getroffen. Der dadurch für diese entstehende Reiz gelangt auch hier zum Gehirn. So unterscheiden

wir hier einerseits: das Feste, Flüssige und Luftförmige, das Harte und Weiche, Rauhe und Glatte; andrerseits das Warme, Kalte, Kühle, Frische u. s. f. Die Tastnerven verbreiten sich mit Ausschlufs der Nägel, der Haare und der obersten Schicht der Haut überall in unserem Körper; besonders dicht ist ihr Gewebe in den Fingerspitzen und in den Lippen.

f) **Das Gemeingefühl (der Vitalsinn).** Ununterbrochen gehen auch innerhalb unseres Körpers Veränderungen vor sich. Hierher gehören zunächst die Ernährung, der Blutumlauf, die Atmung. Die Werkzeuge, an welche diese Vorgänge geknüpft sind, stehen ebenfalls mit dem Gehirn, durch Vermittelung des Rückenmarks, in Verbindung. So werden Reize, die auf die Nerven dieser Körperteile ausgeübt werden, dem Gehirn übermittelt, und so erfahren wir etwas über die Zustände dieser inneren Körperteile. Wir empfinden sie als Hunger, Durst, Sättigung, Beklemmung u. s. f.

Auch in den Muskeln und Knochen des Körpers verbreiten sich Nerven, die durch das Rückgrat mit dem Gehirn verbunden sind; sie geben uns Kunde von dem Zustande der Gliedmafsen. Wir erfahren auf diese Weise nicht nur in welcher Lage, an welchem Orte die einzelnen Körperteile sind, sondern es wird uns auch bewufst, im welchem Zustande sie sich sonst befinden; wir empfinden den Schmerz der Zähne, eines verletzten Knochens, den Zustand der Ermüdung in den Muskeln, wie nicht minder den der Anstrengung, welche erforderlich ist, um einen entgegenstehenden Widerstand zu überwinden.

§ 6.

Die Sinnesempfindungen.

a) **Allgemeines.** Aus den bezeichneten Vorgängen beim Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen ergiebt sich eine vorläufige Erklärung dessen, was eine Empfindung ist. Sie ist ein bewufster Zustand der Seele, welcher entsteht, indem ein äufserer Reiz eine Nervenfaser erregt, welche Erregung bis zu den Centralteilen des Nervensystems, bis zum Gehirn, fortgepflanzt wird, und auf welche alsdann jener eigentümliche bewufste Zustand folgt.

Denken wir nun aber, dafs auch ein kleines Kind in der Wiege fühlt und schmeckt, überhaupt empfindet, so ist doch sicher, dafs das Kind noch gar nicht weifs, dafs es zum Sehen ein Auge, zum Schmecken eine Zunge hat und auch nicht weifs, dafs vom gesehenen Körper Lichtstrahlen ausgehen und das Auge treffen — und doch empfindet es. Wenn also der Mensch empfindet, so liegt darin gar nicht ein Wissen des Werkzeuges und der äufseren Ursache der Empfindung; dieses Bewufstsein kommt erst später als ein neuer Gedanke dazu (§ 12 ff).

b) **Inhalt und Stärke der Empfindung.** In der Empfindung befindet sich die Seele gleichsam in einem wachen Zustande, der bald wieder verschwindet, um einem anderen Zustande Platz zu machen. Bei diesem Übergange von einer Empfindung zur anderen erfahren wir zugleich den Unterschied der Empfindungen. Jede Empfindung besitzt ihren eigentümlichen Inhalt, und sie alle verteilen sich in besondere Kreise oder Gebiete. Wir wissen, dafs rot nicht klingt, dafs der Ton nicht geschmeckt wird, dafs rot nicht grün, süfs nicht sauer, weich nicht hart ist. Jede Empfindung ist von bestimmter Qualität.

In der reinen Empfindung liegt aber noch etwas Anderes, was wir gleichfalls durch die Erfahrung kennen lernen. Wir erfahren, dafs ein Druck das eine Mal stärker oder geringer ist als das andere Mal; der Ton jetzt stark, dann schwach; die Empfindung des Roten das eine Mal grell, das andere Mal mild ist. Mithin giebt es für die Empfindungen einen Unterschied der Stärke; sie durchlaufen eine mehr oder weniger lange Stufenfolge von quantitativen Veränderungen, die wir den Unterschied ihrer Stärke oder Intensität nennen.

c) **Der Ton der Empfindung.** Wenn wir nun das Grüne, das Warme, das Süfse, oder das Rote, das Kalte, das Salzige empfinden, so erscheint uns, wie wir sagen, die Empfindung das eine Mal als angenehm, das andere Mal als unangenehm. Mit jeder Empfindung ist in solchem Falle ein neuer Zustand gegeben, den man den Gefühlston derselben nennt. — Besonders stark zeigt sich derselbe beim Tast- und Gemeinsinn, so dafs hier der Sprachgebrauch die Empfindungen schon als solche Gefühle nennt. Man sagt gewöhnlich: ich fühle die Ofenwärme und nicht: ich empfinde sie.

Die Empfindung können wir nun auch als den einfachsten und ursprünglichsten Inhalt unseres Bewufstseins bezeichnen, und wir haben an ihr Qualität, Intensität und Gefühlston zu unterscheiden.

§ 7.

Die wahrscheinlichen Ursachen der Empfindung.

a) **Überleitung.** Wie schon bemerkt, wissen wir bei der Empfindung der blauen Farbe, des Geigentones noch nichts vom Auge, vom Ohr, vom Lichtstrahl, von den Schallwellen. Erst das entwickelte Denken bringt uns dahin, nach den Ursachen der Empfindungen genauer zu forschen. Dieses sagt uns im allgemeinen, wir würden nichts empfinden, wenn nicht etwas da wäre, was empfunden werden könnte.

b) **Die Arten der Empfindungsreize.** Das nun, was eine Empfindung in uns hervorruft, nennt man, wie schon erwähnt, die

Empfindungsreize. Es sind entweder Vorgänge, welche auf die der Aufsenwelt zugekehrten Organe einwirken, oder es sind Veränderungen, welche sich im Körper vollziehen. Daher unterscheidet man äufsere und innere Empfindungsreize. Diejenigen Organe, welche äufseren Reizen unmittelbar zugänglich sind, pflegt man im engeren Sinne die Sinnesorgane zu nennen. Andere Körperteile sind ausschliefslich inneren Reizen zugänglich. Hierher gehören im allgemeinen alle Teile, welche durch ihre Lage äufseren Einwirkungen entzogen sind. Die Reizbarkeit dieser inneren Organe ist durchweg eine stumpfere; es entstehen hier keine deutlichen, von einander unterscheidbaren Empfindungen und, aufser beim Schmerz, sind sie gewöhnlich so schwach, dafs sie von uns nicht beachtet werden.

c) **Die äufseren Vorgänge, die zu Sinnesreizen werden.** Auf das Auge wirkt von aufsen das Licht, auf das Ohr der Schall, auf die Geruchsschleimhäute gasförmige, auf die Geschmacksorgane flüssige Stoffe, die Tastwerkzeuge sind für Druck und für Temperaturschwankungen empfindlich. Licht und Wärme, so lehrt die Physik, sind Schwingungen des Äthers, der Schall ist Schwingung der Luft, die gasförmigen und flüssigen Stoffe sind auch in fortwährender Bewegung. So sind alle äufseren Vorgänge, welche als Reize auf unsere Sinnesorgane einwirken, Bewegungsvorgänge. Auge, Ohr, Nase und Mund verlangen eine bestimmte Art von solchen Bewegungen; dieselbe nennt man spezifische Sinnesreize.

Man kann nun aber auch die Beobachtung machen, dafs ein heftiger Schlag auf das Auge eine Lichterscheinung herrvorruft, dafs der elektrische Strom Flimmern im Auge, Sausen im Ohr, Geruchs- und Geschmacksempfindungen verursacht u. s. w. Es giebt sonach Bewegungsvorgänge, die auf einige oder auch auf alle Sinnesorgane erregend wirken. Das sind dann keine spezifischen, sondern allgemeine Sinnesreize.

Da endlich die Erregung im Auge immer als Licht, die Erregung im Ohr als Schall empfunden wird, so spricht man den Sinnesorganen und ihren Nerven eine spezifische Sinnesenergie zu. Man versteht darunter die Thatsache, dafs die Erregung eines der ersten vier Sinneswerkzeuge durch irgend einen Reiz, eine besondere, nur dem betreffenden Organe eigentümliche und mit keiner Empfindung eines anderen Organes vergleichbare Beschaffenheit der Empfindung erzeugt.

d) **Die Empfindungsnerven.** Die in der Aufsenwelt schwingenden Körper, die zu Sinnesreizen werden, treffen die Sinneswerkzeuge. In den Organen der vier Spezialsinne wird die Wirkung der Sinnesreize durch eigentümliche Endgebilde vermittelt, deren Beschaffenheit der besonderen Form des Reizes genau angepafst scheint. Die Endfasern der Nerven treten nämlich in Zellen ein. Diese besitzen einen ovalen Zellkörper, welcher hinten in einen feinen Nervenfaden und vorn in einen stäbchenförmigen Fortsatz übergeht,

welch letztere in der Nervenschleimhaut der Nase oder in der Oberfläche der Zunge oder im Wasser des Labyrinthes oder auf der Netzhaut endigt. Wunderbar fein sind die Endgebilde der Nervenfasern im Ohr und im Auge. In der Haut verzweigen sich die Empfindungsnerven meist ohne besondere Endgebilde. Hier werden also die Nerven durch die Druck- und Temperaturreize unmittelbar erregt.

Die Nerven der Sinnesorgane und aller übrigen Teile unseres Körpers vereinigen sich, zum Teil durch Vermittelung des Rückenmarkes, im Gehirn und steigen hier bis zur Grofshirnrinde empor, und so sind die Nerven die Bahnen, die Drähte, auf denen die den Endorganen mitgeteilten Reize zum Centrum, zum Gehirn, gelangen. Hierbei ist aber noch fast gänzlich unbekannt, wie es zugeht, dafs die Nerven die Reize zum Gehirn bringen; man weifs nur, dafs der Nerv, wenn er als Leiter des Reizes dient, gewisse elektrische und chemische Veränderungen erfährt, deren Bedeutung aber noch unklar geblieben. Soviel ist wohl wahrscheinlich: wie von der Aufsenwelt her Bewegungen des Äthers, Schalles u. s. w. auf die Nerven wirken, so sind die Vorgänge in den Nerven selbst auch Bewegungsvorgänge.

In der Übertragung des Reizes auf die Nerven besteht höchst wahrscheinlich noch ein Unterschied. Bei dem Tast- und beim Gehörsinn ist es die direkte Übertragung der äufseren Bewegungsvorgänge auf die Nervenenden, wodurch die Reizung erzeugt wird, so dafs also eine mechanische Erschütterung der Nervenenden in der Haut und im Ohr stattfindet. Anders ist es bei den drei übrigen Sinnen. In der Geruchs- und Geschmacksschleimhaut pflanzt sich die Bewegung der gasförmigen und flüssigen Stoffe nicht ohne weiteres auf die Endgebilde über, sondern es ist höchst wahrscheinlich eine chemische Einwirkung, welche die Bewegung der Nerven und so den Reizvorgang hervorruft. Ähnlich ist es wohl auch beim Sehen. Da das Licht überhaupt von besonderer chemischer Wirkung ist und die Nervenmasse sich chemisch leicht zersetzen läfst, so vermutet man, dafs auch auf der Netzhaut des Auges durch einen chemischen Vorgang die Übertragung der Ätherbewegung auf den Sehnerven stattfindet. Auf Grund der erwähnten Thatsachen und Hypothesen nennt man den Gefühlssinn und das Gehör mechanische, Gesicht, Geruch und Geschmack chemische Sinne.

e) **Empfindung und Bewegung.** Alle Ursachen der Empfindungen, wissen wir nun, sind Bewegungsvorgänge. In der Empfindung des Lichtes, des Schalles, der Wärme u. s. w. selbst liegt aber für uns keine Spur von Bewegung, und es ist durchaus ganz unerklärlich, wie aus einer Bewegung von Äther und Nerventeilen eine bewufste Empfindung wird. Diese Thatsache öffnet die grofse Kluft zwischen einem physikalischen und physiologischen Vorgange einerseits und einem psychologischen Phänomen andrerseits. Das Erste und Unmittelbare ist für uns

die Empfindung; von ihrem Vorhandensein ist jeder überzeugt, weil jeder sie für sich erlebt; sie ist ein Zustand seines eigenen Wesens. Ohne dieses empfindende Wesen ist die Welt wahrscheinlich nichts als Stoff und Bewegung; ohne uns ist sie finster und stumm und nur für uns ist sie der bunte Schauplatz des Lebens.

§ 8.

Die Abhängigkeit der Empfindungen von den Sinnesreizen und das psychophysische Gesetz.

a) **Die Abhängigkeit in den einzelnen Sinnen.** Wenn unser Bewufstsein zu der Erkenntnis gelangt ist, dafs den Empfindungen äufsere Vorgänge vorhergehen, so wird bald begreiflich, dafs wie verschieden die Empfindungen sind, so verschieden auch die Sinnesreize sein müssen. Jeder besonders gearteten Empfindung wird immer ein besonderer äufserer Vorgang entsprechen. — Die äufseren Vorgänge sind, wie uns nun bekannt, Bewegungsvorgänge; aber nicht jede Ätherschwingung, jede Luftwelle, welche die betreffenden Organe berührt, wird die Veranlassung zu einer Empfindung.

Der Äther mufs in einer Sekunde 450 Billionen Schwingungen machen, wenn eine Lichtempfindung entstehen soll. Eine geringere Zahl von Ätherwellen kann dem Auge nicht mehr als Sinnesreiz dienen. Der Lichtstrahl, der bei 450 Billionen Schwingungen gesehen wird, heifst rot. Haben wir die Empfindung des Orange, so ist die Schwingungszahl 472, bei Gelb 526, bei Grün 589, bei Blau 640, bei Indigo 722, bei Violett 790. Sind die Schwingungen des Äthers noch schnellere, so werden diese nicht mehr als Licht von uns empfunden.

Ebenso sind weiter nicht alle Luftschwingungen imstande, Gehörsempfindungen zu vermitteln. 14 Luftwellen in der Sekunde werden noch nicht gehört und über 40 000 in derselben Zeit sind für unser Ohr nicht mehr vorhanden. Die musikalisch brauchbaren Töne liegen nur zwischen 40 und 5000 Schwingungen.

Bei den übrigen Sinnen kann eine bestimmte Grenze wie beim Gesicht und Gehör, von wo an der äufsere Vorgang als Sinnesreiz noch nicht oder nicht mehr tauglich ist, nicht näher nachgewiesen werden. Sie ist jedoch auch hier vorhanden, denn nicht alle flüssigen und gasförmigen Stoffe, die die betreffenden Schleimhäute berühren, rufen eine Empfindung hervor; ebenso treffen fortwährend kleine Körper unsere Haut, ohne ein Gefühl zu erregen.

b) **Allgemeines darüber.** Die Erfahrung lehrt also, dafs es eine untere Grenze giebt, diesseits welcher die Bewegung zu schwach ist, um eine Empfindung zu verursachen, und dafs eine obere Grenze existiert, über die hinaus eine Steigerung des Reizes nicht mehr empfunden wird. Man bezeichnet jene erste Grenze als die Reiz-

schwelle, die zweite als die Reizhöhe. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung mufs ohne Zweifel in den Nerven liegen, da der Nervenprozefs es ist, welcher in uns die Empfindung erregt. Wahrscheinlich besitzen die Nerven eine gewisse Trägheit, so dafs sie erst in Bewegung kommen, wenn der verursachende Reiz eine gewisse Stärke erreicht hat; andrerseits aber ist ihre Kraft eine begrenzte; an dieser Grenze angelangt, kann der Nervenprozefs nicht mehr gesteigert werden.

c) **Die Abhängigkeit der einzelnen Empfindungen nach ihrer Intensität.** Eine Abhängigkeit der Empfindung vom Reiz findet also nur zwischen den angegebenen Grenzen, zwischen der Reizschwelle und der Reizhöhe statt. Besitzt nun z. B. der Äther die Schwingungszahl, um einen Reiz ausüben zu können, also die Schwingungszahl der Reizschwelle, so ist uns dann die unterste, schwächste Empfindung, oder wie man sich ausdrückt, die eben merkliche Empfindung, die **Empfindungs**schwelle gegeben. So kann jede Farbe, jeder Ton, jeder Druck auf die Haut als eben erst merkliche Empfindung erscheinen. Lassen wir nun z. B. ein kleines Gewicht, das auf unserer Hand liegt und gespürt wird, um ein geringes vergröfsern. Da fragt es sich: wird jede, auch die geringste Gewichtszulage als eine Verstärkung des Druckes von uns empfunden? Die Erfahrung lehrt, dafs dies nicht der Fall ist; das neu hinzukommende Gewicht mufs von bestimmter Gröfse sein, wenn die Empfindung merklich wachsen soll. Man nennt diese Zunahme des Reizes, welche einen eben merklichen Empfindungsunterschied hervorruft, die Unterschiedsschwelle des Reizes.

d) **Das psychophysische Gesetz.** Wir führen zunächst in Gedanken noch einige Versuche aus: Das kleine Gewicht, das auf der Hand als Druck empfunden wurde, verdoppeln, verdreifachen, wir. Wir nehmen dann eine gespannte Saite, streichen schwach an, doch so, dafs ein Ton gehört wird, ziehen dann zwei, drei gleiche Saiten gleich straff und streichen gleichzeitig an. Weiter zünden wir in gewisser Entfernung ein Licht an und stellen dann ein zweites dazu. In diesen Fällen ist man nun versucht anzunehmen, dafs die Druckempfindung verdoppelt, verdreifacht wird, dafs drei Saiten dreimal so stark tönen, als eine, dafs zwei Lichter eine noch einmal so starke Lichtempfindung hervorrufen, als eins. Diese Annahme ist jedoch falsch. Die Intensität der Empfindung nimmt natürlich mit der Stärke des Reizes zu; aber sie wächst nicht in gleicher Weise. Oder: Zwischen der Empfindungsstärke und der Reizstärke besteht keine einfache Proportionalität. Die genaueren Untersuchungen haben ein anderes Verhältnis dargelegt.

Fechner suchte am Himmel zwei Sterne von solch ähnlicher Lichtstärke auf, dafs er sie eben nur noch mit Sicherheit unterscheiden konnte. Er betrachtete sie dann durch ein graues Glas,

welches nur $^1/_3$ des Lichtes durchliefs. Nun hätte man glauben sollen, der Unterschied wäre nicht mehr bemerkt worden; aber doch blieb die Unterscheidbarkeit dieselbe. — Oder: schlägt man mit einem Hammer auf eine Metallplatte, so dafs der Unterschied der Schläge als eben noch merklich empfunden wird, und entfernt man sich dabei, so dafs der Schall durch die Entfernung um das hundertfache schwächer erscheint, so ist der Unterschied der Schläge für die Empfindung doch noch vorhanden. Oder: wenn man zu einem Gewichte 1 ein Gewicht $^1/_3$ zulegen mufs, damit ein Unterschied im Druck eben merklich wird, so mufs ein Gewicht 2 um $^2/_3$, ein Gewicht 3 um $^3/_3$ wachsen, wenn eine merkliche Zunahme in der Stärke der Empfindung entstehen soll. Allgemein gesagt: es müssen die Reizstärken in gleichem geometrischen Verhältnis wachsen ($1 : {}^1/_3$, $2 : {}^2/_3$, $3 : {}^3/_3$), wenn der Empfindungsunterschied merklich sein soll. Oder: der Unterschied von zwei Reizen wird als gleich grofs empfunden, wenn das Verhältnis der Reize unverändert bleibt. Dieses Gesetz wird von Fechner das Weber'sche (weil Weber es zuerst bei den Druckempfindungen fand) oder das psychophysische Gesetz genannt. Mathematisch ausgedrückt heifst es: während die Reizstärken im geometrischen Verhältnis fortschreiten, schreiten die Empfindungsstärken im arithmetischen Verhältnis fort. Nimmt also der Reiz um das 10-, 100-, 1000-, 10 000 fache zu, so die Empfindung um das 1-, 2-, 3-, 4 fache. Also: Reizzunahme: $10^{(1)} : 10^2 : 10^3 : 10^4 =$ Empfindungszunahme $1 : 2 : 3 : 4$. So ist der kürzeste Ausdruck des Gesetzes: die Empfindung ist proportional dem Logarithmus des Reizes.

§ 9.

Die Bedeutung der Sinne oder Folgerungen für die Pädagogik.

1. **Die Sinnesempfindungen bilden die Grundlage der geistigen Entwickelung.** — Mit den Empfindungen der Sinne hebt alle Entwickelung der Seele an; sie sind die Grundlagen des geistigen Lebens. Denkt man sich alles, was in der Seele eines Erwachsenen enthalten ist, als ein dichtes Gewebe oder als ein grofses ausgebautes Haus, so sind die Empfindungen die ersten Fäden des Gewebes oder die Grundsteine des Gebäudes. Der Pädagog wird darum besonders seinen Zögling verstehen und auf ihn einwirken können, wenn er ihn schon von der frühesten Jugend an beobachten konnte. Aus diesem Grunde werden die Eltern bei nur einigem Verständnis immer die besten Erzieher ihrer Kinder bleiben.

2. **und Grundlage allen neuen Fortschritts.** Die Empfindungen sind aber nicht blofs die einmalige Grundlage der höheren

Geistesformen, sondern zu ihnen müssen wir auch unaufhörlich zurückkehren, um Stoff und Ausgangspunkt für neue Entwickelungen zu gewinnen. Jeder neue Gegenstand des Unterrichts mufs darum so viel wie möglich auf Empfindungen begründet sein; jeder Unterricht wird sich in seinem ersten Teil mit den Sinnen zu beschäftigen haben.

3. **Die Sinneswerkzeuge bedürfen des Schutzes.** Jeder Sinn hat für die Entwickelung der Seele seine besondere Bedeutung. In erster Linie stehen das Gesicht und das Gehör, weshalb man diese Sinne die höheren nennt. Ihre Werkzeuge, das Auge und das Ohr, sind von grofser Zartheit und verdienen eine besondere Pflege. Nach diesen kommen die niedrigeren Sinne, der Tastsinn und das Gemeingefühl. In ihnen findet der Gefühlston das höchste Mafs seiner Entwickelung. Bei einem sehr starken Grade der Reizung geht die Sinnesempfindung öfter in Schmerz über, wie dies namentlich bei gewissen Störungen der inneren Organe oder bei starken Reizungen der Haut der Fall ist. Der Schmerz, der also schon in der frühesten Kindheit oft entsteht, kann möglicher Weise tiefe Spuren auch fürs spätere Leben zurücklassen. Darum ist auch hier eine sorgfältige Behandlung und Überwachung der Empfindungen zu fordern.

4. **Eine Überhäufung der Sinnesreize ist zu vermeiden.** Die Erfahrung zeigt, dafs die Sinne sich nur allmählich entwickeln. Das Gemeingefühl, der Tastsinn und das Sehen treten zuerst auf; etwas später erscheinen Gehör und Geschmack und zuletzt der Geruchssinn. Aufserdem wird zur Entstehung einer Empfindung eine gewisse Zeit gebraucht, und diese Zeit scheint in der frühesten Kindheit eine längere zu sein als später, weil die Körperorgane und die Nerven erst, wie wir sagen, geübt werden müssen. Deshalb müssen Sinne vor Überhäufung mit Reizen geschützt werden.

5. **Die Sinneswerkzeuge sind bei den einzelnen Menschen verschieden.** Die Sinnesempfindungen sind von der Beschaffenheit der Sinneswerkzeuge abhängig. Die Beschaffenheit der Pupille, der Netzhaut, die Gröfse und die Windungen der Ohrmuschel die Feinheit der Haut u. s. w. sind mehr oder weniger für die Empfindung, bezüglich ihres Inhalts oder ihrer Stärke oder ihres Gefühstones von wesentlichem Einflufs. Da nun der Bau der Sinneswerkzeuge bei den Menschen oft verschieden ist, so liegt schon hierin ein Unterschied der Menschen betreffs ihrer seelischen Inhalte begründet, — ein Unterschied, der oft auf keinerlei Weise beseitigt werden kann. Der Lehrer darf deshalb nicht unterlassen, auf die Sinneswerkzeuge seiner Schüler zu achten, sich von der Beschaffenheit Kenntnis zu verschaffen; widrigenfalls kann er Ungerechtigkeiten begehen, indem er Forderungen an die Sinnesthätigkeit der Schüler stellt, die diese nicht zu erfüllen imstande sind.

§ 10.

Die sinnlichen Gefühle.

a) **Erklärung und Beschreibung.** An der einfachen Empfindung unterscheidet man zwei Bestandteile, die Qualität und die Intensität, d. h. sie besitzt einen bestimmten Inhalt und eine bestimmte Stärke. Wenn wir aber die kalte Luft oder den süfsen Geschmack des Zuckers oder das Grün der Wiese empfinden, dann wird in diesen Fällen gewöhnlich noch ein anderer Zustand bewufst; er besteht darin, dafs uns die Empfindung entweder als angenehm oder als unangenehm erscheint und darum in dem einen Falle vorgezogen, in dem anderen zurückgewiesen und abgewehrt wird. Diesen Zusatz zur Empfindung nennt man, wie schon in § 6 ausgeführt worden ist, den Ton der Empfindung. Man bezeichnet diesen neuen Unterschied auch als ein sinnliches Gefühl und sagt also, die Empfindungen seien gewöhnlich von sinnlichen Gefühlen begleitet.

Man bezeichnet den Unterschied zwischen dem Angenehmen und dem Unangenehmen auch als ein Lust- oder ein Unlustgefühl. Bei vielen Empfindungen, besonders bei denen des Gesichts und des Gehörs wird es uns freilich oft schwer zu sagen, ob Lust oder Unlust sich mit ihnen verbunden hat. Hier sind die Gefühlszustände also schwach; ganz fehlen sie wohl nie. Die Empfindungen der Haut, der Muskeln u. s. w. sind fast immer von starken Gefühlen begleitet, so dafs hier das Gefühl mehr in den Vordergrund tritt.

Man könnte nun glauben, das sinnliche Gefühl sei ein unmittelbarer Bestandteil der Empfindung. Dafs dies jedoch nicht der Fall ist, geht daraus hervor, dafs ein und dieselbe Empfindung das eine Mal mit einem Lustgefühl, ein anderes Mal aber mit einem Gefühl der Unlust verbunden auftreten kann. Die Wärme des Ofens, die Süfsigkeit des Zuckers, der Geruch einer Blume erscheint uns heute angenehm, morgen aber sagt uns die Empfindung vielleicht nicht zu. Die Empfindung kann unverändert bleiben und wiederkehren, während das sie begleitende Gefühl wechselt, mithin scheint überhaupt keine Empfindung absolut angenehm oder unangenehm zu sein. Infolge dieser Unbeständigkeit ist es nicht leicht, die Gefühle genau zu erkennen.

b) **Die Abhängigkeit der sinnlichen Gefühle von der Intensität und Qualität der Empfindung.** Wenn auch das sinnliche Gefühl als ein neuer eigenartiger Zustand neben der Empfindung angesehen werden mufs, so hängt dasselbe doch von der letzteren so sehr ab, dafs die Empfindung immer als die Grundlage und die notwendige Voraussetzung des Gefühls anzusehen ist. Am deutlichsten steht das Gefühl in Abhängigkeit von der Intensität der Empfindung. Ist die Stärke eines Tones, eines Lichtes, einer Hautreizung eine mäfsige, so ist die Empfindung

gewöhnlich mit einem Lustgefühl verbunden. Wächst aber die Reizstärke, so schlägt die Lust bald in Unlust um, und in allen Sinnen tritt bei einem bestimmten Intensitätsgrade, wie schon vorhin angedeutet worden ist, Schmerz auf, der so heftig werden kann, dafs er die Empfindung gleichsam übertönt. Wir merken uns also: die Lust wächst eine Zeit lang mit der Stärke des Reizes, nimmt rasch wieder ab, geht dann in Unlust über und kann hier bis zur Grenze des Unerträglichen steigen.

Bei der Abhängigkeit des Gefühles von der Qualität der Empfindung verhält es sich etwas anders. In den niederen Sinnen hebt sich das Gefühl, wie schon bemerkt, besonders deutlich hervor, und man bezeichnet hier die Empfindung gewöhnlich nur nach ihrem Lust- oder Unlustgefühl. Bei den Körperempfindungen steht das Schmerzgefühl im Vordergrund; das Wohlbefinden des Körpers wird uns gewöhnlich nicht so stark bewufst. Die Geschmacks- und Geruchsempfindungen unterscheidet man oft auch nur als angenehme oder als unangenehme. Bei dem Gesicht und dem Gehör tritt dagegen dieser Unterschied zurück. Die mittleren Höhen der Tonscala und die mittlere Farbe der Farbenreihe berühren uns gewöhnlich angenehm; aber tiefe Töne und sehr hohe, ebenso die unteren und die höchsten Farben bringen mehr Schwankungen und gröfsere Mannigfaltigkeit in die Gefühle. Tiefe Töne, sagt man, wecken ein ernstes Gefühl, hohe geben der Heiterkeit, aber auch dem Schmerz einen Ausdruck; die rote Farbe erzeugt ein aufregendes Gefühl. Blau heifst die kalte Farbe, sie stimmt uns ernst u. s. w. Diese Gefühlsbestimmungen sind jedoch immer etwas schwankend.

Für die letzteren Sinne, Gesicht und Gehör, reichen sonach die Lust- und Unlustgefühle nicht mehr aus. Bei ihnen sind die Gefühle nicht mehr rein sinnlicher, sondern zusammengesetzter Art, gewissermafsen mehr geistig, sodafs auch die Sprache sie besonders bezeichnet. Bei Kindern scheint freilich auch hier das Gefühl des blofs sinnlichen Wohl- oder Wehegefühls noch vorherrschend zu sein; denn rote, überhaupt helle Farben stimmen sie gewöhnlich lebhaft, während sie durch dunkle Farben und tiefe Töne unangenehm berührt werden.

c) Die Bedeutung der sinnlichen Gefühle.

1. Da die Gefühle zwar durch die Empfindungen hervorgerufen werden und sich eng mit ihnen verbinden, doch aber als etwas Selbständiges angesehen werden müssen, so wird uns in ihnen eine neue Seite unseres Wesens, der Seele eröffnet. Die Seele besitzt zunächst die eigenartige Fähigkeit, indem sie mit der Aufsenwelt in Zusammenhang kommt, Empfindungen zu erleben, diese sodann aber mit einem eigentümlichen Zustande zu begleiten, den wir Gefühl nennen.

2. Für die Empfindungen sind Intensität und Qualität zwei ursprüngliche Eigenschaften. Die Gefühle dagegen besitzen ein Merkmal, das allen eigen ist; es besteht darin, dafs sich dieselben immer

zwischen Gegensätzen bewegen. Ein einziges unveränderliches Gefühl würde aufhören, ein unterscheidbarer Bewufstseinsinhalt zu sein; je rascher dagegen die Gefühle wechseln, desto deutlicher werden sie verspürt. Diese Eigentümlichkeit der Seele, sich bei den Gefühlszuständen in Gegensätzen zu bewegen, kann nicht weiter erklärt werden; sie ist etwas Ursprüngliches, und dieser Gegensatz mufs als eine Grundeigenschaft der Gefühle bezeichnet werden.

3. In besonderer Weise ist das sinnliche Gefühl abhängig von der Intensität der Empfindung, nämlich so, dafs sehr starke Empfindungen Unlustgefühle erzeugen. Ferner setzen aber intensive Empfindungen bedeutende Reize voraus. Zu starke äufsere Einwirkungen können aber den Körper in erheblicher Weise schädigen. Die Unlustgefühle haben darum die grofse Bedeutung, dafs sie uns mitteilen, wenn durch äufsere Reize eine Störung des Körperzustandes eingetreten ist, und mithin Gefahren drohen, die abgewehrt werden müssen, um den normalen Zustand unseres Körpers zu erhalten. In den Lustgefühlen dagegen wird uns angezeigt, dafs ein äufserer Eindruck eine Förderung des Organismus herbeigeführt hat.

4. Die Gefühle, die bei den Gesichts- und Gehörsempfindungen auftreten, erscheinen uns nicht immer als Lust und Unlust. Starke Reize führen freilich auch bald Unlustgefühle herbei, während solche von mäfsiger Stärke Lust erregen. So bewirkt hier, wie es scheint, nur die Intensität der Empfindung die sinnlichen Gefühle der Lust und Unlust. An die Qualität der Empfindungen sind Gefühle anderer Art geknüpft, die nicht mehr rein sinnlicher und auch nicht so einfacher Natur sind, wie jene. Sie bedürfen einer genaueren Untersuchung, die erst später berücksichtigt werden kann.

§ 11.

Die Bewegungsvorgänge einfacher Art.

a) **Thatsachen.** Das Kind in der Wiege sieht, fühlt, schmeckt, hört nicht blofs, und sein Leben besteht nicht allein im Empfinden, sondern es kommt zu dieser Thätigkeit noch eine zweite hinzu. Das Kind hebt die Arme, breitet die Finger aus, dreht die Augen, streckt die Füfse aus. Man hört auch, dafs die Luftröhre und der Kehlkopf in Bewegung sind: das Kind schreit. Wir bemerken ferner, dafs das Kind die Gegenstände, die es sieht, auch gern ergreift und dieselben in den Mund nimmt, um sie zu schmecken. Etwas später treten Bewegungen des Kopfes, des Gesichtes, der Arme auf, durch welche es die Bewegungen andrer Personen oder der Tiere nachahmt.

Das Kind ist also fast immer mit seinen Körperteilen thätig. Dabei weifs es keineswegs, was es thut; es denkt auch nicht vorher über die Absicht der Bewegung oder über ihren Grund

nach, wie es bei dem Erwachsenen gewöhnlich geschieht, wenn er seine Arme ausstrecken, oder recht schreien oder sich im Bett aufrichten will. Bei den Bewegungen des Kindes ist der Wille nicht als solcher beteiligt, und man nennt sie deshalb unwillkürliche Bewegungen.

b) **Erklärungen.** An den sich bewegenden Gliedern befinden sich Fleischbündel, Muskeln genannt, welche sich zusammenziehen und die betreffenden Glieder beugen oder strecken. Die Anregung für diese Muskelthätigkeit erfolgt aber durch einen Nerv, welcher, vom Gehirn ausgehend, sich in dem Muskel verzweigt. Der Nerv empfängt seinerseits vom Rückenmark oder vom Gehirn den Befehl, den er dem Muskel mitteilt. Diese Art Nerven heifsen Bewegungs- oder motorische Nerven. Sie bilden das Gegenstück zu den Empfindungs- oder sensitiven Nerven. Während diese die Vorgänge der Aufsenwelt zum Gehirn führen, um hier Empfindungen hervorzurufen, bringen jene von dorther Anregungen zu Veränderungen in der räumlichen Lage des Körpers und seiner Teile. Die Leitung der motorischen Nerven ist eine centrifugale, die der sensitiven eine centripetale.

Man kann nun fragen, ob die Empfindungen und die Bewegungen in einem gewissen Zusammenhange stehen? Die Beobachtung lehrt, dafs gewöhnlich, und zwar vorzugsweise im frühesten Kindesalter, eine körperliche Bewegung erst nach einer vorhergegangenen Empfindung erfolgt. Besonders mufs hierbei an die innerleiblichen Empfindungen gedacht werden, die, weil sie sehr zahlreich sind, das Kind oft zu Bewegungen veranlassen. Der menschliche Organismus scheint also so eingerichtet zu sein, dafs auf jede Empfindung eine Bewegung als Antwort erfolgt. Man redet darum auch von Reflexbewegungen. Bei ihnen findet der Zusammenhang von Empfindung und Bewegung dadurch statt, dafs die Reizungen der sensitiven Nerven im Rückgrat oder im Gehirn auf bewegende Nerven übergeführt werden. Der Vorgang ist also dann mehr nur physiologischer Art. Hierbei ist jedoch nicht zu vergessen, dafs, wie nicht jeder äufsere Reiz eine Empfindung hervorruft, ebenso auch nicht jede sensitive Erregung auf motorische Bahnen übergeführt wird. Die Erregungen müssen immer eine gewisse Stärke und Geschwindigkeit besitzen, wenn eins oder das andere geschehen soll.

c) **Die Wichtigkeit der genannten Vorgänge.**

1. Indem eine Bewegung auf eine Empfindung folgt, so kann dieselbe benutzt werden, um äufsere auf den Körper einwirkende Reize, besonders solche, die demselben schädlich sind, abzuwehren. Bemerkenswert ist hierbei, dafs heftige Reize, auch wenn keine bewufste Empfindung darauf folgt, von der sensitiven Faser auf die motorische übergeführt wird, so dafs also dem äufsern Angriffe sofort entgegnet werden kann.

In diesen Verhältnissen offenbart sich eine grofse Zweckmäfsigkeit in der Einrichtung unseres Körpers. Und die Bewegungen gehen vor sich, ohne dafs wir etwas davon wissen und ohne es zu begreifen, wie sie möglich sind. Um die hierher gehörigen Thatsachen zu erklären, ist man genötigt anzunehmen, dafs die Körperbewegungen in der physiologischen Organisation des Nervensystems schon vorgebildet sind.

2. Diese angeborene Beschaffenheit des Körpers, welche man Nervenmechanismus nennen kann, besitzt zugleich noch eine andere Eigentümlichkeit. Bekanntlich gelingt die erste Bewegung eines Körperteiles wenig gut; besser geht es schon bei der zweiten, dritten, vierten. Mithin vervollkommnet sich die Bewegung bei häufiger Einwirkung desselben Reizes. Auf diesem Wege können auch leicht zusammengesetzte Bewegungen zustande kommen, wie das Laufen, Springen, das Greifen und Thätigsein mit den Händen und Fingern. Wenn sich dann später der Wille geltend macht, dann findet er einen sicher arbeitenden und geübten Mechanismus vor, der seinen Befehlen willig gehorcht.

ZWEITER ABSCHNITT.

DAS VORSTELLUNGSLEBEN INNERHALB DES PSYCHISCHEN MECHANISMUS.

---

§ 12.

Die Fortbildung der Sinnesempfindungen zu Wahrnehmungen und Anschauungen.

a) **Thatsachen.** Der erste ursprüngliche Zustand der Seele, von dem wir erfahrungsmäfsig etwas wissen, ist die Empfindung. Sie ist etwas rein Innerliches, das einen eigentümlichen Inhalt und eine bestimmte Stärke besitzt. Die Empfindungen, die ein Kind in den ersten Lebenswochen erlebt, sind die einfachen Empfindungen der Wärme und Kälte, des Druckes von aufsen und anderer in den leiblichen Organen begründeten Empfindungen; sodann treten Farben- und Schallempfindungen dazu.

Dabei weifs das Kind aber nicht, dafs das Licht von der Lampe verursacht, der Schall durch den Mund der Mutter hervorgerufen wird; auch kennt es noch nicht die bestimmte Stelle des Körpers, die den Schmerz verursacht. Bald jedoch zeigt es sich, dafs die Empfindungen nicht mehr blofs als ein innerlicher Vorgang erlebt, sondern dafs sie in die Aufsenwelt, entweder an eine bestimmte Stelle des Körpers oder in einen Gegenstand der Umgebung verlegt werden. Wir sagen allgemein: der Zahn schmerzt, der Kopf thut weh, die Augen sehen den Wald, die Ohren hören das Geräusch. Hierin liegt eine höchst wichtige Frage: Wie geht es zu, dafs wir die Empfindungen, die doch rein innere Zustände sind, auf die sie veranlassenden Reize beziehen und sie mit unserem Körper und mit der übrigen Aufsenwelt in solche Verbindung bringen, dafs sie für Eigenschaften eines äufseren Gegenstandes gehalten werden?

b) **Das Figurieren, Projizieren und Lokalisieren.** Die aufgeworfene Frage kann, auf einzelne Dinge bezogen, auch so lauten: Wie ist es zu erklären, dafs das Kind schliefslich weifs und sagt: ich sehe den roten Tisch, höre die hellklingende Glocke, fühle die rauhe Oberfläche des Holzes? — da doch eigentlich im ersten Falle nur eine rote Farbe, im zweiten nur ein Ton von bestimmter Höhe und Stärke, im letzten Falle nur ein eigenartiger Druck bewufst geworden ist.

Den Vorgang, der hierbei stattfindet, kann man sich in drei Stücke zerlegt denken. Zunächst tritt jedenfalls die einzelne Empfindung infolge einer besonderen Stärke gegenüber dem gleichzeitig empfundenen Vielen in den Vordergrund; sie wird isoliert und in vielen Fällen, namentlich da, wo Farben- und Tastempfindungen gegeben sind, in irgend welcher Weise gestaltet oder figuriert. Der so losgelöste Empfindungsinhalt wird nun weiter wie man sagt projiziert, d. h. von der Seele so vorgestellt, als ob er entweder in dem Leibe, oder auch aufserhalb desselben in der Aufsenwelt sich befinde. Geschieht dies aber, dann wird dem Inhalte auch ein bestimmter Ort, und zwar meistens an einem Gegenstande unter anderen Gegenständen angewiesen. Der Zahnschmerz erscheint im Zahne, der Geschmack wird in den Zucker, der Geruch in die Rose verlegt. Dieser Vorgang wird das Lokalisieren der Empfindung genannt.

Offenbar gehören alle diese Vorstellungsweisen zu einer allgemeinen Thatsache, die darin liegt, dafs die Seele im Gebiet ihrer Empfindungen zu einem derartigen Vorstellen gelangt, für welches das Vorgestellte etwas Räumliches, mit räumlichen Eigentümlichkeiten Behaftetes ist. Hiervon ist später das Nähere anzugeben.

c) **Wahrnehmung und Anschauung.** Durch die erwähnten psychischen Vorgänge des Figurierens, Projizierens und Lokalisierens erscheinen die Empfindungen als etwas Äufserliches und als Extensives. Und so entstehen also in der Seele Gebilde, von denen wir meinen, dafs sich in ihnen äufsere, fremde, wirkliche Dinge zu erkennen geben. Derartige Zustände der Seele nennen wir Wahrnehmungen oder Wahrnehmungsbilder. In ihnen liegt aufser dem Empfindungsbewufstsein noch die Beziehung zu einem Aufsendinge, welche also der Zuwachs ist, den der ursprüngliche Zustand der Seele, die Empfindung, erfährt. Solche Wahrnehmungsbilder sind nun z. B. der im Zimmer gesehene und betastete Tisch, der Ofen, das Haus, der Vater, die Mutter, der Hund, die Katze — überhaupt jedes sichtbare, tastbare, jedes mehr oder weniger umgrenzte Einzelbild.

In den Wahrnehmungen ist gewöhnlich nicht blofs eine Empfindung projiziert und lokalisiert worden, sondern sie bestehen meistens aus einer Zusammensetzung vieler Empfindungen; sie sind ein aus einer gröfseren Anzahl von Empfindungen komponiertes Gebilde.

Nun sagt man oft nicht nur: ich nehme den Hund, die Katze, das Haus u. s. w. wahr, sondern ich habe eine Anschauung von diesen Dingen. Worin liegt der Unterschied zwischen Wahrnehmung und Anschauung? Wenn ein kleines Kind z. B. einen Hund wahrnimmt, so weifs es wohl, dafs er schwarz aussieht, mit einem haarigen Fell bedeckt ist, dafs er Beine hat. Nicht aber ist ihm schon bewufst geworden, dafs der Hund vier Beine besitzt, dafs sich an den Füfsen eine bestimmte Anzahl von Zehen befindet. Das Kind ist sich auch noch nicht klar über die Gestalt der Ohren, der

Schnauze, über die Länge des Schwanzes im Verhältnis zum übrigen Körper. Oder denken wir, das Kind habe die Wahrnehmung eines Hauses, so weiſs es, daſs dasselbe hoch, breit und tief ist, daſs es Fenster und Thüren hat; aber darauf achtet das Kind noch nicht, wieviel Fenster da sind, ob dieselben niedrig oder hoch, ob die Fensterscheiben vielfach geteilt sind u. s. w. Zu den Wahrnehmungen dieser letzteren vervollkommneten Art gelangt das Kind erst, wenn es die Dinge öfterer und genau beobachtet, oder wenn es veranlaſst wird, den Inhalt des Wahrgenommenen näher zu beachten. Geschieht dies, so wird das Figurieren und Lokalisieren ein genaueres, und solche Wahrnehmungen heiſsen dann Anschauungen. Die Anschauung ist also ein bis auf seine besonderen Teile wahrgenommenes Einzelbild, welches als solches von jedem anderen unterscheidbar ist.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daſs die Grenze, wo die Wahrnehmung aufhört Wahrnehmung zu sein und Anschauung wird, sich nicht immer genau bestimmen läſst. Der Begriff der Wahrnehmung hat einen weiteren Umfang als der der Anschauung insofern, als jede, auch die einzelne und isolierte, aber doch projizierte und lokalisierte Empfindung eine Wahrnehmung ist, die Anschauung aber bringt uns immer eine nähere Bestimmung des Wahrgenommenen. Diese nähere Bestimmung liegt oft in der Form und Gestalt, und da diese wiederum besonders durch das Gesichtsorgan vermittelt werden, so wird die Anschauung auch gewöhnlich auf das Auge bezogen.

Anmerkung. Die Psychologen stimmen inbetreff dessen, was sie unter Wahrnehmung und Anschauung verstehen, nicht überein, so daſs manche sogar die umgekehrte Auffassung von der unsrigen vertreten, d. h. daſs die Empfindungen sich zu Anschauungen und diese sich zu Wahrnehmungen fortentwickeln.

§ 13.
Fortsetzung.

a) **Von den Räumlichkeiten der Dinge.** Die Wahrnehmung hat für uns den eigentümlichen Wert, daſs wir meinen, es seien in ihr und durch sie wirkliche Dinge der Auſsenwelt gegeben, welche sich an einem bestimmten Orte zwischen anderen Gegenständen befinden, ferner daſs diese Dinge selbst einen Teil des Raumes erfüllen, also ausgedehnt sind nach Länge, Breite und Tiefe. Um diese räumlichen Auffassungen der Dinge zustande zu bringen, sind besonders zwei Sinne thätig: das Gesicht und der Tastsinn; denn wir sehen, so sagen wir, daſs der Tisch lang, breit und hoch ist, oder wir fühlen die Dicke der Münze, die Stärke des Papiers, die Feinheit des Mehles. Weniger bringt man in eine räumliche Ordnung die Töne, die Geruchs- und Geschmacksempfindungen. Man sagt wohl auch, die Glocke klinge, der Zucker sei süſs; man lokalisiert also auch, aber nur an Gegenstände, die

schon durch das Gesicht oder durch das Getast in den Raum gesetzt worden sind.

b) **Die Unerklärbarkeit des räumlichen Wahrnehmens.** Fassen wir nun genauer die schwierige Frage ins Auge, die schon oben aufgeworfen werden musste, so ist zunächst klar, dafs in unserem Innern durch die äufseren Reize nur Empfindungen entstehen. Diese sind aber durchaus nichts Räumliches, nichts Ausgedehntes, da sie keine Länge, Breite und Höhe haben. Und doch sagen wir, dafs z. B. die Empfindung des Grünen von einem Baume herrühre, welcher als grüner Gegenstand ein Oben und Unten, ein Rechts und Links, ein Vorn und Hinten besitze.

Man kann nun sagen, dafs von dem Baume Lichtstrahlen auf die Netzhaut des Auges gelangen und hier ein Bild des Gegenstandes erzeugen, in welchem die einzelnen Bildpunkte dieselbe Lage zu einander haben, wie die Teile des Aufsendinges, so dafs also in unserem Auge ein vollständiges Bild des räumlichen Gegenstandes vorhanden sei; allein hiermit ist nichts erklärt; denn das Bild der Netzhaut ist im Grunde nur ein in das Sinnesorgan verlegter Repräsentant des äufseren Gegenstandes; es ist noch nicht die Wahrnehmung des Dinges und der Lage seiner Teile. Die Frage, wie wir das äufsere Objekt wahrnehmen, bleibt also noch dieselbe.

Man könnte sich auch denken, um das Problem zu lösen, die Seele sei selbst ein ausgedehntes Wesen; die Eindrücke auf der Netzhaut pflanzten sich mit geometrischer Regelmäfsigkeit auf die Seele fort, und die Bildpunkte der Netzhaut lagerten sich in ihr dem Bilde ganz entsprechend ab. Allein auch hiermit ist nichts gewonnen. Denn wenn auch die Farbenempfindungen der vielen Blätter des Baumes in der Seele neben einander ausgebreitet wären, so würde damit immer noch nicht ein Bewufstsein oder ein Wissen von der gegenseitigen Lage der Empfindungen gegeben sein, welches wir doch in der Wahrnehmung des Baumes besitzen. Die Wahrnehmung eines rechts hängenden Blattes liegt nicht rechts von der Wahrnehmung eines links hängenden Blattes, sondern von einem Wahrnehmen, welches an sich keine räumlichen Eigenschaften hat, werden blofs die beiden Blätter selber so angeschaut, als läge das eine links, das andre rechts.

Aus dem allen geht hervor, dafs weder in den Eindrücken, noch in den Sinneswerkzeugen ein genügender Grund liegen kann, dafs wir die äusseren Dinge in einem räumlichen Nebeneinander auffassen. Alle Versuche, welche zeigen wollen, wie es zugeht, dafs die Seele die Raumanschauung entwickelt, erscheinen defshalb als mifslungen. Wir müssen uns mit der Annahme beruhigen, dafs die Seele die angeborene Fähigkeit besitzt, räumlich anzuschauen, oder mit anderen Worten zu figurieren, zu projizieren und zu lokalisieren.

c) **Die Theorie der Localzeichen.** Darüber, wie es zugeht, dafs wir das, was doch nur in uns geschieht, nach aufsen hin verlegen, lässt sich also nichts weiter entscheiden. Die Frage jedoch, wie die Seele dazu kommt, dass die Wahrnehmungen des Rot und des Gelb an einem bestimmten Gegenstande, z. B. einem Apfel lokalisiert und hierbei in einer ganz bestimmten gegenseitigen Lage vorgestellt werden, da doch das Rot und das Gelb an jedem Punkte des Raumes erscheinen könnten, diese Frage hat Hermann Lotze zu beantworten versucht. Hierüber ist kurz folgendes zu bemerken.

Von dem rotgelben Apfel entsteht auf der Netzhaut ein Bild; dabei trifft der eine Lichtstrahl eine andere Stelle der Netzhaut als der zweite. Mit jeder Berührung der Netzhaut ist aber, wie Lotze meint, nicht blofs die Farbenempfindung, sondern dazu noch eine eigentümliche Nebenempfindung gegeben, welche selbst je nach der Verschiedenheit der Netzhautstelle verschieden ist. Mit der roten Farbe des Apfels verbindet sich also ein anderer Nebeneindruck als mit der gelben, weil die Lichtstrahlen verschiedene Stellen der Netzhaut treffen. Diese Nebenempfindungen, so fährt die Erklärung fort, verbinden sich mit den Farbeneindrücken, und der Seele ist hiermit der Leitfaden gegeben, nach welchem sie das Rot an einen andern Ort als das Gelb verlegt. Damit dies aber ordnungsmäfsig geschehen kann, mufs vorausgesetzt werden, dafs jene Nebenempfindungen nicht blofs gleichartig, sondern ganz bestimmte Glieder einer Reihe sind, so dafs jedem Eindrucke auf die Netzhaut durch die ihm beigefügte Nebenempfindung nicht blofs ein besonderer, sondern ein ganz bestimmter Ort zwischen den übrigen Empfindungen angewiesen werden kann. Die Nebeneindrücke nennt Lotze Lokalzeichen. Man versteht also unter denselben eine eigentümliche Färbung des Empfindungsinhaltes, welche nicht von dem äufseren Gegenstande, sondern von den Empfindungsnerven abhängt, und wodurch in der Seele zwischen den Eindrücken besondere Beziehungen hervorgerufen werden.

Dieser Theorie gegenüber wird jeder ohne weiteres einwenden, dafs wir doch kein Gefühl eines solchen Nebeneindruckes kennen. In der That ist dem so. Aber doch läfst uns ein sonderbarer Vorgang an unserem Auge vermuten, dafs solche Nebeneindrücke existieren. Wenn nämlich ein helles Licht auf einen seitlichen Teil der Netzhaut fällt, auf welchem die Empfindlichkeit bekanntlich stumpfer ist, als in der Mitte der Netzhaut, so erfolgt eine Drehung des Auges soweit, bis diesem Lichte die empfindlichste Mitte der Netzhaut als auffangende Stelle untergeschoben ist. Diese Bewegung des Auges geschieht ganz unwillkürlich, ohne dafs wir etwas davon erfahren. Um aber eine solche Drehung des Auges auszuführen, die den Lichtstrahl auf die empfindlichste Stelle der Netzhaut

führt, mufs jeder einzelne Netzhautpunkt, wenn er gereizt wird, eine nur ihr allein eigentümliche Gröfse und Richtung jener Drehung veranlassen. Zu jeder Drehung gehört aber eine Muskelanstrengung, und jede Anstrengung läfst ein Gefühl des Geleisteten zurück. Bei Wiederholung desselben Eindrucks kehrt dieses Gefühl zurück und giebt dem Eindruck seine Färbung. So läfst sich vielleicht behaupten: etwas rechts oder links von der Richtung des deutlichsten Sehens bemerken, heifst nichts anderes als sich der Gröfse der Leistung bewufst sein, welche nötig wäre, um das Auge in diese Richtung zu bringen.

Diese Betrachtungen können uns ungefähr einige Klarheit darüber verschaffen, wie wir eine flächenförmige Ausdehnung der Körper gewinnen. Aber die Tiefe des Raumes würde dadurch noch nicht erklärt sein. Es erhebt sich hier eine neue Schwierigkeit. Einen Eindruck des Körperlichen können wir wahrscheinlich in einem Falle unmittelbar erlangen, nämlich bei durchsichtigen Gegenständen: aus den Verschiebungen, welche die einzelnen gesehenen Flächen erfahren, wird uns die Einsicht zuteil, dafs jede Linie einer gesehenen Fläche der Anfang neuer Flächen ist, die mit der früher gesehenen nicht zusammenfällt, sondern in gröfsere oder geringere Entfernungen von ihr in diesen nun allseitig ausgedehnten Raum hinausführen.

d) **Der Gebrauch zweier Augen und das Aufrechtsehen.** Auffallend mufs die Thatsache erscheinen, dafs wir mit zwei Augen einfach sehen. Die Erklärung derselben kann nach dem Obigen darin liegen, dafs immer je zwei bestimmte Punkte auf beiden Netzhäuten zusammengehören, welche mithin auch den von ihnen empfangenen Eindrücken gleiche Lokalzeichen mitgeben, wodurch sie selbst unter sich ununterscheidbar werden. Treffen die Lichtreize die korrespondierenden Punkte, so wird einfach gesehen; geschieht das nicht, was ja auch vorkommt, so erscheint uns der Gegenstand doppelt. — Wahrscheinlich ist das Doppelauge auch zur genaueren Auffassung der Tiefenentfernung befähigt. Die Darlegung dieser Verhältnisse ist jedoch höchst schwierig, und vieles entzieht sich einem genaueren Nachweise.

Eine andere, hierher gehörige Erscheinung, die man zum Gegenstand von Erörterungen gemacht hat, sei hier noch erwähnt. Bekanntlich hat das Netzhautbild eine entgegengesetzte Stellung des äufseren Gegenstandes, so dafs obere Objektpunkte sich unten, untere sich oben auf der Netzhaut abbilden. Es erscheint mithin rätselhaft, dafs wir doch die Gegenstände aufrecht sehen, und man glaubt, das Verkehrtsehen sei natürlicher. Dies mufs jedoch für einen Irrtum erklärt werden: denn wie jede geometrische Eigenschaft des äufsern Gegenstandes, sowie des Bildes der Netzhaut, so geht auch seine Stellung beim Übergang in das Bewufstsein vollständig verloren, und die Stellung, in welcher

wir die Dinge sehen, kann durch die Stellung der Netzhautbilder gar nicht bedingt werden.

Die Wahrnehmungen des Aufrecht und Verkehrt, des Oben und Unten scheinen übrigens in uns ganz ohne die Gesichtswahrnehmungen zu entstehen. Hier ist jedenfalls auch wieder das Muskelgefühl thätig: unten ist der Ort, nach welchem die Richtung der Schwere geht, oben der entgegengesetzte. Beide sind durch ein unmittelbares Gefühl unterschieden, und wir täuschen uns deshalb auch im Finstern über die Stellung und Lage unseres Körpers niemals. Aufrecht sehen wir die Gegenstände dann, wenn durch ein und dieselbe Augenbewegung die unteren Punkte des Objektes zugleich mit denjenigen Punkten unseres eigenen Körpers gesehen werden, die nach dem Zeugnisse unseres Muskelgefühles unten sind u. s. w.

e) **Die Mitbeteiligung des Tastsinnes beim räumlichen Wahrnehmen.** Beim Tastsinn ist es besonders auffällig, wie wir die Empfindung nach aufsen hin verlegen; wir beziehen Hautreize sofort auf die Hautstelle, auf die wir sie einwirken sehen. Sitzt auf meiner Hand eine Mücke, und empfinde ich einen Stich, so lokalisiere ich sofort den Schmerz in die Stelle des Fingers, wo die Mücke sich befindet, während doch, das dürfen wir nicht vergessen, der Schmerz in der Seele empfunden wird. Anders ist es, wenn wir die Hautstelle nicht sehen, können; dann würde eine sichere Lokalisation nicht eintreten, wenn nicht auch hier sich an jeden Haupteindruck ein Nebeneindruck knüpfte, der je nach der gereizten Hautstelle verschieden ist. Dieses jeder Hautstelle eigentümliche Gefühl, das Lokalzeichen, besteht in Muskelgefühlen, welche durch Bewegung der tastenden Teile hervorgerufen werden. Die Muskelgefühle sind jedoch auch hier nicht weiter bekannt, und es kann auch nicht weiter beschrieben werden, wie sie die Seele zum räumlichen Wahrnehmen verwendet.

Für die Blindgebornen ist der Tastsinn das einzige Organ, welches benutzt wird, um die Gegenstände der Natur räumlich aufzufassen. Hierbei ist jedoch zu bezweifeln, ob die Wahrnehmungen, die ein Blinder von den Dingen besitzt, unseren Anschauungen gleich oder auch nur ähnlich sind.

§ 14.

Fortsetzung.

a) **Von der Zeitlichkeit der Dinge und Ereignisse.** Wenn ein Kind sieht, hört — also empfindet, so weifs es, wie wir nun erkannt haben, sehr bald, was es sieht und hört; aber damit ist es nicht genug. Wenn es z. B. früh morgens aufsteht, so weifs es, dafs es geschlafen hat, dafs die finstere Nacht vorbei ist, dafs sie aber auch wieder-

kehrt. Es erfährt, dafs Sonne und Mond erscheinen und verschwinden; es versteht, dafs, wenn die Mutter gedroht hat, dann auch die Strafe im Anzuge ist. Kurz: das Kind lernt bald unterscheiden, ob mit den Dingen etwas geschehen ist, oder ob mit ihnen etwas jetzt oder später geschieht. Der Mensch legt, wie wir sagen, den Dingen, Ereignissen und Zuständen Zeitlichkeit bei; sie erscheinen in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft; wir reden vom Alter der Dinge, ihrem Anfange, ihrer Dauer, ihrem Ende.

Auch diese Thatsache des Seelenlebens ist höchst bemerkenswert. Zur Aufklärung und zum Verständnisse derselben läfst sich einiges anführen: Wenn wir wissen, dafs mehrere Glockenschläge vorüber sind, und einer sich jetzt hören läfst, so mufs zuerst die Empfindung, die wir soeben erlebten, auf längere Zeit in uns festgehalten werden; sodann müssen die vorausgegangenen Schalleindrücke noch in uns wirken, so dafs eine Reihe von Eindrücken bewufst bleibt, bei welcher der eine als Anfangsglied, der andere, der letzte, als Entglied erscheint. Dieses, das eben Gehörte und Empfundene, ist das Gegenwärtige, das andere das Vergangene. Gesellt sich nun zu der genannten Reihe von Eindrücken die Erinnerung, dafs noch andere Schallempfindungen kommen werden, die aber jetzt noch nicht sind, so liegt hierin der Gegensatz zu dem Nichtmehr. Das Nochnicht erscheint als Zukünftiges. Unter den Sinneseindrücken treten besonders die des Gehörs in eine zeitliche Reihe. Wir haben hier bestimmte äufsere Kennzeichen, dafs immer eine Anzahl von Lauten oder Tönen im Bewufstsein eine gewisse Zeit hindurch sich dauernd erhält; in der Musik ist es der Takt, der angiebt, welche Reihe von Tönen im Bewufstsein als ein Ganzes zusammengefafst werden kann.

Wenn wir nun annehmen, dafs die Aufeinanderfolge der Sinneseindrücke und ihr Bewufstbleiben in uns das zeitliche Wahrnehmen, d. h. das Bewufstsein der Zeitlichkeit des Wahrgenommenen bedingt, so ist doch damit nicht viel erklärt. Denn wenn in uns Empfindungen entstehen, verschwinden und wieder erscheinen, so sind dabei doch immer nur Empfindungen und Wahrnehmungen gegeben. Wenn wir jedoch wissen, jene war eher als diese, so liegt darin ein ganz neuer Zustand, in welchen unsere Seele versetzt wird, eingeschlossen.

b) **Von der Bewegung.** Raum und Zeit sind die beiden Grundformen der sinnlichen Wahrnehmung und Anschauung; also alles, was die Seele in sich erlebt, ordnet sie in ein Nebeneinander, als Dinge im Raume, und in ein Nacheinander, als Erscheinungen in der Zeit. Zugleich entstehen nun hierbei noch einige andere psychische Formen, die wir als ihre Eigenschaften den Dingen beilegen. Schon wenn ein Kind anfängt zu tasten, einen Gegenstand seiner Länge nach mit seinen Fingern berührt, so macht sich in

ihm bald der Unterschied von Bewegung und Ruhe seines Körperteiles geltend. Etwas Ähnliches geschieht, wenn es einen Gegenstand betrachtet, der sich dem Auge in verschiedener Lage darstellt und dann vor demselben verschwindet, oder wenn das Kind selbst seine Stellung zu demselben ändert. Dann bildet sich das Bewufstsein, dafs die Gegenstände oder der eigene Körper sich bewegen. Besonders tritt die Wahrnehmung der Bewegung da auf, wo wir die Dinge zeitlich aufgefafst haben; denn alles, was vergangen ist, erscheint uns zugleich als etwas Fortbewegtes. Indem wir dann weiter die verschiedenen Lagen des Körpers nach einander betrachten, lernen wir den Umfang, die Richtung und die Geschwindigkeit der Bewegung kennen. Auch das Kind weifs recht wohl, ob der Vogel schnell oder langsam fliegt; in ihm sind also die einzelnen Formen des Wahrnehmens schon frühzeitig vorhanden, ohne dafs wir immer angeben können, wie sie sich so rasch gebildet haben.

c) **Von der Zahl der Dinge.** Wenn die Dinge im Raume sich als ein Nebeneinander und in der Zeit als ein Nacheinander darstellen, so werden noch weitere Operationen mit ihnen vorgenommen. Die Seele stellt die Dinge neben einander; sie werden dann auch unter einander verglichen, auf einander bezogen; es bildet sich die Wahrnehmung des Mehr oder Weniger, des Gröfser- oder Kleinerseins der Dinge, wir zählen sie. Auch dieser Vorgang ist jedenfalls ein ziemlich umständlicher. Zunächst mufs der Seele wohl eine Reihe äufserer Eindrücke bewufst sein; sodann wird ein Glied der Reihe besonders hervortreten, um als Mafsstab für die Glieder der Reihe benutzt zu werden; zuletzt mufs noch eine Zusammenfassung des Gemessenen in ein Ganzes erfolgen. Von alledem wird uns freilich nichts bekannt, wenn wir uns noch so sehr beobachten. Diese Vorgänge spielen sich ohne unser Zuthun von selbst ab, und es wird immer höchst schwierig bleiben, etwas Bestimmtes darüber festzustellen.

§ 15.

Die Bedeutung der Wahrnehmungen und Anschauungen für die Auffassung der Aufsenwelt.

1. In der Entwickelung der Seele, die wir verfolgen wollen, ist nun ein Schritt vorwärts gethan. Die Empfindungen als die unterste Stufe in der Entwickelung des Seelenlebens sind einfache Zustände (intensive Qualitäten), in denen aufser ihrem einfachen Inhalte kein weiter Unterscheidbares liegt, also auch nicht der Gedanke einer räumlichen Ausdehnung. Geschieht es jedoch, dafs die Empfindungen zu räumlichen Gebilden werden, so liegt eben darin eine Weiterentwickelung des Gegebenen zu etwas Neuem.

Und dieses ist merkwürdig und verdient gewürdigt zu werden, dafs unsere Seele in ihrem Innern, ohne diese Innerlichkeit zu verlassen, doch äufsere Dinge wahrnimmt und anschaut. Die äufseren Dinge erscheinen als ausgedehnt, als bewegt, als unter einander verschieden, und doch verspüren wir in der Wahrnehmung selbst nichts Ausgedehntes und Bewegtes. Die Annahme, die Seele könne selbst etwas Ausgedehntes und Bewegtes sein, findet also hierin keinerlei Begründung.

2. In den Gebilden der Seele tritt ein Unterschied deutlich hervor: aus unseren Körperempfindungen entsteht ein abgeschlossenes räumliches Gebilde, der empfindbare Leib; ihm gegenüber befindet sich zweitens eine reiche Wahrnehmungswelt, angefüllt mit den unterschiedlichsten Gegenständen, von welchen, wie wir meinen, die Lichtstrahlen, Töne, Gerüche u. s. w. ausgehen, welche als ruhig oder bewegt, als grofs oder klein erscheinen. Innerhalb dieser Aufsendinge lernt sich das Kind nach und nach orientieren, es wächst gleichsam in die Welt der Dinge, indem es dieselben allmählich genauer kennen lernt, hinein. Seinen eigenen Leib fafst es ebenfalls als einen Gegenstand auf und reiht ihn ein in die Ökonomie der Aufsenwelt. Schliefslich erscheint der Vorgang des Wahrnehmens und Anschauens umgekehrt: wir glauben, dafs es eine vollständige fertige Aufsenwelt giebt, welche alle Farben und Töne u. s. w. schon besitzt, während doch im Gegenteil, allerdings durch Vorgänge in der Aufsenwelt veranlafst, in uns die Fülle der Farben, Töne, Formen, Gestalten, Ausdehnungen, Entfernungen der Dinge entstanden ist.

3. Indem das Kind räumlich und zeitlich wahrnimmt, bilden sich in ihm eine Anzahl psychischer Grundformen, die für die weitere Entwickelung des Kindes unumgänglich notwendig sind. Zunächst sind es die Grundanschauungen des Ausgedehnten nach Länge, Breite und Tiefe, des Linien- und Flächenförmigen, des Körperlichen, des Gröfser- und Kleinerseins, des Mehr oder Weniger. Weiter entstehen die zeitlichen Anschauungen des Gegenwärtigen, des Früheren und Späteren, der Dauer, des Geschehenden und Vergangenen u. s. w. Alle diese Gebilde in der Seele des Kindes, die es den Dingen beilegt, werden die Grundlage des mathematischen und zum Teil auch des historischen Wissens, sie müssen überall vorhanden sein, wo eine Erkenntnis der Aufsenwelt, der Dinge und Ereignisse in ihr, verlangt werden soll.

4. Viele dieser Formen entstehen ziemlich frühzeitig im Kinde ohne irgend welche fremde Hilfe. Nötig ist hierbei natürlich, dafs das Kind sehr bald mit den Dingen der Aufsenwelt in Verkehr kommt, dafs es dieselben angreifen und besehen, drehen und wenden, teilen und zusammensetzen lernt. Weniger schnell gelingt es dem Kinde, sich in der Zeit zu orientieren; es lebt

fast nur in der Gegenwart; das Vergangene verschwindet dem Bewufstsein schnell wieder, und an das Zukünftige denkt es fast nie. Dies erklärt sich wohl daraus, dafs es dem Kinde nicht möglich ist, eine längere Reihe von Eindrücken zu umspannen: deshalb bewegt es sich auch immer nur in kurzen Ausdrücken, und der Erwachsene darf im Verkehr mit Kindern, um verstanden zu werden, nur kurze Sätze anwenden. — In den ersten Schuljahren ist es der Anschauungsunterricht, welcher die unklaren und unbestimmten Wahrnehmungen des Kindes zu deutlichen und klaren Anschauungen erheben und neue derartige Gebilde erzeugen soll. Die weitere Bedeutung dieses Unterrichts wird aber erst aus dem später Folgenden erkannt werden.

§ 16.

Die Vorstellungen.

a) **Thatsachen.** Empfindungen, Wahrnehmungen und Anschauungen sind, wie aus dem Erklärten folgt, bewufste Zustände der Seele, die dadurch entstehen, dafs (unbekannte) Vorgänge der Aufsenwelt auf die sensitiven Nerven einwirken. Die Licht- und Tonempfindungen u. s. w. dauern daher nur so lange, als der äufsere Reiz, der auf das Auge oder das Ohr wirkt, nachhält. Verschwindet derselbe, oder verschliefsen wir die Sinneswerkzeuge, so hört die Empfindung auf. Dennoch aber bleibt etwas als Folge von ihr in uns zurück, nämlich ein Bild von dem Wahrgenommenen, wie z. B. von einem gesehenen Baume oder von einer gehörten Melodie. Wir sagen in diesem Falle, dafs wir uns den Gegenstand wieder vorstellen können.

Die Inhalte der Seele, welche sie besitzt, wenn sie die Gegenstände wieder vorstellt, nennt man Vorstellungen. Dieselben sind zunächst natürlich eben so zahlreich als die Empfindungen und Wahrnehmungen. Wir stellen vor: Farben, Töne, Körperschmerzen, gesehene Personen, Tiere, uns bekannte Strafsen, Häuser, Landschaften. Dabei brauchen die den Vorstellungen zugrunde liegenden Empfindungen nicht unmittelbar vorhergegangen zu sein. Lange Zeitstrecken liegen oft dazwischen, und doch erscheint das Bild des Gegenstandes in seiner Vollständigkeit. Eine vor vielen Jahren gesehene Gegend, ein längst verstorbener Freund taucht in der Erinnerung als Vorstellung wieder auf.

b) **Empfindung und Vorstellung.** Das Abwesende ist es, was wir vorstellen, nicht aber empfinden; das Daseiende, sinnlich Gegenwärtige dagegen wird empfunden und vorgestellt. Die Vorstellung wird nun weiter blofs ein Bild, ein Nachbild des wirklich Empfundenen genannt; denn jeder weifs für gewöhnlich, ob er einen Gegenstand wirklich sieht und fühlt, oder ob er ihn nur vorstellt. Der Unterschied zwischen Empfindung und Vorstellung ist

ein höchst eigentümlicher. Die Vorstellung des Grünen, wenn also die Empfindung schon aufgehört hat, ist nicht grün, die des starken Donners schallt nicht, die des süfsen Geschmackes ist nicht süfs. Die Vorstellung hat somit die Stärke und Lebhaftigkeit des Empfindens verloren. Am auffälligsten ist dies beim Gefühl: der Erinnerung des heftigsten Schmerzes haftet keinerlei Schmerz an; die Vorstellung des Zahnschmerzes thut nicht weh.

Allerdings wird von Einigen behauptet, dafs in ihnen das erinnerte Farbenbild in nichts von der erlebten Wahrnehmung abweiche, und dafs ihnen die Gegenstände als Erinnerung in ihren natürlichen Farben und in ihrer früheren Beleuchtung erschienen. Hiernach sind ohne Zweifel individuelle Unterschiede vorhanden; andrerseits ist es aber auch wieder sicher, dafs in der Regel eine Vorstellung von dem wirklich Empfundenen und Wahrgenommenen in der angegebenen Weise unterscheidbar ist.

c) **Erklärungen.** Die Vorstellungen sind sonach Bilder, welche von dem Wahrgenommenen in der Seele zurückbleiben, wenn der äufsere Reiz verschwindet. Diese Erklärung befindet sich in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch. Im Unterschied hiervon gebraucht die wissenschaftliche Psychologie *(Herbart)* das Wort Vorstellung in einer allgemeineren Bedeutung, wonach Vorstellung jeder Zustand der Seele genannt wird, durch den ein bestimmter ihm zugehöriger Inhalt als das darin Vorgestellte bewufst wird. Ein solcher Inhalt als Vorgestelltes wird entweder als ein Wirkliches oder ein möglicher Weise Wirkliches oder auch ein Unmögliches, als eine Eigenschaft, oder eine Form eines Dinges, oder als ein Ereignis, sei es der äufseren oder der inneren Welt, gedacht. Die Empfindungen gelten alsdann als einfache Vorstellungen, während die anderen Vorstellungen zusammengesetzte oder abgeleitete Bewufstseinsinhalte bilden. Die Seele wird dann überhaupt als ein vorstellendes Wesen bezeichnet. — Wenn die Vorstellungen nicht im Bewufstsein gegenwärtig sind, wenn sie sich also in einem Zustande befinden, wo wir von ihnen nur das wissen, dafs sie nicht vorgestellt werden, und wir darum auch nicht weiter sie beschreiben können, so nennt man sie unbewufste Vorstellungen, ein Ausdruck, der so wie angegeben und richtig verstanden, keinesfalls widersprechend und nicht mifsverständlich ist.

Bei der Thätigkeit der Seele gehabte Empfindungen und Wahrnehmungen aufzubewahren und wieder ins Bewufstsein zu bringen, entstehen einerseits vielfach neue Gebilde, andrerseits kommt es nicht selten zu Abweichungen von den normalen Verhältnissen des Wahrnehmens, wodurch wiederum eigentümliche bildartige Vorstellungen erzeugt werden. Wir unterscheiden darum und behandeln im einzelnen zunächst 1. die Erinnerungsbilder, sodann 2. die Phantasiegebilde, und 3. die Einbildungsvorstellungen.

§ 17.

Die Erinnerungsbilder.

a) **Thatsachen.** Das Wort Erinnerung oder Erinnerungsbild hat, wie die Erfahrung lehrt, eine mehrfache Bedeutung.

1. Denken wir z. B. ein Kind stehe vor einem Baume, den es früher gesehen und kennen gelernt hat, und erklärt nun, dafs dies die ihm bekannte Linde sei, so sagen wir, dafs das Kind den Baum wiedererkannt hat.

2. Es trägt sich oft zu, dafs wir z. B. beim gehörten Glockenschlage acht an den Beginn der Schule, beim Schlag zwölf an das Mittagsessen denken, oder dafs uns ein Geschenk, das wir in der Hand haben, den Geber desselben zum Bewufstsein bringt. Auch hier redet man von Erinnerungen; man sagt, dafs uns irgend ein Gesehenes oder Gehörtes an etwas andres erinnert.

3. Es ist bekannt, dafs, wenn wir unbeschäftigt sind, plötzlich frühere Erlebnisse in uns aufwachen: wir versetzen uns z. B. in unsere Kinderzeit zurück und sehen die alten Spielplätze, die damaligen Freunde, oder wir erinnern uns verstorbener Personen; oder auf Reisen gesehene Städte und Landschaften ziehen vor unserer Seele vorüber. Besonders bei solchen Vorgängen redet man von Erinnerungen und kennt so Jugend-Reiseerinnerungen, Erinnerungen aus der Studienzeit u. s. f.

b) **Das Zustandekommen der Erinnerungsbilder.** Bei einer genaueren Überlegung lassen sich die oben angeführten Vorgänge weiter zerlegen. Beim Wiedererkennen der Linde, so müssen wir es uns denken, weckt zunächst der von neuem wahrgenommene Baum das Bild des früher wahrgenommenen, und beides, die Wahrnehmung und die Vorstellung, decken sich nunmehr; die Seele erkennt sie als gleiche Bewufstseinsinhalte. Neben der Gleichheit macht sich jedoch auch der Unterschied beider Teile geltend: die Seele erfährt, dafs die Wahrnehmung des Baumes jetzt geschieht, die Vorstellung desselben aber einer früheren Zeit angehört. — Bei der zweiten Art des Erinnerns ist die Thatsache hervorzuheben, dafs eine eben gehabte Wahrnehmung oder Erinnerung eine andere Vorstellung bewufst machen kann. Man sagt dann, die Vorstellungen haben sich assoziiert, und von zwei oder mehreren assoziierten Vorstellungen kann die eine die andere wiedererwecken. Auffällig ist hierbei noch, dafs das Erinnerte sich oft so geltend macht, dafs es das, was die Erinnerung erst hervorrief, aus dem Bewufstsein verdrängt. — Im dritten Falle endlich, wo Erinnerungsbilder, ohne dafs wir eine äufsere Veranlassung angeben können, im Bewufstsein plötzlich erscheinen, redet man von freisteigenden Vorstellungen. Freilich glauben wir oft, freisteigende Vorstellungen im Bewufstsein zu haben, wo doch der sorgfältige

Beobachter einen Zusammenhang mit dem soeben oder kurz vorher Wahrgenommenen oder im Bewufstsein Gewesenen zu entdecken weifs.

Die Erinnerungsbilder werden also entweder durch unmittelbare Wahrnehmungen oder durch andere Erinnerungsbilder, überhaupt Vorstellungen hervorgerufen, oder es sind sogenannte freisteigende Vorstellungen.

c) **Die Beschaffenheit der Erinnerungsbilder in der Jugend.** Im frühen Kindesalter sind wohl die Erinnerungen der ersten und zweiten Art vorherrschend. Das Wiedererkennen ist beim Kinde besonders kräftig und die vielfachen Assoziationen geben demselben eine grofse geistige Regsamkeit und Lebhaftigkeit. Am deutlichsten zeigt sich dies, wenn man mit einem Kinde aus seiner gewöhnlichen Umgebung hinaus anders wohin, etwa in die freie Natur geht. Dann treten gewöhnlich zweierlei Ereignisse im Kinde hervor: einmal nennt es das, was es sieht oder hört, als ein ihm Bekanntes, weil es dasselbe wieder erkennt: da fliegt ein Vogel, da weidet eine Kuh, da reitet ein Mann; zweitens aber, wenn es das Wahrgenommene nicht wieder erkennt, fragt das Kind: was ist das, was macht das? u. s. w. — In späterer Zeit treten auch ziemlich zahlreich freisteigende Vorstellungen auf, die allerdings gewöhnlich nicht sehr weit in das Vergangene zurückgreifen und auch nicht standhalten. Die Kinder leben meistens in der Gegenwart und lassen sich in ihrem Bewufstsein durch die Dinge und Vorgänge der Umgebung leiten. Sie sind darum so häufig vergefslich und zerstreut.

§ 18.

Die Phantasiegebilde.

Allgemeines. Die Seele ist befähigt, die einzelnen ins Bewufstsein zurückkehrenden Erinnerungsbilder mit einander zu verknüpfen, sie in freier Weise umzuformen und aus den alten Bildern neue Gebilde zusammenzustellen (componieren). Man nennt solche Um- und Neubildungen früherer oder auch gegenwärtiger Empfindungen und Wahrnehmungen Phantasiebilder. Die Zahl derselben ist aufserordentlich grofs, und sie sind für die Entwickelung des geistigen Lebens von weitreichender Bedeutung.

Nach zwei Seiten hin ist die Seele dabei thätig: einerseits setzt die Phantasie die im Bewufstsein vorhandenen Elemente zu einem räumlichen Gebilde zusammen, und andrerseits verlegt die Phantasie die Erinnerungen bald in eine längst verflossene Zeit, bald in die jüngste Vergangenheit; oft schafft sie auch Bilder der Zukunft, in denen erwartete Ereignisse gleichsam im

voraus erlebt werden. Hiernach unterscheidet man eine räumliche und eine zeitliche Phantasie.

A. **Die räumliche Phantasie** ist in verschiedener Weise thätig: 1. Gesetzt, es würde verlangt, dafs wir uns eines früher gesehenen Pferdes oder Menschen oder einer Landschaft erinnern sollen, so können im Bewufstsein doch immer nur die einzelnen früheren Wahrnehmungen, also die Erinnerungen des Kopfes mit den Augen, den Ohren, den Haaren, des Rumpfes, der Beine, dann der Farbe und der Gestalt der Teile, oder im andern Falle die Erinnerungen einzelner Bäume, der Wiesen und der Felder u. s. w. bewufst werden. Die vielen Einzelerinnerungen sind aber noch nicht ein Gesamtbild des Pferdes oder des Menschen oder der Landschaft. Schon hier, wo man sie gewöhnlich nicht vermutet, tritt die räumliche Phantasie auf: sie vergegenwärtigt früher Wahrgenommenes in seinen räumlichen Eigentümlichkeiten als ein Totalbild.

2. Viele Menschen und besonders Kinder haben nie ein Meer oder ein Gebirge oder eine Wüste gesehen, und doch sagen sie, dafs sie sich dieses alles lebhaft vorstellen können. Vom Schüler wird ferner verlangt, er soll sich in das Deutschland zur Zeit Karls des Grofsen oder zur Zeit des dreifsigjährigen Krieges zurückversetzen, oder sich auf Grund einer Beschreibung eine geschichtliche Person, wie etwa den Sokrates oder Karl den Grofsen vergegenwärtigen; oder beim Lesen eines Gedichtes ist es mitunter nötig, sich ein Bild der darin erwähnten Örter oder der vorgeführten Personen und Begebenheiten zu verschaffen. In allen Fällen dieser Art ist wiederum die Phantasie thätig. Der Knabe wird veranlafst, einen Grasplatz in Gedanken zu einer unübersehbaren Fläche auszudehnen, um zur Vorstellung einer Steppe zu gelangen, oder man fordert ihn auf, sich die grofsen Städte Deutschlands wegzudenken, sich einen stark bewaldeten Boden, die Berge mit Burgen besetzt u. s. w. vorzustellen, um ein Bild Deutschlands zur Zeit der Minnesänger zu erhalten. Natürlich werden die Phantasiebilder um so frischer und bestimmter erscheinen, je mehr dazu gehörige bekannte Einzelheiten zur Erinnerung gekommen sind. Die räumliche Phantasie versetzt uns auf Grund beschreibender und schildernder Vorstellungen in entfernte Räumlichkeiten oder schafft erdachte Räume und Begebenheiten.

3. Das Gesamtbild eines Hauses kann in Gedanken in die Grundmauern, das Dach, den Giebel, den Keller, die Stuben und den Bodenraum zerlegt werden. Ebenso kann auch das in der Erinnerung befindliche Bild einer Pflanze, eines Tieres, einer geometrischen Figur in seine Teile zerlegt werden, ohne dafs das Totalbild verschwinden müfste. Der Zeichner und Maler ist im stande, abgeschlossene Raumgestalten, Figuren, Verzierungen zu gröfseren Ganzen zusammenzusetzen und dabei Umformungen der

einzelnen Gebilde vorzunehmen. In allen Fällen dieser Art ist wiederum die Phantasie thätig. Ihre Thätigkeit besteht darin, einerseits räumliche Gebilde in ihre Teile zu zerlegen und andrerseits Teilvorstellungen zu einem gröfseren räumlichen Ganzen zusammenzusetzen.

4. Stellt man in Gedanken zwei Bäume neben einander, um die Gröfsenunterschiede beider zu bestimmen, so ist es wieder die Phantasie, durch welche die Erinnerungen zusammengeführt, die Ausdehnungen umspannt und mit einander verglichen werden. Noch weiter spielt die Phantasie, wenn man einen Gegenstand nach einem bestimmten Mafse (Meter, Fufs, Kubikmeter) schätzen soll. Wenn dies geschieht, mufs sie das Bild eines Grundmafses erfafst haben und dasselbe dann an den zu schätzenden Gegenstand heranbringen. Endlich gehört hierher noch ein dritter Fall: man wird veranlafst, die Linien einer Zeichnung vergröfsert zu denken oder sie auch körperlich vorzustellen, um ein richtiges Bild von dem Dinge zu erlangen, das durch die Linien der Zeichnung in dem Bilde der räumlichen Fläche nur angedeutet worden ist. Die Phantasie ist somit bei Schätzung gegebener Längen-, Flächen- und Körperräume thätig, wie sie nicht minder Linien- und Flächenzeichnungen zu körperlichen Vorstellungen umwandelt.

5. Endlich kann auch der Fall vorkommen, dafs zwei oder mehrere räumliche Bilder, die als Teilvorstellungen zu ganz verschiedenen Ganzen gehören, aus diesen herausgehoben und zu einem neuen Ganzen verbunden werden sollen. So soll etwa der Schüler sich einen Centaur, d. h. ein Pferd mit menschlichem Kopf, oder den Pegasus, d. h. ein Pferd mit Flügeln u. s. f. vorstellen. Hier macht also die Phantasie aus bekannten räumlichen Vorstellungen ganz neue, bis dahin unbekannte Gebilde.

B. **Die zeitliche Phantasie.**

1. Die Leistungen der zeitlichen Phantasie äufsern sich zunächst darin, sich aus der Gegenwart hinaus in die Vergangenheit und in die Zukunft zu versetzen. Dies gelingt allerdings im allgemeinen sehr bald, weil die täglichen Erlebnisse des Kindes dazu mithelfen, die sich teils als Erinnerungen mit dem Zusatze der Zeitvorstellung erneuern, teils in Erwartungen, Hoffnungen oder Befürchtungen übergehen, deren Inhalt in die Zukunft verlegt wird.

2. An diese Leistung schliefst sich die andere an, wodurch das Kind namentlich sich die Unterschiede innerhalb der Vergangenheit vorstellt und befähigt wird, das eine Ereignis als früher oder später geschehen vorzustellen. Schwieriger ist es schon, wenn das Kind seine zeitliche Phantasie auch zur Unterscheidung des Künftigen und dessen Verhältnis zum Vergangenen und Gegenwärtigen benutzen soll.

3. Wesentlich ist auch die Leistung der zeitlichen Phantasie inbetreff der Unterscheidung verschiedener Zeitlängen des Tages, der Stunde, der Minute, der Sekunde und inbetreff der Zeitdauer der mit einander verglichenen Ereignisse. Wie das Kind lernen soll, seine räumliche Phantasie zum Vorstellen verschiedener linearer Längen oder verschiedener Flächengröfsen zu benutzen, so soll es dies auch den Zeitgröfsen gegenüber leisten können.

§ 19.

Die pädagogische Wichtigkeit der räumlichen und zeitlichen Phantasie.

Schon die wenigen angeführten Leistungen der Phantasie können uns von ihrer Wichtigkeit für den Unterricht und die Erziehung und von der Notwendigkeit sie zu üben und auszubilden überzeugen. Zur weiteren Erklärung des Gesagten soll einiges angeführt werden:

1. Als die erste Stufe allen Unterrichts bezeichnet man den Anschauungsunterricht, und dies mit Recht. Denn alle Entwickelung des Geistes findet nur im Wahrnehmen und Anschauen ihren Anfang. Darum werden im ersten Unterricht Tiere, Pflanzen, Werkzeuge, die gesehenen Verrichtungen der Menschen und Ähnliches dem Kinde vorgeführt. Das Kind soll vom Fische oder dem Pferde oder dem Hute die Farbe, die Teile, die Gestalt kennen lernen, und diese Eigenschaften sollen, in engem Zusammenhange mit einander, ein inneres räumliches Bild des Angeschauten erzeugen. Um dies zustande zu bringen, mufs aber die Phantasie des Kindes thätig sein: sie ist es, welche die vielen einzelnen Bestandteile und Merkmale der Dinge zu einem Gesamtbild vereinigt und sie dem Bewufstsein vorführt, wenn auch die Gegenstände selbst nicht gegenwärtig sind. Da natürlich die Phantasiethätigkeit anfangs ungeübt ist, so darf der Unterricht auch nur einfache nicht komplizierte Gegenstände und Vorgänge vorführen. Auch mufs dem Kinde immer Zeit genug gewährt werden, um mit Ruhe die Dinge beschauen zu können.

2. Die Bilder der Aufsendinge sollen ein dauerndes Eigentum der Seele werden; es soll dabei auch das Bild in seiner Vollständigkeit wieder erscheinen. Die Erfahrung lehrt aber, dafs dies nicht ohne weiteres geschieht. Von dem Gesamtbild werden in der Erinnerung fast immer nur Bruchstücke bewufst, wenn die Phantasie nicht aufs neue angeregt wird. Der Lehrer hat darum in Abwesenheit des Gesehenen den Gegenstand in allen seinen Teilen und Eigenschaften nochmals entstehen zu lassen. Auf solche Übungen ist durchschnittlich mehr Zeit zu verwenden, als auf die Behandlung des Gegenstandes bei dessen

Gegenwart, weil es mehrmals zu geschehen hat. Diese Übungen bilden gleichsam die zweite Stufe des Anschauungsunterrichtes. Das Gesagte bezieht sich zugleich auf den Unterricht in der Naturgeschichte, Physik, Geometrie und in ähnlichen Disziplinen, wenn es sich darum handelt, Objekte der Natur und Kunst in Wirklichkeit dem Schüler vor die Augen zu stellen.

3. Bekanntlich ist es nicht immer möglich, die zu besprechenden Dinge vorzuzeigen. In der Heimatkunde, Geographie, Physik wendet sich der Lehrer zunächst an die Erfahrung des Kindes. Da mufs nun auch der Schüler imstande sein, wie z. B. in der Heimatkunde, die früher geschauten Dinge als Gesamtbilder in der Erinnerung vorzustellen, was aber nur gelingt, wenn er hinreichende räumliche Phantasie besitzt. Der Lehrer selbst hat dabei durch Wort und Bild nachzuhelfen und die wahrgenommenen Lücken auszufüllen. In der Geographie dehnt sich der Kreis der Heimat weiter aus, und es kommen Gegenstände und Raumverhältnisse zur Sprache, die dem Schüler als Angeschautes ganz fremd sind. Da verlangt man vom Lehrer zwar nicht mehr Anschauungsunterricht, wohl aber, dafs er anschaulich unterrichte. Es stehen ihm dabei hauptsächlich zwei Mittel zu Gebote: einerseits Zeichnungen, Karten, Illustrationen und andererseits die beschreibende und schildernde Sprache. In beiden Fällen aber ist der Lehrer auf die Phantasie des Schülers mit angewiesen. Die Zeichnungen geben immer nur ein flächenhaftes, gewöhnlich auch nur ein verkleinertes Bild von der Wirklichkeit, welches dann körperlich und vergröfsert vorgestellt werden mufs. Das beschreibende Wort, die Schilderungen und Erklärungen bestehen darin, dafs von einem bekannten Objekte (Wiese, Steinhaufen, Teich u. s. f.) ausgegangen und in Gedanken zu denselben neue Bestimmungen hinzugefügt werden, um so ein neues Bild in der Phantasie entstehen zu lassen. Ohne diesen Anschlufs an Bekanntes sind die Beschreibungen für den Schüler leere Worte, weil es ihm, wie man sagt, nicht gelingt, ein bestimmtes räumlich Umgrenztes vorzustellen.

4. Im Geschichtsunterricht, bei der Erklärung von Musterstücken, im Religionsunterricht handelt es sich um wirkliche oder erdachte Begebenheiten. Diese haben sich auf einem bestimmten Schauplatz abgespielt und sind von Personen vollzogen worden. Der historische Unterricht wird darum erst einen Erfolg haben, wenn der Lehrer die räumliche Phantasie des Schülers in der Weise anregt, dafs dieser die geschilderten Personen mit ihren Handlungen auf einen bestimmten Schauplatz versetzt, und der Zögling die Personen mit dem Schauplatz so lebendig vor sich sieht, dafs er selbst sich gleichsam mit ihnen auf ihm bewegt. Ganz ähnlich müssen auch die Gestalten der poetischen Lesestücke, die Personen der heiligen Schrift lebhaft vor das geistige Auge des Kindes gestellt werden; denn dann erst wird es möglich, dem Zög-

ling die Thaten und Gedanken, deren Träger diese Personen sein sollen, zum Verständnis zu bringen.

In welcher Weise endlich die räumliche Phantasie beim Zeichnen und Schreiben thätig ist, leuchtet von selbst ein und kann darum ohne weiteres von jedem Einzelnen ergänzt werden.

5. Was die zeitliche Phantasie betrifft, so ist diese nicht in der Weise bei der Ausbildung des Menschen beteiligt wie die räumliche. Aus dem Wenigen, was im vorigen Paragraph über dieselbe mitgeteilt wurde, folgt jedoch, dafs sie trotzdem für verschiedene Unterrichtszweige von Wichtigkeit ist, so dafs es notwendig erscheint, auch diese Phantasie zeitig und mannigfaltig zu üben. Die hier notwendigen Übungen können im einzelnen selbst zusammengestellt werden. Besonders wichtig, das sei nur erwähnt, ist die zeitliche Phantasie teils für die richtige Auffassung des in dem Geschichtsunterrichte Erzählten, teils für den Sprachunterricht, der ein grofses Gewicht auf die genauere Beachtung der Zeitvorstellungen, der sogenannten Folge der tempora, legt, weil hiervon das richtige und volle Verständnis des in den Sätzen Ausgesprochenen abhängt.

§ 20.

Die Einbildungsvorstellungen.

Allgemeines. In der Umgangssprache hört man wohl, dafs gesagt wird, man könne sich einbilden auf dem Monde zu stehen, um von hier aus die Erde und die übrigen Sterne zu überschauen, oder man könne sich einbilden, wie eine Kanonenkugel sich ins Endlose fortbewegt. Eine solche Bedeutung hat das Wort Einbildung und Einbildungsvorstellung hier nicht. Die Thätigkeit der Seele, sich in Gedanken auf den Mond zu versetzen oder sich die Endlosigkeit der Welt vorzustellen, schreiben wir der Phantasie zu (s. § 18,2). Unter den Einbildungsvorstellungen verstehen wir alle Gebilde, die durch Abweichungen von den normalen Verhältnissen des Wahrnehmens und Vorstellens entstehen (§ 16 c). Der Hauptsache nach ist hierzu folgendes zu rechnen:

a) **Die Sinnestäuschungen.** Es ist bekannt, dafs eine lange Baumallee sich für unser Gesicht nach dem Ende zu verengert; die an sich parallelen Baumreihen convergieren, während dies in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Ferner verkleinert sich für uns ein Gegenstand, je weiter er von uns entfernt wird. Eine Fläche schätzen wir gröfser, wenn sie hell, kleiner, wenn sie dunkel ist. Dem Tastsinn erscheint der rauhe Körper gröfser als der glatte; bei Berührung eines kalten und glatten Körpers wird die Vorstellung des Feuchten hervorgerufen. Sitzt man in einem schnell dahinrollenden

Wagen, so hält man die Umgebung für bewegt, den Wagen aber für stillstehend. Ebenso bilden wir uns ein, bei Berührung einer Kugel mit gekreuzten Fingerspitzen zwei Kugeln zu berühren u. s. w. In allen diesen Fällen wird etwas in solcher Weise wahrgenommen, wie es in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Die dabei zustande kommenden Gebilde (Einbildungen) sind als unvermeidlich in der Beschaffenheit unserer Sinne begründet. Man redet darum hier von Sinnestäuschungen.

b) **Die Illusionen.** Andere Fälle lassen uns eine zweite Gruppe eigentümlicher Gebilde erkennen, die gleichfalls Einbildungen sind. Es ist bekannt, dafs man in den dunkeln Stellen des Mondes die Umrisse einer Person, des Mannes im Monde, zu sehen meint. Ähnlich erblickt man in einem Gewölke am Himmel ein Gebirge oder eine Landschaft; Felsengruppen erscheinen wie Burgen oder Städte; Baumwurzeln werden zu Schlangen; Steine zu einer Spukgestalt; im Rauschen der Blätter hört man Stimmen unsichtbarer Wesen, und Schattenbilder der Nacht werden zu Gespenstern der Verstorbenen. In solchen Fällen handelt es sich auch zunächst um etwas Gesehenes oder Gehörtes, also um ein Wahrnehmungsbild. Dasfelbe wird aber durch die Phantasie umgeformt, durch Gedanken, die aus der Erinnerung dazutreten, falsch gedeutet, so dafs ein Gebilde in uns entsteht, dem in der Wirklichkeit nichts vollständig entspricht. Solche Einbildungen nennt man Illusionen. Insofern die Phantasie dabei beteiligt ist, bezeichnet man sie auch als Phantasmen. Besonders zahlreichen Illusionen ist der Mensch im Traume ausgesetzt.

c) **Die Halluzinationen.** Eine dritte Art von Einbildungen zeigt sich da, wo eine gesteigerte Reizbarkeit der Nerven oder eine Entzündung gewisser Gehirnteile vorhanden ist. Der Aufgeregte und noch mehr der Fieberkranke sieht Gegenstände und Personen um sich, die nicht vorhanden sind. Der Geisteskranke glaubt sich von Menschen und Tieren verfolgt; er sieht Licht- und Feuermassen, die auf ihn eindringen; er hört Stimmen, die ihn beleidigen, er redet mit Engeln und Heiligen u. s. f. In diesen Beispielen wird angeblich etwas gesehen oder gehört, während thatsächlich zum Empfinden mittelst der Sinne gar keine Veranlassung vorliegt. Solche Einbildungen heifsen Halluzinationen; diejenigen von ihnen, bei denen der Gesichtssinn thätig zu sein scheint, heifsen im besonderen Visionen.

d) **Die Einbildungen und Wahnvorstellungen.** Die Sinnestäuschungen, Illusionen und Halluzinationen sind abnorme Gebilde, die durch Vermischung von Elementen der Wahrnehmungswelt, wie sie entweder durch äufsere Einwirkung oder durch Nachwirkungen in den Nerven, mit Bestandteilen von Erinnerungen sich bilden. Das Wort Einbildung wird aber noch auf andere abnorme Gebilde bezogen, bei denen keine äufsere und

physiologische Veranlassung vorhergegangen, oder zu dem überhaupt kein begründeter und wesentlicher Anlafs gegeben ist. Das ist ein eingebildetes Mädchen, oder der Mann leidet an starken Einbildungen, hört man sagen. Man meint damit, dafs dem Betreffenden ein unrichtiges und unwahres Bild seiner eigenen Person vorschwebt, dafs er über sich und andere Vorstellungen besitzt, die unnatürlich sind und den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechen.

In einem andern Falle entstehen oft sonderbare Vorstellungen über die Vorgänge und den Zusammenhang der Natur, die mit der Gesamtheit aller bisherigen Erfahrungen im Widerspruch stehen. So bildet sich jemand ein, er habe den Geist eines Verstorbenen gesehen, oder er könne mit den abgeschiedenen Seelen verkehren; oder es wird angenommen, dafs das Erscheinen eines Kometen das Anzeichen eines baldigen Krieges sei; oder man behauptet, es sei besser eine wichtige Handlung bei zunehmendem Monde als bei abnehmendem vorzunehmen. Die Gebilde der ersten Art nennt man kurzweg Einbildungen; die letzteren aber sind sogenannte Wahnvorstellungen oder abergläubische Gebilde.

§ 21.

Die Neigung der Kinder zu Einbildungen und Aberglauben.

Die oben erwähnten abnormen Vorstellungen sind zum gröfsten Teil in der eigentümlichen Beschaffenheit der körperlichen Organe, mit denen die Seele in Wechselwirkung steht, begründet. Diese Gebilde sind darum, trotzdem dafs sie Irrtümer über die Aufsenwelt und uns enthalten, als etwas ganz Natürliches und Unvermeidliches anzusehen. Sie werden da am zahlreichsten auftreten, wo der körperliche Einflufs auf die Seele sich am stärksten geltend macht, und wo die Erfahrungen und die Gedanken über die Aufsenwelt gering und mangelhaft sind. Dies gilt nun besonders für die Kinderwelt. Hier findet man Einbildungen in grofser Zahl und eben so starke Neigung zu abergläubischen Vorstellungen.

1. In den ersten Lebensjahren zeigen die Kinder das Verlangen, vieles zu sehen und das Gesehene zu ergreifen. Dabei kann man nun bemerken, wie oft das Kind Täuschungen unterworfen ist. Das Bild im Spiegel, den Schatten an der Wand hält es für etwas Wirkliches; ebenso greift es nach den Bildern des Bilderbuches wie nach den Gegenständen selbst. Es hält Dinge für efsbar, beifst hinein und wird nun erst von seinem Irrtum überzeugt. In den folgenden Jahren entstehen weiter oft absonderliche Vorstellungen über die Erscheinungen und Vorgänge in der Natur: der Nebel, die Wolken, das Geräusch des Vogels, Blitz und Donner, Sturm und Regen erfahren oft die seltsamste Deutung. Dann

auch, besonders wenn das Kind sich fürchtet, erzeugt es von den in der Einsamkeit oder in der dunklen Nacht gesehenen Gegenständen erschreckliche und ungeheuerliche Gebilde.

2. Eine andre grofse Gruppe absonderlicher Vorstellungen bilden sich im Kinde, wenn es anfängt, mit den Dingen in näheren Verkehr zu treten, dieselben gebrauchen lernt oder mit denselben spielt. Da macht der Knabe den Spazierstock zum Pferde, das er füttert und das er zum Reiten benutzen kann. Das Mädchen glaubt, die Puppe sei ein kleines Kind, das gewartet und gepflegt werden mufs. In einem andern Falle spricht der Knabe von sich, wie wenn er ein Soldat oder ein Kutscher oder ein Kaufmann wäre. Das Mädchen wiederum hält sich für die Hausfrau oder für eine vornehme fürstliche Dame oder für eine Dienerin. Beim Anhören von Märchen und Sagen denkt sich das Kind ganz lebhaft an die Stelle der handelnden Personen gesetzt und führt die Handlungen selbst mit aus. So sind die Einbildungen, die beim Spiel der Kleinen dieselben zu immer neuer Thätigkeit führen, aufserordentlich zahlreich. Über die Thätigkeit des Spielens selbst werden wir später noch ausführliches erfahren (§ 27).

3. Halluzinationen sind im allgemeinen weniger häufig, wenn auch bei den Kindern die Lebhaftigkeit der Nerventhätigkeit sehr grofs ist. Bemerkenswert ist jedoch, dafs einerseits eine überhäufte Reizung der Sinne bei Erwachsenen sowohl, als auch bei Kindern Phantasmen erzeugt. Andererseits kann ein langer Aufenthalt im Finstern Halluzinationen hervorrufen, und zwar aus dem Grunde, weil der Mangel der betreffenden Sinnesreize die Reizbarkeit der entsprechenden Gehirnteile steigert. Aus diesem Grunde schon kann das Einsperren der Kinder in finstere Räume von Nachteil sein.

4. Endlich fehlt es auch nicht an Beispielen dafür, dafs die Kinder Neigung zu abergläubischen Vorstellungen besitzen. Dies zeigt sich schon darin, dafs sie gerne alles das glauben, was ihnen über absonderliche Dinge, wie über Geister, Kobolde, Nixen u. s. w. mitgeteilt wird, und dafs sie die Gebilde, die sie sich von solchen unheimlichen Wesen erzeugt haben, bei Gelegenheit zu verwenden und weiter auszubilden suchen. Sodann ist es oft die Umgebung, oder es sind unerwartete Ereignisse in der Natur, die das Kind zu Wahngebilden hinführen. Solche entstehen z. B., wenn es allein eine Kirche, einen Friedhof, eine finstere Waldung betritt, oder wenn es in der Einsamkeit einer fremden Person begegnet oder von einem Gewitter überrascht wird. Leicht fafst endlich auch das Kind einzelne Äufserungen der Erwachsenen, worin Vorstellungen von übersinnlichen Wesen vorkommen, auf und verwebt sie mit seinen eigenen Erlebnissen.

Ein grofser Teil aller dieser abnormen Gebilde verliert sich bald von selbst wieder im Kinde. Das konstante Weltbild macht sich

in demselben mit bestimmter Kraft geltend und verscheucht die Illusionen und Irrtümer. Andere derartige Vorstellungen dagegen verschwinden nicht. Sie werden erst durch längere Erziehungseinflüsse und durch den Unterricht teils beseitigt, teils zu neuen besseren Vorstellungen umgeformt (§ 46).

§ 22.

Das Fühlen und das Streben.

a) **Überleitung.** Die (1) Erinnerungen, (2) Phantasiegebilde und (3) Einbildungen sind verschiedene Vorstellungsinhalte; ihnen zugrunde liegen die (4) Empfindungen, (5) Wahrnehmungen und (6) Anschauungen. Wir finden im Bewufstsein nun noch andere Inhalte vor, die gleichfalls zum Gebiete der Vorstellungen gehören, nämlich (7) Gesamtvorstellungen, (8) Allgemeinvorstellungen, (9) Begriffe und (10) Ideen. Mit diesen werden wir uns später näher bekannt machen.

Zunächst soll noch auf einen allgemeinen Unterschied der Bewufstseinsinhalte aufmerksam gemacht werden. Schon oben (§ 8 und 10) ist erwähnt, dafs den Empfindungen besondere Zustände, Gefühle genannt, anhaften, wonach uns die Empfindungen entweder als angenehm oder als unangenehm, also nicht mehr als gleichgiltig erscheinen. Diese Gefühle verschwinden nun ebenso wie die Empfindungen, kehren aber auch als Erinnerungen wieder.

Andererseits trägt es sich oft in uns zu, dafs die eine Vorstellung sich wie eine Kraft geltend macht, welche in der eigentümlichen Weise wirkt, dafs sie über sich hinausstrebt. Sieht ein Kind einen Apfel, so erlangt oft die Vorstellung desselben eine besondere Lebhaftigkeit und Stärke nebst einem Antriebe zum Apfel hin: wir sagen, dafs im Kinde die Begehrung oder das Verlangen nach dem Apfel entstanden sei. Oder das von der Mutter im Zimmer allein gelassene Kind schaut unverwandten Blickes nach der Thür, und die Vorstellung der Mutter ist zu einer sehnsüchtigen Vorstellung, zu einem Suchen und Verlangen umgewandelt. Oder die bittere Medizin, die dem Kind gereicht wird, versetzt die Empfindung oder Wahrnehmung desselben in einen Zustand der Verabscheuung oder der Begehrung ihrer Entfernung. Und so in unzähligen Fällen. Man nennt nun im allgemeinen die Eigentümlichkeit der Vorstellungen über sich hinaus zu wachsen und in Bewegung und Handlung, sei es äufserer oder innerer Art, überzugehen das Streben, und die Vorstellungen selbst Strebungen.

b) **Die Gefühle.** Zur untersten Abteilung der Gefühle gehören die sinnlichen. Sie sind an Empfindungen geknüpft und bewegen sich zwischen den Gegensätzen des Angenehmen und Unangenehmen, der Lust und Unlust; — dies zur Wiederholung —.

Mit der Fortbildung der Empfindungen zu Wahrnehmungen, zu Erinnerungen, zu Phantasiegebilden wächst auch die Zahl der diese Zustände begleitenden Gefühle, denen dann aber auch mehr oder weniger die sinnliche Grundlage mangelt: sie werden zu geistigen Gefühlen. Auch hier macht sich zunächst der Gegensatz von Lust und Unlust geltend. In vielen, den sogenannten gemischten Gefühlen, wie beim Mitleid, der Mitfreude, dem Gefühl des Schauerlichen sind Lust und Unlust eng in einander greifend. Überhaupt sind unsere Vorstellungen immer von einer Anzahl Gefühlen begleitet und umschwärmt: diese machen uns heiter, fröhlich, begeistert, jene traurig, düster, schwermütig, sie beängstigen uns. Man bezeichnet ein solches Verhalten des Bewufstseins als eine Stimmung des Gemütes.

Innerhalb der Gefühle treten aber auch noch andere Gegensätze auf, so die zwischen schön und häfslich, gut und böse, recht und unrecht. Dadurch entstehen neue grofse Gruppen von Gefühlen, die als sogenannte höhere Gefühle später Berücksichtigung finden werden.

c) **Der Trieb.** Wie die Gefühle eine grofse Mannigfaltigkeit zeigen, so ist auch das Gebiet des Strebens und der Strebungen umfänglich und reich. — Wenn nach den obigen Beispielen das Kind den Apfel oder den Anblick der Mutter begehrt, so liegt in dieser Thatsache, dafs, ehe ein Streben entsteht, immer erst eine Vorstellung bewufst sein mufs. Darum sagt man: jeder Begehrung geht die Vorstellung des Begehrten voraus, oder umgekehrt: jedes Vorgestellte kann begehrt werden. Bedenkt man jedoch, dafs schon das neugeborene Kind nach Nahrung verlangt, ohne vorher Milch gesehen zu haben oder Nahrung überhaupt vorstellen zu können, so leuchtet ein, dafs nicht jedes Streben von bestimmten Vorstellungen ausgeht. Nur dunkle, unbestimmte Empfindungen und Gefühle sind in solchen Fällen die Veranlassung des Strebens. Man nennt solche elementare Vorgänge im Seelenleben Triebe.

Die Regsamkeit der Nerven und Muskeln erzeugt den Bewegungstrieb; die Gefühle des Hungers und Durstes entwickeln den Nahrungstrieb; in den späteren Jahren tritt der Geschlechtstrieb auf. Die Triebe äufsern sich meist in körperlichen Bewegungen, die zur Befriedigung führen sollen. Bei dem Neugebornen sind diese Bewegungen noch ziemlich unsicher (§ 9). Vollkommner treten sie in der Tierwelt auf. Das junge Hühnchen, noch mit der Eierschale auf dem Rücken, läuft schon umher und pickt die Körnchen auf ohne vorhergegangene Übung und Anleitung, und wenn die Zeit des Brütens kommt, baut der Vogel sein kunstvolles Nest. Diese Erscheinungen im Triebleben der Tiere nennt man Instinkte. Für derartige Bewegungen und Handlungen, sowohl beim Tier als auch beim neugebornen Kinde müssen wir notwendig annehmen,

dafs schon in der angebornen Bildung des Muskel- und Nervensystems die fertige Anlage (Disposition) liegt [physiologischer Mechanismus (§ 9)].

d) **Die Begehrung.** Die befriedigten Triebe lassen Erinnerungen zurück, und kehren diese als Strebungen wieder, so sind sie dann Begehrungen. Aufserdem bleibt noch aufrecht erhalten, was schon oben gesagt ist: jede beliebige Vorstellung kann zur Begehrung werden. Die Begehrungen machen sich aber in einer doppelten Weise geltend: der Gegenstand kann als ein anziehender oder als ein abstofsender erscheinen; in jenem Falle wird er begehrt, in diesem verabscheut. Innerhalb des Strebens macht sich also ähnlich wie bei den Gefühlen ein Gegensatz, nämlich der des Begehrens und des Widerstrebens geltend. Überhaupt scheinen die Begehrungen den Gefühlen parallel zu laufen, indem das Angenehme (Gefühl) begehrt, das Unangenehme verabscheut wird. Die Erfahrung zeigt jedoch, dafs oft auch manchem Angenehmen widerstrebt und manches Schlechte begehrt wird. Man hat sich also zu hüten, allgemein das Angenehme als Grund des Begehrens, das Unangenehme als Grund des Verabscheuens anzusehen.

Bemerkenswert ist noch, dafs das Streben in verschiedenen Stärkegraden auftritt. Die Ausdrücke: Erwarten, Wünschen, Hoffen, Fordern, Neigung, Abneigung, Begierde, Hang, Leidenschaft u. s. w. bezeichnen sämtlich Unterschiede der Stärke und Dauer der Strebungen. An einzelnen Beispielen läfst sich nun nachweisen, welches Begehren man eine Erwartung oder eine Hoffnung oder eine Begierde oder eine Leidenschaft nennt (§ 48).

Erwähnt sei vorläufig noch, dafs die Gefühle und Strebungen die natürlich gegebene Grundlage und das Material sind, welches der Erzieher benutzen mufs, um das Gemüt und den Charakter zu bilden (3. u. 4. Abschnitt).

§ 23.

Der Wechsel zwischen Bewufstsein und Unbewufstsein.

a) **Die formalen Veränderungen der Vorstellungen.** Neben den verschiedenen Inhalten der Vorstellungen sind auch die formalen Veränderungen des Bewufstseins zu beachten. Das Wahrnehmungsbild der Sonne z. B. verschwindet, wenn der von aufsen kommende Lichtreiz nicht mehr vorhanden ist, kehrt aber als Erinnerungsbild ins Bewufstsein wieder. In der Wahrnehmung, wie in der Erinnerung hat das Vorstellen einen bestimmten Inhalt. Das Verschwinden aber des einen und die Rückkehr des andern ist eine formale Veränderung des Vorstellens. Letztere besteht darin, dafs die Vorstellung dem Wechsel von bewufst und

unbewufst unterworfen ist. Oder es sagt jemand: der Vogel fliegt, so sind zwei Bewufstseinsinhalte oder Vorstellungen gegenwärtig, aber nicht mehr jeder allein und einzeln, sondern in einer Verbindung. Solche Verbindung ist gleichfalls eine formale Veränderung des Bewufstseins oder des Vorstellens, d. h. hier ein Übergang aus der Isolierung in die Verbindung und umgekehrt.

Diese beiden Eigenschaften des Vorstellens oder der Vorstellungen, bald bewufst, bald unbewufst zu sein und ebenso bald verbunden, bald isoliert zu sein, sind die ersten und wichtigsten formalen Veränderungen des Bewufstseins.

b) **Das unmittelbare Bewufstsein und die primitive Aufmerksamkeit.** Achtet man zu verschiedenen Zeiten auf das psychische Verhalten kleiner Kinder, so bemerkt man hauptsächlich, dafs dieselben mit Dingen und Vorgängen ihrer Umgebung beschäftigt sind: sie sehen und hören nur, was um sie vorgeht, unterhalten sich mit ihren Spielsachen oder ihren Spielgenossen, denken an das Essen und Trinken: die Wahrnehmungen und Vorstellungen der Kinder wechseln ebenso, wie die Umgebung sich ändert. Ähnlich ist es oft auch bei den Erwachsenen: sie lassen sich in ihrem Vorstellen und Denken von den Dingen und Ereignissen der Aufsenwelt leiten. Das in diesen Fällen vorhandene Bewufstsein nennen wir das unmittelbare Empfindungs- und Wahrnehmungsbewufstsein, oder, da dies die erste Stufe des Wissens ist, das primitive Bewufstsein.

Von den mancherlei Dingen im Zimmer oder auf dem Hofe sieht jedoch das Kind keineswegs alles, es läfst sich von denjenigen besonders anlocken, die sich durch ihre Farbe oder ihre Form oder ihre Beweglichkeit oder durch das Geräusch, das sie verursachen, auszeichnen. Diesen Dingen wendet das Kind, wie wir sagen, seine Aufmerksamkeit zu. Dazu kommt ein zweites: hat sich ein Kind längere Zeit mit einem Gegenstande beschäftigt, und sieht es dann plötzlich etwas Anderes: gleich wendet es sich dem Neuen zu, selbst wenn dasselbe von weniger Bedeutung sein sollte. So sind es entweder starke Eindrücke oder es ist der Reiz der Neuheit, wodurch die Gegenstände die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aufserdem wirken oft noch besonders stark die Triebe und Begehrungen, durch welche einzelne Vorstellungen in das Bewufstsein geführt, andere aus demselben verdrängt werden. Diese drei Ursachen sind es hauptsächlich, wodurch das unmittelbare Bewufstsein immer neue Zustände erlebt.

Bei dem Erwachsenen und zumal dem gebildeten Menschen ist der Vorstellungslauf ein etwas anderer. Der Erwachsene kann zu sich sagen: ich will meine Aufmerksamkeit diesem, nicht aber jenem Gegenstande zuwenden, und dann will ich längere Zeit bei ihm verweilen. Er hat die Aufmerksamkeit in seiner Gewalt. Die

erstere Aufmerksamkeit, wie sie bei Kindern vorherrschend ist, nennt man die primitive Aufmerksamkeit.

c) **Der Übergang in das Unbewufstsein.** Beim Verschwinden der Vorstellungen aus dem Bewufstsein fragt es sich, ob der Übergang plötzlich geschieht, oder ob nur eine allmähliche Abschwächung des Gewufsten stattfindet. Eine genaue Selbstbeobachtung läfst erkennen, dafs das letztere vorherrschend der Fall ist, wenn es auch vorkommt, dafs einzelne Vorstellungen plötzlich und vollständig verschwinden. Bei der Rückkehr des Unbewufsten ins Bewufstsein kann man gewöhnlich eine allmähliche Verstärkung der unklaren, dunklen Vorstellungen deutlich beobachten, besonders dann, wenn wir uns auf etwas besinnen und dabei die Erinnerungen bruchstückweise auftauchen.

Den Zustand, bei welchem alles Bewufste zu verschwinden scheint, nennen wir Schlaf. Auf kürzere Zeit geschieht es freilich auch beim Erschrecken, beim Eintreten eines Schwindels oder einer Ohnmacht. Auf Grund der Träume und anderer Wahrnehmungen wissen wir jedoch, dafs auch im Schlaf das Bewufstsein nicht ganz aufhört. Der Gegensatz von Bewufstsein und Unbewufstsein ist also keineswegs ein voller und immer gleich grofser, sondern nur ein gradueller.

d) **Das Gedächtnis.** Es ist uns völlig unbekannt, was mit den vielen Vorstellungen geschieht, die aus dem Bewufstsein verschwunden sind, und in welchem Zustande sie sich befinden, bevor sie im Bewufstsein wieder auftauchen. Man hat sich die Sache dadurch leicht gemacht, dafs man sagt, das Gedächtnis sei die Vorratskammer, in der die Vorstellungen verborgen liegen, bis sie unter günstigen Umständen zum Lichte des Bewufstseins erwachen. Dies Gleichnis, womit keine Erklärung gewonnen ist, kann uns ohne weiteres nicht genügen. Später soll versucht werden, von dem Verschwinden der Vorstellungen ein Verständnis zu gewinnen.

§ 24.

Die Assoziation der Vorstellungen.

a) **Beispiele.** Die zweite wichtige formale Veränderung der Vorstellungen ist die Verbindung und Trennung derselben bei ihrem Bewufstwerden. Einige Beispiele können die Bedeutung dieser Ausdrücke noch deutlicher machen (s. o.). Hört jemand den Namen seines Heimatortes, so taucht in ihm bald eine Anzahl von Vorstellungen auf: er sieht das elterliche Haus, dann die Strafse, in der es steht, dann das Rathaus und den Kirchturm, und an diese Vorstellungen schliefsen sich wohl viele Vorstellungen der Eltern, der Geschwister und der Freunde und deren Erlebnisse

mit ihnen an. — Oder es wird in einer Gesellschaft von einem Unglücksfalle erzählt: bald weifs dann auch ein anderer etwas Ähnliches zu berichten. Oder sieht jemand die Buchstaben a, b, c, so folgen meistens auch die folgenden d, e, f bewufst nach. Oder hört man den Anfang eines bekannten Gedichtes, gleich fällt uns die Fortsetzung ein. In allen diesen Fällen haben sich die Vorstellungen mit einander verbunden (assoziiert), und die eine Vorstellung zieht gleichsam die andere aus dem Unbewufstsein in das Bewufstsein mit hinüber oder, wie man sagt, eine Vorstellung reproduziert die andere.

b) **Die Bedingungen der Assoziation.** Forscht man nach dem Grunde, warum in dem einen Falle die Vorstellungen diese Aufeinanderfolge, in einem zweiten Falle eine andere Abfolge besitzen, so ist es nicht leicht, eine Gesetzmäfsigkeit darin zu erkennen. Denn die Vorstellung eines Hauses oder das erinnerte Gefühl eines Schmerzes erscheint heute in der einen, morgen in einer andern Vorstellungsverbindung u. s. w., woraus hervorgeht, dafs die meisten Vorstellungen sich mit vielen anderen assoziieren, so dafs eine und dieselbe Vorstellung die verschiedensten Abfolgen nach sich ziehen kann.

Jedenfalls sind es hauptsächlich zwei Bedingungen, unter denen Assoziation stattfindet. Auf die erste weisen solche Fälle hin, wo ein Teil eines räumlichen Ganzen auch die Vorstellung der übrigen Teile ins Bewufstsein führt; auf die zweite solche Fälle, wo die Vorstellung eines Ereignisses auch die Vorstellungen der dabei gleichzeitig oder successive gefolgten Ereignisse gleichfalls hervorruft. Erinnere ich mich an einen gesehenen Baum, so werden in mir die Bilder der einzelnen Teile: des Stammes, der Blätter, der Blüten, der Früchte reproduziert — oder denke ich an eine bekannte Melodie, so höre ich im Geiste einen Ton nach dem anderen erklingen. Hiernach reproduziert einerseits jeder Teil eines räumlichen Ganzen die übrigen Teile und andererseits rufen die Teile eines successiven Ganzen einander nach ihrer ursprünglichen Ordnung wieder ins Bewufstsein. Oder anders ausgedrückt:

1. Vorstellungen, welche räumlich Zusammengehöriges vorstellen, assoziieren sich.

2. Vorstellungen, welche gleichzeitig oder successive Geschehenes vorstellen, assoziieren sich ebenfalls. Diese Sätze enthalten die Regeln, nach denen die Verbindung der Vorstellung erfolgt. Man nennt jenen Satz gewöhnlich das Assoziationsgesetz von der Coexistenz im Raume, diesen das Assoziationsgesetz von der Succession in der Zeit.

c) **Die Ausdrücke Verbindung und Trennung der Vorstellungen.** Den verknüpften Vorstellungen stehen nun die isolierten, die im Bewufstsein getrennt erscheinenden gegenüber. Hören wir z. B. jetzt den Ton eines Instrumentes und nach einigen

Sekunden einen andern, so sind beide Wahrnehmungen wohl in einer und derselben Seele vorhanden, aber doch nennen wir sie getrennt, weil sie uns als verschieden erscheinen, und weil uns die erste in einem anderen früheren Zeitpunkte als die zweite bekannt worden ist. Anders verhält es sich, wenn man von der Verbindung der Vorstellungen spricht: das Vorgestellte erscheint, wie schon oben ausgeführt, als gleichzeitig oder derartig zusammenhängend, dafs ein Zustand in den andern übergeht. Unter der Trennung und Verbindung der Vorstellungen ist also etwas anderes zu verstehen, als unter der Trennung und Verbindung der Dinge der Aufsenwelt im Raume. Man darf nicht etwa meinen, dafs, wie Körper räumlich ganz nahe an einander liegen (Verbindung) oder von einander entfernt sind (Trennung), auch in der Seele die Vorstellungen räumlich ihre Lage zu einander änderten.

Die Psychologie (*Herbart*) unterscheidet noch im besonderen zwei Arten von Assoziationen, die Verschmelzungen und die Komplikationen. Verbindet sich z. B. ein zweiter Ton mit dem ihm gleichen ersten, oder verbinden sich drei Töne zu einem Akkord, oder bilden die sieben Farben den Regenbogen — handelt es sich also um die Verbindung entweder identischer oder gleichartiger (homogener) Vorstellungen, so entstehen Verschmelzungen. Assoziieren sich dagegen die Wahrnehmungen weifs, kalt u. s. f., so ist Schnee die Komplikation. Oder verknüpft sich das Bild eines gelbroten runden Gegenstandes mit der Vorstellung eines angenehmen Geschmackes und Geruches, so haben wir die Komplikation Apfel. Hier assoziieren sich also ungleichartige (disparate) Vorstellungen.

d) **Die Bedeutung der Assoziation und das mechanische Gedächtnis.** Aus dem Vorstehenden leuchtet ohne weiteres ein, dafs die Verknüpfung der Vorstellungen für das Leben der Seele von grofser Wichtigkeit ist, denn dadurch erlangt das geistige Leben Zusammenhang; es entstehen vielfache Abfolgen, und auch dann, wenn die Thätigkeit der Sinne unterbrochen wird, setzt sich die Beweglichkeit bewufster Zustände in der Seele fort (§ 33, III). Die Festigkeit der Assoziationen ist freilich sehr verschieden, und es ist bekannt, dafs zur Bildung mancher Assoziationen nicht immer ein blofs flüchtiges Begegnen im Bewufstsein hinreicht. Als eine der innigsten Verknüpfungen erscheint die Verbindung der Wahrnehmung eines Gegenstandes mit seinem Namen, so dafs wir gewöhnlich glauben, der Name gehöre unbedingt zu dem Dinge hinzu.

Auf Vorstellungsverknüpfungen der oben genannten Art beruht auch alles sogenannte mechanische Auswendiglernen, also das Einprägen von Namen und Zahlen, Sprüchen und Liedern, Vokabeln u. s. f., weil die betreffenden Wörter entweder gleichzeitig oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge im Bewufstsein entstanden sind. Natürlich werden die Assoziationen um so dauerhafter, je öfterer sie wiederholt worden sind und je gröfser die Zahl der Verknüpfungen ist, so

dafs eine Vorstellung, die gleichsam ihre Wurzelfasern von vielen Seiten her in eine andere eingeschlagen hat, mit ihr auch fest verwachsen bleibt.

Das mechanische Auswendiglernen geht bei den einzelnen Menschen ungleich schnell von statten. Der Grund hiervon liegt unzweifelhaft mit in der verschiedenen Beschaffenheit der bei der Sprachbildung mitwirkenden Organe. Am günstigsten ist gewöhnlich das Kindesalter für die hier beteiligten Funktionen ausgestattet. Das Kind erwirbt sich als dauerndes Eigentum mit Leichtigkeit zahlreiche Verknüpfungen und Abfolgen von Vorstellungen und Wörtern. Freilich bestehen auch hier wieder grofse Verschiedenheiten.

Man beschreibt und benennt überhaupt das mechanische Gedächtnis nach verschiedenen Gesichtspunkten:

1. fragt man, ob nach vielen oder wenigen Richtungen hin etwas leicht gemerkt wird und unterscheidet darnach das einseitige, vielseitige und allseitige Gedächtnis. Behält jemand leicht Zahlen, aber schlecht Namen, so besitzt diese Person ein einseitiges Gedächtnis. Hier kann man dann weiter von einem Zahlen-, Namen-, Personen-, Spruch-, Ortsgedächtnis reden.

2. achtet man auf die Leichtigkeit des Auffassens und auf die Dauerhaftigkeit des Behaltens. Der eine Schüler lernt schnell, der andere langsam, ein dritter vergifst leicht alles wieder, ein vierter behält das Gelernte ziemlich lange. Im allgemeinen kann man beobachten, dafs derjenige, der zu leicht lernt, auch schnell wieder vergifst. Hier hauptsächlich bei einem leichten Auffassen und längeren Behalten spricht man von einem guten und im Gegenteil von einem schlechten Gedächtnis.

3. redet man von der Treue des Gedächtnisses und meint damit, dafs von dem Aufbewahrten nichts ausgelassen, nichts eingeschoben, dafs die Teile des Vorstellungsganzen nicht versetzt, sondern in unveränderter Reihenfolge wiederkehren.

§ 25.

Die Gemütsbewegungen oder Affekte.

a) **Einleitendes.** Bei dem Ablauf zusammenhängender assoziierter Vorstellungen oder überhaupt bei dem Wechsel der Vorstellungen im Bewufstsein trägt es sich nicht selten zu, dafs der Lauf derselben plötzlich geändert, insbesondere plötzlich entweder bedeutend beschleunigt oder bedeutend verlangsamt wird. Es entstehen hierdurch gewaltsame Störungen, durch welche sich neue eigentümliche Zustände bilden, welche sowohl nach der psychischen, als auch nach der physischen Seite von besonderer Wirkung sind. Man nennt sie Affekte. Ein Knabe befindet sich z. B. mit seinen Spielsachen beschäftigt allein im Zimmer; da sieht ein fremdes

wildes Gesicht zur Thür herein: gleich, so sagen wir, erschrickt das Kind; es will sich verstecken und fängt wohl gar an zu weinen. Oder: Knaben befinden sich auf der Strafse; da begegnet ihnen eine sonderbar gestaltete und eigentümlich gekleidete Person: die Knaben sehen dies, und lautes Lachen ist die Folge. Ähnliches beobachtet man, wenn das Kind ausgelassen, mutig, zornig, traurig, niedergeschlagen, verblüfft ist, wenn es sich schämt u. s. w.

b) **Nähere Beschreibung der Affekte.** Der psychische Vorgang bei den genannten Ereignissen ist in folgender Weise zu denken. In dem Kinde, das im Zimmer spielt, läuft im Bewufstsein gleichmäfsig und ruhig eine ziemliche Anzahl von Vorstellungen hin und her; dabei befindet sich der Knabe sehr wohl; seine Vorstellungen werden von den Gefühlen der Befriedigung begleitet. Man nennt im allgemeinen einen solchen ruhigen, von angenehmen Gefühlen begleiteten Vorstellungslauf die Gemütsruhe, oder man sagt, dafs die Seele sich in dem Zustande des Gleichgewichts befindet. Das Wahrnehmungsbild des fremden Mannes pafst nun in diesen Vorstellungslauf nicht hinein, wirkt aber doch, indem es die Vorstellungen zerreifst, sie in Aufruhr versetzt und die ruhig dahinfliefsenden Vorstellungen gewaltsam zurückdrängt. Sie bekommen in ihrem weiteren Laufe eine andere Richtung, bewegen sich dann schneller oder langsamer. Darum wird der Affekt auch eine Gemütsbewegung oder eine Gemütserschütterung genannt. Dabei merkt man eine doppelte Wirkung: bald nämlich wird das Gemüt gefüllt, bald entleert, bald türmen sich die Zustände, und das Gemüt wird bereichert, bald wird zerstört und vernichtet; in dem einen Falle wirkt die Erschütterung angenehm, in dem anderen Falle unangenehm. Neue Vorstellungen brechen aus dem Hintergrunde rasch hervor, und so wird der Zustand der Furcht, des Schreckens, der Freude, des Zornes, der Begeisterung u. s. w. erzeugt.

Den Erschütterungen des Gemüts folgen meistens auch Erschütterungen des körperlichen Organismus. Der Furchtsame erzittert und will dem neuen Eindrucke entfliehen; der Freudige lacht und springt, der Beschämte errötet, dem Zornigen wallt das Blut, er ballt die Faust u. s. f. Auch hier teilt sich die Wirkung nach zwei Seiten. Der Affekt ruft entweder eine Steigerung oder eine Abminderung der Muskelspannung hervor. Mit der Steigerung ist dann eine Lähmung der regulatorischen Herz- und Gefäfsnerven, mit der verminderten Muskelspannung eine starke Erregung der Nerven verbunden. In jenem Falle jagt das Blut ungehindert durch die Adern, in diesen wird es durch die erregten Nerven festgehalten: das Herz steht momentan still.

c) **Gefühl und Affekt.** Oft hält man die Affekte für stärkere Gefühle. Diese Auffassung entspricht jedoch nicht den thatsächlichen Vorgängen, indem sie das die Affekte meistens Begleitende oder von ihnen Verursachte mit ihm selbst verwechselt.

Die Affekte sind selbständige Zustände, sie sind Störungen (Alterationen) des Gemütes. Da man nun mit dem Ausdrucke „Gemüt“ die im Bewufstsein wirkenden und die Stimmung beherrschenden Vorstellungen, Gefühle und Strebungen umfafst, so stehen natürlich die Affekte sowohl mit den Vorstellungen, als auch mit den Gefühlen und Strebungen im Zusammenhang. Der spielende Knabe hatte, ehe sein Gemüt erschüttert wurde, das Gefühl der Befriedigung, nach dem stattgefundenen Affekte war es das Gefühl des Unbehagens, das ihn erfüllte. Dem Affekt gehen also Gefühle voraus, andererseits folgen ihm solche Zustände. Die neu eintretenden Gefühle sind dabei meistens heftiger, als die denselben vorangehenden; nach ihnen benennt man in einigen Fällen den Affekt selbst. Nach dem neu entstandenen Gefühle der Freude z. B. wird der Affekt als ein Affekt der Freude bezeichnet; dagegen sagt man nicht, dafs dem Affekte des Zornes ein zorniges Gefühl folge, eher eine zornige Begierde.

d) **Die Arten der Affekte und ihre pädagogische Behandlung.** Die Affekte sind ihrer Natur und ihren Wirkungen nach ziemlich mannigfaltig, und die Sprache hat auch eine grofse Anzahl Namen für dieselben. Auf der einen Seite stehen die Affekte der Gemütsüberfüllung, die auch rüstige oder sthenische oder aktive oder exzitierende, aufregende Affekte genannt werden; solche sind: Überraschung, Lustigkeit, Ausgelassenheit, Mut, Zorn, Bewunderung, Begeisterung, Freude. Ihnen gegenüber stehen die Affekte der Gemütsentleerung, die auch schmelzende oder asthenische oder passive oder deprimierende Affekte heifsen; solche sind: Beklommenheit, unangenehme Überraschung, Traurigkeit, Kummer, Angst, Furcht, Scham, Schreck, Verzweiflung.

Zu Affekten ist nun besonders das kindliche Gemüt geneigt. Manche Kinder lachen über alles, andere weinen wiederum sehr leicht; sie fürchten sich und erschrecken bei jeder Gelegenheit. Der Knabe wird schnell zornig, er schlägt um sich, ist wild, ausgelassen u. s. f. Diese leichte Erschütterung des kindlichen Gemüts hat ihren Grund hauptsächlich darin, dafs einerseits die Kinder auf die Umgebung scharf achten, ihnen alles Sonderbare auffällt, und dafs andererseits im Kinde die Vorstellungsverbindungen (Assoziationen) weniger fest und weniger zahlreich sind und deshalb leicht durch neue Eindrücke zerrissen werden können, und dabei überhaupt noch eine grofse Empfänglichkeit für äufsere Eindrücke haben. Deshalb verlieren sich die Affekte mit zunehmender festeren Verknüpfung der Vorstellungen. Einige Affekte, wie der Trotz, der Zorn, die Wut, die Bosheit, aber auch die Furcht, das Entsetzen sind ein Zeichen grofser körperlicher Reizbarkeit; solchen Kindern gegenüber ist auf eine sorgfältige körperliche Pflege zu achten und durch sorgfältige Behütung dem Ausbruche solcher Affekte vorzubeugen. Endlich treten im Kinde noch andere Affekte, wie die

Scham, der Mut, die Begeisterung auf, welche die Grundlage zu Gesinnungen und Tugenden bilden. Die Erziehung hat diese in geeigneter Weise zu pflegen und zu leiten, ihnen passende Nahrung zu einer richtigen Weiterbildung zuzuführen.

§ 26.

Die Vergeistigung der Aufsenwelt.

a) **Thatsachen.** Unser Bewufstsein stellt sich, wenn wir uns alles bisher Erörterte vergegenwärtigen, als ein Schauplatz dar, auf welchem die verschiedensten Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle, Begehrungen mit einander abwechseln. Dieses alles trägt sich in uns zu; es sind unsere Zustände. Ohne Wissen und Wollen versetzt jedoch der Mensch seine Empfindungen nach aufsen, d. h. er stellt sie als etwas Äufserliches dar; er projiziert, figuriert und lokalisiert diese seine eigenen Zustände (§ 12), so dafs das Kind schon frühzeitig eine vollständige fertige Wahrnehmungs- und Anschauungswelt zu umgeben scheint.

Der Prozefs des Projizierens beschränkt sich jedoch nicht blofs auf die Empfindungen. Das Kind glaubt nicht nur, dafs der Zucker süfs ist, sondern es meint auch, dafs die Puppe ebenso wie es selbst den Schmerz empfinde, dafs sie Essen und Trinken begehre, wachen und schlafen könne. Die Dinge der Aufsenwelt werden also mit Gefühlen und Begehrungen ausgestattet; das Kind leiht ihnen seine eigenen Gemütszustände und legt ihnen Bestimmungen bei, die ihnen thatsächlich gar nicht zukommen. Die Kinder und mit ihnen mehr oder weniger die Erwachsenen leben nach dieser Seite hin fortwährend in Einbildungen und Irrtümern, und man nennt die eigentümlichen Vorgänge, durch welche die nur dem Innern der Seele zugehörigen Zustände äufseren Dingen und Ereignissen zugeschrieben, d. h. als zu ihnen gehörig vorgestellt werden, die Vergeistigung der Aufsenwelt.

b) **Die Vergeistigung durch Gefühle und Strebungen.** Zunächst versetzt das Kind seine Gefühle, Affekte, Wünsche, Begehrungen in die Dinge, mit denen es verkehrt, und in welchen die Ursachen seiner Gemütszustände zu liegen scheinen. Hiernach denkt das Kind den Tisch, an den es sich gestofsen hat, als den Thäter seines Schmerzes, und die Nadel, mit der es sich gestochen hat, nennt es garstig und böse. Die Fortsetzung dieser frühen Vorgänge treffen wir noch in vielem an, was der Erwachsene beibehält: das Feuer wird von ihm furchtbar, die Landschaft lieblich, der Himmel majestätisch genannt; das Plätschern des Baches ist ein geheimnisvolles Reden, das Rauschen des Waldes ein unheimliches Geflüster, während doch jeder bei einiger Besinnung weifs, dafs wir es sind, die das Gefühl des Lieblichen, des Majestätischen, des Geheimnis-

vollen erleben. Hierher gehören überhaupt alle Prädikate, mit denen wir die Dinge als angenehm oder unangenehm, nützlich oder schädlich, gut oder böse u. s. f. benennen. Besonders übertragen wir unsere Gefühle auf solche Gegenstände, die unserem eigenen Körper ähnlich sind. Was wir also in unserem Körperbilde, in unserem Leibe erleben, das lassen wir unter ähnlichen Umständen jedem ähnlichen Körper erleben. So betrachtet das Kind, wie schon bemerkt, die Puppe als ein ihm ähnliches Wesen, das Schmerz und Freude fühlt. Den Tieren, welche viele den unsrigen gleiche oder ähnliche Eigenheiten haben, schreiben wir ebenfalls Gemütszustände, wie wir sie erleben, zu, ohne zu wissen, ob wir darin recht thun. Ebenso deuten wir den Gesichtsausdruck unserer Mitmenschen nach unserem eigenen; hiernach ist das Lachen einer Person soviel wie Freude, weil wir, wenn wir uns freuen, ebenfalls häufig lachen. — Ein grofser Teil der Prädikate, die wir den Dingen und Ereignissen aufser uns beilegen, findet besonders in der Poesie seine Verwendung. Endlich gehört hierher auch noch die Thatsache, dafs wir den Rahmen der Vergeistigung der körperlichen Aufsenwelt immer enger ziehen, bis in unseren eigenen Leib hinein. Der Finger oder der Zahn thut weh und hat den Schmerz, oder die Zunge hat das Gefühl der Süfsigkeit oder Bitterkeit, die Trauer wohnt im Herzen, aber auch der Mut, und der Zorn im Blut u. s. w.

c) **Die Vergeistigung durch Vorstellungen.** Andererseits übertragen wir ebenfalls viele rein geistigen Bestimmungen, die wesentlich nur Formen und Verhältnisse unserer Vorstellungen sind, auf die Aufsenwelt. Eine Anzahl solcher Bestimmungen haben wir schon beim räumlichen und zeitlichen Wahrnehmen kennen gelernt (§ 12—14). Hiernach lernt das Kind bald die Dinge räumlich und zeitlich auffassen; er weifs ebenso bald, ob der eigene Körper oder sonst ein Gegenstand ruhig oder bewegt ist, ob nur ein Ding, oder ob wenige oder viele Dinge wahrgenommen werden.

Indem dann weiter die gleichzeitigen Wahrnehmungen zu Einheiten verschmelzen oder sich komplizieren, bildet sich allmählich die Vorstellung des Dinges und seiner Eigenschaften aus. An den einzelnen Dingen wird ferner beobachtet, dafs sie nicht nur ihren Ort, sondern auch ihre Eigenschaften ändern, ja dafs sie selbst ganz für die Sinne verschwinden können. Dadurch entsteht das Bewufstsein, dafs die Dinge sich verändern, dafs sie entstehen und vergehen. Aus dem Verkehr mit anderen Wesen und Dingen ergiebt sich auch, dafs die Veränderungen der Dinge sehr mannigfach sind: das Wachen, Schlafen, Essen, Trinken der Menschen sind andere Vorgänge, als das Verbrennen des Holzes, das Verdampfen des Wassers, das Zerschneiden des Brotes. Dann entstehen weiter die Vorstellungen des lebendigen und des toten Dinges, des sichtbaren und des nicht sichtbaren Dinges oder Ereignisses, die

Vorstellung, dafs das Ding etwas erleidet oder etwas thut. Durch alle diese Vorstellungen wird ebenfalls die Aufsenwelt vergeistigt, da diese Vorstellungen nur Gebilde unserer Seele sind, die wir aber auf die Aufsenwelt übertragen, oder mit anderen Worten, die wir auf sie anwenden, und durch welche wir die Natur der Dinge und Ereignisse und deren Zusammenhang unter einander und mit uns zu verstehen meinen. Man nennt diese Vorstellungen Kategorien der Erfahrung (*Kant*). Im Besitze solcher Kategorien sagen wir also von den Dingen, ob es eins oder viele oder alle Dinge sind, ob sie wirklich oder erdichtet, ob sie thätig oder leidend, ruhig oder bewegt, veränderlich oder konstant, lebendig oder tot sind u. s. w. Derjenige, der viele solcher Urteile richtig zu benutzen, neue aufzufinden weifs, der besitzt, wie man sagt, natürlichen Verstand (§ 35).

§ 27.

Das Spielen.

a) **Die Rückwirkung der Seele auf den Körper.** Für die in der Seele entstandenen Vorstellungen, Gefühle und Strebungen besteht, wie gesagt, die Eigentümlichkeit, dafs diese Zustände in den Körper und in die übrige Aufsenwelt verlegt werden. Nun wirken aber die Vorstellungen u. s. w. noch in anderer Weise nach aufsen. Ihnen steht ein willfähriges System körperlicher Einrichtungen zu Gebote, welches den Antrieben, die in den Vorstellungen liegen, Folge leistet. In § 11 ist schon ausgeführt worden, wie die Empfindungen unwillkürliche Bewegungen nach sich ziehen, also den Eindrücken von aufsen auch Rückwirkungen nach aufsen folgen. Mit der zunehmenden Reichhaltigkeit des inneren Seelenlebens im Kinde müssen natürlich einerseits auch die Wirkungen nach aufsen an Zahl zunehmen; andererseits vervollkommnet sich aber auch durch Übung der Nervenmechanismus, und die Bewegungen werden komplizierter. Eine besondere Gruppe von Bewegungen, Verrichtungen und Handlungen im Kindesalter legt sich dar im Spielen.

b) **Nähere Beschreibung des Spielens.** Fast alles, was mit dem Kinde in Berührung kommt, wird für dasselbe Anlafs und Gegenstand zum Spielen. Schon das kleine Kind, das noch auf dem Schofs der Mutter oder Amme sitzt, ergreift das dargereichte Spielzeug, um es zu drehen und verschiedentlich zu bewegen; es richtet das umgeworfene Holzstückchen immer von neuem wieder auf und gebraucht die einfachsten Dinge zu angenehmen, unterhaltenden und belustigenden Verrichtungen. Der ältere Knabe ahmt das Tagewerk des Vaters nach, das Mädchen das der Mutter. Der Knabe ackert und pflügt, er erntet und drischt, er bäckt aus Sand Brot, kauft und verkauft; des Vaters Stock, der Stiefelknecht

sind Pferde und Wagen, Perlen und Erbsen sind Geld. Er baut aus Steinen Häuser, am Wasser stellt er Teiche her, er ist Soldat, König, Kaufmann, Fleischer, Räuber. Das Mädchen wiederum wird nicht müde, mit der Puppe zu spielen, alles mit ihr vorzunehmen, was mit ihm selbst vonseiten der Mutter geschieht. Dann denkt es sich als Dienerin, Herrin, Näherin, Köchin, Verkäuferin und thut darnach, es kehrt, näht, räumt auf und ab. Ohne zu ermüden, setzt sich das Spiel stundenlang fort, immer in neuen Variationen des alten Spieles, dabei vertiefen die Kinder sich oft so, dafs es schwer wird, sie davon zu trennen.

Da den Körperbewegungen Antriebe vonseiten der Vorstellungen vorangehen, so kann man nun von dem reichen Wechsel solcher Bewegungen zurückschliefsen auf die Seelenzustände, die im kindlichen Bewufstsein ablaufen. Es sind meistens Erinnerungsbilder, umschwärmt von Phantasiegebilden, begleitet von Gefühlen und Begehrungen, welche in den sich durchkreuzenden Assoziationen und dem entsprechenden Wechsel der Bewegungen der körperlichen Organe ihre rasche Befriedigung finden: daher das Unterhaltende, Erheiternde, Fesselnde des Spieles.

Dies gilt von den Spielen der Kinder ebensogut, wie von allen Arten der freien Künste und Beschäftigungsweisen, so lange diese selbst noch in der Kindheit liegen: die ersten Musiker, Dichter und Sänger spielten zweck- und regellos, aus reiner Lust, wie es die Regsamkeit des Geistes natürlich erzeugte (*Strümpell*).

c) **Die Bedeutung des Spielens.** Zunächst liegt in dem Spielen, wie erwähnt, eine natürliche Entäufserung der menschlichen Seele, das heifst, es ist eine ihr angeborene Tendenz, die empfangenen Eindrücke, die sich zu Empfindungen und Wahrnehmungen, zu Vorstellungen, Gefühlen und Begehrungen umgewandelt haben, auch wieder nach aufsen zurückwirken zu lassen: im Spielen entladet sich naturgemäfs die erste freie Regsamkeit der Seele. Das Spielen der Kinder mufs also als etwas Selbstverständliches und Notwendiges angesehen werden, und da, wo man es nicht antrifft, ist dies ein Zeichen entweder grofser Dürftigkeit des seelischen Lebens, oder ein Zeichen dafür, dafs das körperliche System nicht fehlerlos ist und nicht willfährig der Seele zu Gebote steht. Weil die Regsamkeit des Kindes etwas Natürliches ist, so gewährt das Spiel dem kindlichen Gemüt Befriedigung und Freude, wird von ihm verlangt und gesucht und füllt naturgemäfs einen grofsen Teil der Zeit der Kindheit aus.

Da bei manchen Spielen die körperlichen Organe nicht ohne weiteres sicher und zuverlässig arbeiten, entsteht in solchen Fällen immer ein Versuchen und stufenweises Nachahmen. Dies giebt der Seele wieder Anlässe zu neuen Vorstellungen. So ruft zwar die innere Regsamkeit das Spiel hervor, letztere wird aber umgekehrt auch durch dasselbe reicher und gewandter. Zugleich ist

dabei nicht zu vergessen, dafs das viele Versuchen und allmählich gelingende Fortschreiten der Bewegungen und Handlungen den Muskelapparat kräftigt und ausbildet, so dafs er später nützlichen Beschäftigungen dienen kann. Aus dem Gesagten ergiebt sich nun, was in Bezug auf das Spielen der Kinder vonseiten des Erziehers zu geschehen hat, nämlich einerseits sehr wenig, andererseits sehr viel. Die Hauptsache ist, dafs dem Kinde die richtige Gelegenheit zu für dasselbe passenden Spielen gegeben wird, damit sie aus dem Kinde möglichst frei und von selbst entspringen. Hierin wird viel gefehlt; es ist fehlerhaft, das Kind immer dazu anzuleiten, es gar mit Spielsachen zu überhäufen oder es gar zum Mittel und Gegenstande eines Spieles der Erwachsenen selbst zu machen. — Übrigens war dieser Gegenstand hier nur zu berühren; er verlangt eine eigene Erörterung, nicht blofs vom Standpunkt der Psychologie.

§ 28.

Das Sprechen und die Sprache.

a) **Die Ausdrucksbewegungen.** Aufser den genannten Bewegungen und Verrichtungen im Spielen und den vielfachen Bewegungen, die bei sonstigen Handlungen nötig sind, giebt es noch eine andere Gruppe, welche man Ausdrucksbewegungen nennt. Bei den Affekten (§ 25) ist darauf schon hingewiesen worden. Ein Mensch, der z. B. in der Wildnis einem unbekannten Tiere begegnet, erschrickt, stöfst wohl einen Schrei aus und hebt unwillkürlich die Arme. Sieht er dann, dafs diese Körperbewegung das Tier zurückscheucht, so benutzt er dieselbe weiter, um das Gefürchtete ganz zu vertreiben. Hier sind das Geschrei und das Heben der Arme der Ausdruck des schreckhaften Affektes. Bei andern derartigen Vorgängen tritt das Erröten oder das Erblassen ein, oder es werden Thränen vergossen, oder der Mund verzieht sich. Letzteres geschieht nicht nur bei der thatsächlichen Einwirkung eines Geschmacksreizes, sondern auch bei allen Gemütsbestimmungen, welche die Sprache mit Ausdrücken wie bitter, herbe, süfs bezeichnet. Besonders zahlreich sind die Ausdrucksbewegungen der Arme und Hände, des Kopfes und der Augen. Beim Aufmerken und Horchen ist der Blick fest und fixierend, bei der Überraschung ist das Auge geöffnet, bei plötzlichem Schreck hat es sich geschlossen. Der Verachtende wendet den Blick zur Seite, der Niedergeschlagene kehrt ihn zu Boden, der Entzückte nach oben, der Drohende richtet ihn unverwandt auf den Bedrohten. In allen diesen Fällen sind es also Affekte, starke Gefühle, Begehrungen, welche in den Körpergliedern Bewegungen hervorrufen, und welche nun Gelegenheit geben, Schlüsse auf den innern Zustand des Menschen daraus zu ziehen. Werden diese Körperbewegungen

benutzt, um bestimmte Vorstellungen von einem Andern erkennen zu lassen, dann redet man von einer Geberdensprache. Ausser dieser besitzen wir noch ein anderes fügsames Mittel, unsere inneren Zustände zu äufsern; dies ist die Lautsprache.

b) **Das Zustandekommen des Sprechens.** Das Kind braucht immerhin eine ziemlich lange Zeit, ehe es das Sprechen erlernt, und es sind in der That höchst verwickelte Vorgänge, wodurch dasselbe zustande kommt.

Das Sprachorgan ist nun zunächst auch ein Bewegungsorgan, wie die Hände, Arme, Augen und das frühe Schreien der Kinder zeigt, dafs es in derselben Weise benutzt wird. Ein richtiges, lautes Sprechen setzt aber mehr voraus als ein blofses Schreien. Zuerst müssen im Kinde gesondert bestimmte Wahrnehmungen oder Erinnerungen derselben, wie zum Beispiel das Bild der Mutter, des Vaters, der Wiege, des Bettes, der Hände, der Füfse vorhanden sein. Zweitens aber hört auch das Kind die Personen, die mit ihm verkehren, sprechen; dadurch entstehen in ihm Wahrnehmungen und Erinnerungen bestimmter Laute. Dazu kommen drittens auch Gesichtswahrnehmungen, nämlich die der sprechenden Lippen und der das Sprechen begleitenden Gesichtszüge der Erwachsenen. Auch diese beharren und suchen sich geltend zu machen. Viertens liegt noch in dem Sprachwerkzeug selbst ein Trieb zu seiner eigenen Bethätigung (Funktion), Naturlaute zu erzeugen. Wie oft dies nun geschieht, so oft treten Muskelgefühle auf und bleiben als Erinnerungen zurück. Diese viererlei Zustände sind ohne Zweifel die Bedingungen des Sprechenlernens. Die Kunst des Sprechens und das Ergebnis der vielen Versuche, die das Kind macht, ehe es sprechen lernt, besteht jedenfalls darin, dafs die genannten vier Arten der Wahrnehmungen oder Erinnerungen derselben richtig zusammenwirken; dafs also, wenn das Kind Papa sagen soll, das Wahrnehmungsbild des Vaters, das Bild des gehörten Lautes, das Bild der bewegten Lippen der Mutter, die dem Kinde das Wort oft vorgesagt, — dafs dieses alles sich assoziiert und so verbunden sich geltend macht und allmählich den richtigen Effekt hervorbringt.

c) **Der Mechanismus des Sprechens und des Sprachorgans.** Die Hauptsache bei dem Zusammenwirken der genannten Faktoren besteht darin, dafs die Wahrnehmungen der zu nennenden Gegenstände (Vater, Mutter, Wiege, Milch) kräftig genug wirken, die Oberherrschaft erlangen und die übrigen Vorgänge in ihren Dienst nehmen. Das findet keineswegs immer statt. Bei vielen Kindern, besonders bei kleinen Mädchen, kann man beobachten, dafs, wenn sich eine gröfsere Anzahl von Wörtern gebildet hat, diese allein in freier Weise sich verbinden. Das Mädchen spricht den ganzen Tag und weifs oft gar nicht, was es spricht, denkt bei den ausgesprochenen Wörtern und unvollständigen Sätzen gar nicht

an die dazu gehörigen Vorstellungen. Hier ist also offenbar die Verbindung der oben genannten viererlei Zustände nicht vorhanden. Nur der Trieb zum Sprechen und die durch das Sprachorgan eingelernten Laute machen sich geltend. Die Laute verbinden sich, und es entstehen mechanisch lange Reihen von Assoziationen. Man kann diese Vorgänge als einen Mechanismus des Sprechens bezeichmen. Dabei ist nun oft die Verbindung der Wörter derartig, dafs der Erwachsene, der sie hört, glaubt, das Kind sei aufserordentlich verständig und gescheit. Seine Sprache ergiefst sich wie ein Strom; die gröfsten Wahrheiten und Schönheiten spricht das Kind aus, und doch — denkt es sich dabei nichts, es spricht blofs. — Ähnliches kann man in gewissen Fällen auch bei Erwachsenen beobachten.

Auch das Umgekehrte von dem Gesagten tritt ein: Kindern und Erwachsenen fällt das Sprechen schwer; sie wissen wohl, was sie sagen wollen, aber es fehlt der richtige Ausdruck; sie bringen nichts heraus. In einem andern Fall geschieht es auch, dafs sich die Rede überstürzt und nicht schnell genug heraus kann. Hier wie dort liegt der Grund meist darin, dafs der Mechanismus des Sprachorgans der Seele nicht genügend zu Gebote steht. Dabei ist es oft schwer, Abhilfe zu schaffen, da auch der Erwachsene es gar nicht weifs, wie er es anfängt, um auf das Sprachorgan so zu wirken, dafs dieses und kein anderes Wort hörbar wird.

d) **Die Wichtigkeit der Sprache.** Manchen Kindern gewährt es ein grofses Vergnügen viel zu sprechen; sie thun es oft auch ohne Zuhörer. Dies hat noch einen besonderen Wert. Da nämlich durch das ausgesprochene Wort das Kind eine nochmalige Empfindung erlebt, und diese sich mit der im Worte angezeigten Wahrnehmung durch das Aussprechen immer wieder aufs neue verbindet, so wird dadurch der Bewufstseinsinhalt deutlicher und klarer. Indem das Kind die Worte Vater, Mutter, Hund, Katze wiederholt spricht, erlangen die betreffenden Vorstellungen eine bessere Umgrenzung und gröfsere Deutlichkeit. Die vom Kinde wahrgenommenen Personen und Dinge bestehen aber aus einer gröfseren Anzahl von Einzelwahrnehmungen, wie z. B. zum Wahrnehmungsbild der Mutter die einzelnen Körperteile, die Kleider, die Gesichtszüge, zum Wahrnehmungsbild des Tisches die Beine, die Platte, die Farbe, die Gröfse der Teile gehören. Diese Einzelwahrnehmungen werden durch das Wort Mutter, Tisch, wie durch ein Band zusammengehalten, oder anders ausgedrückt: Die Komplikationen und Verschmelzungen bekommen durch das mit ihnen verbundene Wort einen besonderen Halt.

Das Kind zeigt ferner, wenn es einmal sprechen gelernt hat, das Streben oder Verlangen, für jedes wahrgenommene Ding, für jeden Vorgang und jedes Ereignis auch das entsprechende Wort kennen zu lernen. Und umgekehrt ist es oft bemüht, die Bedeutung

der gehörten Wörter und Sätze zu erfassen. Man kann also sagen, dafs mit dem zunehmenden Reichtum an Wörtern auch der Kreis der Vorstellungen ein immer weiterer wird, und umgekehrt dafs bei Vermehrung der Vorstellungen auch die Sprache gewinnt. Während einer Reihe von Jahren besteht die geistige Regsamkeit im Erfragen und Merken der Namen der Gegenstände in Haus und Hof, Wald und Feld, am menschlichen Körper, so dafs in nicht sehr langer Zeit eine Fülle von Farben und Tönen, Namen, Zahlen, Formen, Personen durch die dazugehörigen Wörter Eigentum des Kindes geworden sind. Auf diese Weise wird durch die Sprache gleichsam das Äufsere, die Anschauungswelt, allmählich erobert, und alles, was das Kind erlebt und thut, bringt es in der Sprache zum Ausdruck, so dafs diese als ein äufserer Niederschlag der Seelenzustände angesehen werden kann. — Die weitere Bedeutung der Sprache kann erst später eingesehen werden (§ 38).

§ 29.

Die Zeitunterschiede des Vorstellens.

a) **Einleitendes.** Wenn Empfindungen und Wahrnehmungen entstehen, oder wenn Vorstellungen als Erinnerungen ins Bewufstsein zurückkehren, überhaupt bei der Bildung und dem Verlauf aller Seelenzustände wird immer etwas Zeit gebraucht. Gering ist diese, wenn etwas gesehen oder gehört wird, so dafs ohne genaue Untersuchung gewöhnlich gemeint wird, nach dem Öffnen der Augen trete auch sofort das Sehen ein. Am ehesten wird die Behauptung, dafs man zum Vorstellen Zeit braucht, zugegeben, wenn man daran denkt, dafs es oft lange dauert, ehe man sich auf etwas besinnen kann; dann wollen die Vorstellungen gar nicht oder nur sehr langsam zum Bewufstsein kommen. In einem anderen Falle, wenn wir z. B. sehr aufgeregt sind, wollen die Vorstellungen und Gefühle nicht weichen, sondern machen sich lange Zeit geltend. Diese Eigentümlichkeit des Vorstellens verdient eine besondere Berücksichtigung, da aufserdem die Zeitunterschiede des Vorstellens bei den einzelnen Menschen sehr verschieden sind.

b) **Die Zeit, die zum Empfinden gebraucht wird.** Wir greifen nochmals zur Empfindung zurück: Ehe wir z. B. das Grün der Blätter sehen oder den Geigenton hören, geht mehreres in uns vor sich. Zunächst mufs der äufsere Reiz von der Netzhaut des Auges oder aus der Schnecke des Ohres u. s. w. zum Gehirn gebracht werden. Sodann tritt zweitens die Erregung ins Bewufstsein, und drittens wendet sich dem Bewufsten die Aufmerksamkeit zu. Der letztere Umstand ist wohl nicht ohne weiteres klar. Es trägt sich nämlich zu, dafs wir vieles sehen und hören

und doch nicht recht wahrnehmen. So sitzen wir z. B. arbeitend im Zimmer, die Uhr läſst fortwährend ihr Tiktak hören, wir wissen dies auch, und doch hören wir es nicht. Man sagt dann wohl, wir achten nicht darauf, es fehlt die Aufmerksamkeit. Erst wenn wir die Arbeit unterbrechen, hören wir den Schlag der Uhr aufs neue. — Man hat nun gefunden, daſs durchschnittlich $^1/_5$—$^1/_{10}$ Sekunde vergeht, ehe das wirkliche Empfinden eintritt. Die Schallempfindungen werden am schnellsten (0,167 Sek.) bewuſst; mehr Zeit brauchen die Haut- (0,201 Sek.) und noch mehr die Lichtempfindungen (0,222 Sek.). Es kommt sonach nicht bloſs auf die Länge der Nerven an, die den Reiz zum Gehirn bringen. Sollen also elektrische Funken oder Töne oder Hautempfindungen gesondert wahrgenommen werden, so müssen die einzelnen Vorgänge wenigstens $^1/_{10}$ Sekunde von einander entfernt sein, sonst verschwimmen sie in einander.

Hierbei ist noch die Stärke des äuſsern Reizes von Wichtigkeit. Die Fortpflanzung nimmt an Geschwindigkeit zu, wenn der Sinneseindruck bedeutender wird. Auch dadurch, daſs man eine Empfindung erwartet, wird die Zeit des Empfindens abgekürzt; ist umgekehrt das Kind zerstreut, dann tritt eine Verzögerung ein, oder die Wahrnehmung kommt gar nicht zustande. Endlich sei noch erwähnt, daſs durch öftere Wiederholung des Eindruckes die Zeit des Empfindens ebenfalls etwas verkürzt wird.

c) **Die Zeit des Ablaufes fertiger Vorstellungen.** Zunächstliegend ist nun die Frage, wieviel Zeit notwendig ist, damit eine Vorstellung aus dem unbewuſsten Zustande in den bewuſsten zurückkehrt. Hier hört allerdings ein genaues Messen auf, denn die Wiederkehr der Vorstellungen als Erinnerung ist der Zeit nach sehr unzuverlässig. Oft geben wir uns Mühe einen Gedanken ins Bewuſstsein zurückzurufen, und es gelingt nicht. Ein anderes Mal erscheint dieselbe Vorstellung, ohne auf ihr Hervortreten zu warten, von selbst. In einem dritten Falle erscheint sie mit anderen verbunden, während sie sich sonst allein zeigte. Im allgemeinen läſst sich wohl annehmen, daſs zur Reproduktion einer einfachen Vorstellung mehr Zeit erfordert wird als zu deren Produktion. Anders ist es bei Assoziationen. Je fester die Verknüpfungen der Vorstellungen, desto schneller folgen sie auf einander. Sind die Assoziationen wiederholt ins Bewuſstsein getreten, um so sicherer ist dann ebenfalls ihre Wiederkehr. Soll freilich der einzelne Gedanke recht klar werden, so darf der Lauf der Vorstellungen kein zu rascher sein; die Aufmerksamkeit muſs Kraft genug besitzen, das Einzelne festzuhalten. Was die Gefühle betrifft, so läſst sich im allgemeinen sagen, daſs Lustgefühle den Lauf der Vorstellungen beschleunigen, Unlustgefühle ihn hemmen. Ähnlich ist es bei den Affekten; sie bringen die Gedanken zum Stillstand, oder sie bewirken, daſs sie sich zügellos überstürzen. Das Begehren, Wünschen,

Hoffen wirkt auch nach zwei Seiten hin: erst werden die Vorstellungen aufgehalten, dann aber drängen sie sich, um zur Befriedigung zu gelangen. — Die letzteren angeführten Sätze können leicht durch einzelne Beispiele erläutert werden.

§ 30.

Die Verschiedenheit der Kindernaturen.

a) **Die Individualität.** In Bezug auf die Zeitunterschiede des Vorstellens (§ 29) läfst sich sagen, dafs jeder Mensch ein besonderes Tempo seines Vorstellens besitzt, so dafs schon hierdurch eine grofse Mannigfaltigkeit unter den Menschen erzeugt wird. Ebenso ist auch sonst schon auf noch andere Unterschiede der Kinder und Erwachsenen hingewiesen worden, so dafs aus allen diesen Beobachtungen sich folgern läfst, dafs überhaupt nicht zwei Menschen angetroffen werden, die körperlich oder geistig vollständig gleich wären. In ähnlicher Weise behauptete Leibniz, dafs kein Blatt dem andern, überhaupt kein Ding absolut einem andern gleich sei. Der Mensch, sagt man, ist aus diesem Grunde ein Individuum, d. h. er ist ein Einzelwesen, dem eine ihm allein eigentümliche körperliche und geistige Beschaffenheit zukommt, wodurch er sich von jedem andern derartigen Wesen unterscheidet. Die Summe der Merkmale aber, die persönlichen Eigentümlichkeiten, wodurch der Mensch als Individuum sich zu erkennen giebt, nennt man seine Individualität.

Wenn es nun aber auch richtig ist, dafs nicht zwei Blätter sich absolut decken, so kann man doch sehr gut alle Eichenblätter von den Birken- oder Buchenblättern unterscheiden. Ähnlich ist es auch bei den Menschen; es besteht hier trotz der Verschiedenheiten vielfache Übereinstimmung, so dafs sich die Menschen in genau unterscheidbare Klassen und Abteilungen in körperlicher und geistiger Hinsicht bringen lassen.

b) **Die Temperamente.** Das Seelenleben ist bekanntlich bedingt durch die Eigentümlichkeit des Leibes. Die körperliche Beschaffenheit (Konstitution) der Menschen ist aber inbezug auf Gröfse und Bauart, Kräftigkeit der Körperteile, in Hinsicht auf Empfindsamkeit und Ausdauer der Nerven und Muskeln sehr von einander abweichend, und hierin liegt auch ein Hauptgrund für die geistige Verschiedenheit der Menschen. In dieser Hinsicht spricht man nun von Temperamenten und bezeichnet damit den im Leibe befindlichen Grund des verschiedenen Verhaltens der Seelenzustände, besonders der Gefühle und Affekte. Diese körperlichen Einflüsse machen sich besonders während der Kindheit, überhaupt im jugendlichen Alter geltend.

Wir bemerken Kinder, welche durch die Beschaffenheit ihrer Muskeln und Nerven eine grofse Regsamkeit entwickeln und dabei gern sich widersetzen, trotzen und schnell um sich schlagen; solche Kinder nennt man, wie auch die Erwachsenen solcher Art, cholerische Naturen. Im Gegensatz zu diesen finden sich Kinder, die eine geringe Empfänglichkeit und Beweglichkeit zeigen, sie sind gleichgültig gegen vieles, auch langsam im Denken und Sprechen; dies sind blöde, phlegmatische Naturen. Ferner giebt es Kinder mit zartem Körperbau; sie sind in ihrem Gemüt leicht beweglich, dem Lachen folgt schnell das Weinen; die Aufmerksamkeit wechselt mit dem Leichtsinn — dies sind Sanguiniker. In einem vierten Falle sieht man vollblütige, dicke Kinder: langsam und träge sind ihre Bewegungen, neuen Eindrücken gegenüber zeigen sie sich verschlossen, und ein heiteres Gesicht ist bei ihnen selten zu finden; in ihnen lernen wir die melancholischen Naturen kennen.

Nun mufs freilich hierbei bemerkt werden, dafs ein und dasselbe Kind in den verschiedenen Lebensumständen sich sehr verschieden zeigt, so dafs man an einem und demselben Kinde wohl die Eigentümlichkeiten aller Temperamente nach und nach beobachten kann. Im siebenten Jahre zeigt das Kind oft ganz andere Eigentümlichkeiten, als im dritten Lebensjahre. Man mufs also sagen, dafs es bestimmt begrenzte Temperamente nicht giebt, am wenigsten im Kindesalter; die Natur des Kindes ist flüssig, ganz so wie sein Leib und seine Seele es sind.

c) **Weitere Unterschiede der Kindernaturen.** Wir heben noch einige die Kindernaturen betreffende Unterschiede hervor! Bezüglich des Gedächtnisses wurde schon erwähnt, dafs der eine Knabe schnell etwas lernt, der andere längere Zeit dazu gebraucht, der dritte das Gelernte schnell wieder vergifst, der vierte es sehr lange fest behält. Ein anderer Gegensatz macht sich geltend, wenn man an die Verknüpfungsfähigkeit der Vorstellungen denkt. Es giebt Kinder, bei denen die Gedanken nicht zusammen halten wollen, vielmehr immer wieder aus den Fugen fallen, so dafs also die Vorstellungen gleichsam körnerartig neben einander liegen. In andern Naturen treten die Gedanken bald in geschlossenen Gliedern hervor; es fällt diesen Kindern bei jedem Einzelnen alles damit Zusammengehörige ein. Diese Eigentümlichkeiten sind für die spätere Entwickelung von grofser Bedeutung. Die Naturen der ersten Art kann man die atomistischen, die der letzteren Art die philosophischen nennen. Auch hier ist es jedenfalls die körperliche Konstitution, welche diese Verschiedenheit wesentlich mit bedingt.

Anders ist es, wenn wir an die Phantasiethätigkeit der Kinder denken. In dem einen Falle spinnt die Seele aus sich heraus und wirkt auf Sprache und Bewegungsorgan. Wir sehen, wie das Kind immer neue Gewebe (Phantasien) erzeugt und seine Spielgeräte damit bekleidet. Daneben stehen Kinder, die aus den Spielsachen

nicht viel zu machen wissen, die blofs zusehen und sich höchstens zu Handlangern gebrauchen lassen. Andere Kinder wieder entäufsern ihre Phantasie weniger im Spiel, als vielmehr in der Sprache: sie haben aufmerksam den Gesprächen der Erwachsenen gelauscht, und im Kreise ihrer Genossen erzählen sie gern das Gehörte oder Erlebte oder selbst Erdachte und finden dabei oft andächtige Zuhörer. Die Kinder der ersten Art sind also phantasiereich, sie sind poetische Naturen, die der andern Art, die phantasiearmen, erscheinen als prosaische Naturen. Inbetreff der Phantasiethätigkeit scheidet sich auch sehr bald das Mädchen von dem Knaben.

Andererseits verrät das Spiel bei manchem Knaben oft einen gewissen Bildungstrieb; es werden allerlei Veränderungen von ihm an den Dingen versucht, aus Holz, aus Papier, Thon werden Schnitz- und Bildwerke verfertigt, und wo die Erwachsenen in ihren Geschäften dergleichen zur Anschauung bringen, da verweilen solche Naturen am liebsten. Wir können sie die Plastiker nennen. Andere Knaben gehen wieder mit Vorliebe dem Lebendigen nach: sie beschäftigen sich gern mit Hunden, Pferden, sie lauschen dem Gesange der Vögel und beobachten deren Lebensweise, suchen Schmetterlinge und Käfer auf. Solche Kinder bilden die Gruppe der Naturforscher.

Eine noch zu erwähnende Eigentümlichkeit besteht darin, dafs sich mitunter die Ichheit eines Kindes schon sehr früh und stark geltend macht, indem es mit Hilfe der Phantasie sich an die Stelle der Erwachsenen versetzt, ähnlich wie diese empfindet und redet und dieses in der Gesellschaft der Gespielen und Erwachsenen hervortreten läfst. Hierher gehören alle altklugen, naseweisen, eitlen, dünkelhaften, herrschsüchtigen, zänkischen Kinder, die als egoistische Naturen zusammengefafst werden können.

d) **Folgerungen für die Pädagogik.** Die vielfachen Unterschiede der Kindernaturen verdienen von seiten des Erziehers die gröfste Beachtung. Die Möglichkeit der Erziehung liegt eben darin, dafs in die Entwickelungsprozesse der kindlichen Seele von seiten des Erziehers eingegriffen werden kann; ehe dieses jedoch geschieht, mufs der Pädagog wissen, welche Entwickelungen schon begonnen haben und wie weit und in welcher Weise sie fortgeschritten sind, um dann fördernd oder hemmend einzugreifen. Dies hier nur vorläufig!

Zum Schlufs möge noch einiges mitgeteilt werden, worauf der Lehrer, wenn ihm ein Zögling zugeführt wird, sehen mufs, um die Individualität des Schülers kennen zu lernen.

Zuerst ist natürlich auf die körperliche Beschaffenheit des Kindes zu achten, auf die Sinnesorgane, besonders die der Augen und Ohren, auf die Muskulatur und Nerventhätigkeit, ob das Kind gesund und kräftig oder mangelhaft organisiert ist. Sodann wird man sich nach den Familienverhältnissen, unter

denen das Kind aufwächst, nach der örtlichen Umgebung des Kindes, nach seinem Umgange erkundigen, um zu beurteilen, ob und wie diese Verhältnisse auf sein Gemüt, auf sein Benehmen einen nachhaltigen oder nur vorübergehenden, einen günstigen oder ungünstigen Einflufs ausgeübt haben. Ferner achte man auch darauf, wie sich das Kind den Erziehungseinflüssen gegenüber verhält, ob die Natur biegsam ist oder harten Widerstand leistet, und nach welchen Seiten hin die Bildsamkeit leicht ist, ob besondere Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen schnell sich bilden, hervorragende Gefühle entstehen, und in welcher Weise sich Strebungen geltend machen. Dies letztere erfährt man auch dadurch, dafs man das Betragen des Schülers aufser der Schule nicht aus den Augen läfst, sondern nach Möglichkeit beobachtet.

§ 31.

Der psychische Mechanismus.

a) **Der Nervenmechanismus.** Die Bewegungen und Verrichtungen, wie sie zuletzt beim Spiel beschrieben worden sind, veranlassen uns anzunehmen, dafs in der physiologischen Organisation des Nervensystems diese Bewegungen gewissermafsen schon vorgebildet sind, und sich in dem entsprechenden Organe ein Mechanismus geltend macht, über dessen Zusammenhang und Wirkungsweise wir bis jetzt vollständig im Dunkeln schweben. Denn die Erfahrung sagt uns, dafs die Vorstellungen der Seele von sich aus die Bewegungen des Körpers einzuleiten und zu beendigen und sehr wohl zu regulieren vermögen, und doch ist es uns unbekannt, wie die Seele dies anfängt und ebenso, was in den Nerven und Muskeln geschieht, wenn die Seele auf sie einwirkt, die Nerven den Reiz auf die Muskeln übertragen, und diese sich dann bewegen und wirken. Bei den einfachen Bewegungen (Reflexbewegungen) ist die Seele nicht einmal überall mit beteiligt. Der Reiz entsteht hier in den Nerven selbst. Bemerkt sei zugleich nochmals, dafs die einfachen Bewegungen zuerst sehr unvollkommen sind, dafs aber die Körperorgane (Hände, Augen, Mund, Füfse), ohne dafs die Seele etwas davon erfährt, sich den Verhältnissen anpassen, die Bewegungen sich also vervollkommnen. Man redet darum von einem Nervenmechanismus oder von einer Muskel- und Nervenphysik (*Du Bois-Raymond*) und meint damit, dafs die Nerven ebenso auf einander wirken und in ihrer Thätigkeit den Gesetzen der Physik und Chemie unterworfen, sind, wie die übrigen Naturdinge.

b) **Der psychische Mechanismus.** Auch ein grofser Teil der innern seelischen Thätigkeit ist ebenfalls mechanischen Gesetzen unterworfen. Man denke zunächst an das

durch die Sinne vermittelte Empfinden; also das Sehen, Hören, Riechen u. s. w. entsteht in uns ganz ohne unser Wissen und Wollen dadurch, dafs Aufsendinge auf einander wirken und auch die Seele in das Bereich dieser Wirksamkeit mit hineinziehen. Auch die Seele mufs sich in die Reihe der Naturwesen einordnen lassen und sich, wie jedes andere Wesen, dem Naturmechanismus fügen. Ferner zeigt die Erfahrung, dafs die entstandene Empfindung, wenn auch nicht immer als solche aber doch als Erinnerungsvorstellung bleibt; sie beharrt als ein dauerndes Eigentum der Seele ebenso, wie ein bewegter oder ruhender Körper in der Natur immer in Bewegung oder Ruhe bleibt, wenn nicht andere bewegende Kräfte auf ihn einwirken. (Gesetz der Beharrung.)

Sodann ist auch die Empfindung bestrebt, als ein Erwirktes eine Gegenwirkung auszuüben, sie ist nach aufsen, nach dem Körper hin wirksam, von woher der Anstofs auf die Seele zum Empfinden kam. So lehrt auch die Physik inbezug auf die Aufsendinge: jeder Wirkung entspricht eine Gegenwirkung. Ein psychischer Mechanismus verrät seine Herrschaft auch darin, dafs die Empfindungen, Wahrnehmungen, Erinnerungen sich verbinden oder trennen, einander Widerstand leisten, sich gegenseitig bald hemmen, bald einander reproduzieren. Wenn die Wahrnehmungen und Vorstellungen: Wurzel, Stamm, Blätter, Blüten sich in der Seele verknüpfen, und daraus die neue Vorstellung Baum entspringt, so hat sich hier ein Vorgang in ähnlicher gesetzmäfsiger Weise vollzogen, wie wenn Natrium, Kohlenstoff und Sauerstoff den neuen Körper Soda ($Na_2 CO_3$) bilden.

Diese wenigen Beispiele genügen, um erkennen zu lassen, dafs innerhalb der Vorgänge in der Seele eine absolute Gesetzmäfsigkeit herrscht, wie innerhalb der Ereignisse in der Natur. Das Zutreffende der Vergleichung besteht darin, dafs die Seele ohne Wissen und Wollen, wie wenn sie bewufstlos wirkenden Kräften unterworfen wäre, gehorcht, ganz so wie die Dinge der Natur sich ihren Veränderungen nicht entziehen können.

c) **Körperliches und Geistiges.** Es ist eine Thatsache, dafs die Seele nichts empfinden, überhaupt zu keinerlei Lebensäufserung gelangen würde, wenn sie nicht mit den Aufsendingen, mit ihrem Körper und der Natur im Wechselverkehr stände. Hierin liegt die Ursache ihres mechanischen Verhaltens: weil die Seele durch Reize von aufsen zur Thätigkeit erwacht, mufs sich auch in ihr die Gesetzmäfsigkeit der äufseren Natur auf einem Teile ihres Gebietes geltend machen.

Trotz dieser Übereinstimmung zwischen den Ereignissen in der Seele und denen in der Natur bleibt jedoch die grofse Kluft zwischen Körperlichem und Geistigem bestehen (§ 7 c.). Der physische Mechanismus hat seine bestimmten Grenzen. Das

Eigentümliche der Seelenzustände liegt zunächst darin, dafs sie als etwas Bewufstes unser alleiniges inneres Eigentum sind, welchem keines von den Eigenschaften der Körperwelt, weder Ausdehnung noch räumliche Bewegung u. s. w. zukommt. Zweitens aber ist der psychische Mechanismus nur auf einen Teil des Seelenlebens beschränkt. Wir werden Seelenvorgänge und Thätigkeiten kennen lernen, die nicht mehr als Wirkungen eines psychischen Mechanismus angesehen werden können, sondern in denen sowohl höhere Bewufstseinsinhalte und Bewufstseinsformen, als auch nicht mehr mechanisch, sondern frei wirkende Kräfte sich offenbaren.

c) **Mensch und Tier.** Diejenigen Wesen, welche dem Menschen am nächsten stehen, sind die höher organisierten Tiere. Ist es nun auch nicht möglich, in das Innere des Tieres hineinzusehen, so sind wir doch auf Grund vieler Anzeichen veranlafst, auch ihnen eine Welt innerer Erlebnisse, wie wir sie auf ein seelenartiges Subjekt deuten, zuzuschreiben. Das Tier empfindet gleichfalls gemäfs der ihm zugehörigen Sinne, und es giebt für dasfelbe ebenfalls eine anschauliche Umgebungswelt. Auch bei ihm wirken die inneren Zustände gleichfalls nach aufsen, so dafs ein Tier oft sehr künstliche Bewegungen auszuführen imstande ist, wobei ihm ebenso, wie dem Menschen, ein willfähriger Nerven- und Muskelmechanismus zu Gebote steht. Nicht minder ferner besitzt das Tier ein Gedächtnis, es merkt sich den Ort, wo ihm die Nahrung gereicht worden ist; es verknüpft die Vorstellung der erhaltenen Nahrung mit der Vorstellung des Ortes und auch mit der des Gebers. Ebenso bemerken wir beim Tiere Anzeichen von Gefühlen (Schmerz, Freude, Anhänglichkeit, Trauer), wie nicht minder Triebe, hier Instinkte genannt, die oft in einer bewunderungswürdigen Reihenfolge zweckmäfsiger Verrichtungen auftreten. Endlich giebt es auch Tiere, welche durch ihr Spielen eine gewisse Phantasiethätigkeit an den Tag legen. So läfst sich mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit sagen, dafs auch die Tiere ein inneres Leben besitzen und dabei einem psychischen Mechanismus unterworfen sind.

Die Wirkungen des psychischen Mechanismus sind jedoch im Menschen frühzeitig anderer Art. Das Kind ist z. B. schon beim Wahrnehmen viel ruhiger und ausdauernder als das Tier; es verweilt frühzeitig mit Aufmerksamkeit bei einzelnen Dingen und Ereignissen. Bei seinen Körperbewegungen keimt bald der Trieb zum Nachahmen und Versuchen heran; die Erinnerungen des Kindes sind lebhafter, die Komplikationen und Verschmelzungen voller, die Verknüpfungen der Vorstellungen vielseitiger, zahlreicher und dauernder; die Triebe treten nicht so nachhaltig und nicht isoliert von den Vorstellungen auf u. s. f. Endlich aber ist es beim Tiere nur in sehr engen Grenzen möglich, das Hervortreten der seelischen Regungen bildend zu beeinflussen (Dressur):

das Tier bleibt in seinem psychischen Mechanismus gefangen. Das menschliche Kind dagegen ist im weitesten Sinne des Wortes bildungsfähig, und mit zunehmendem Alter entwindet sich der Mensch immer mehr den Fesseln des bloſs mechanischen Wirkens in ihm, macht sich dasſelbe allmählich dienstbar und erkennt seine Bestimmung, in geistiger Freiheit fortzuschreiten. Die Unterstützung, die ihm dabei, neben der von eigenen Erfahrungen ihm gewährten Hilfe, vonseiten der Erwachsenen zuteil wird, heiſst Unterricht und Erziehung.

DRITTER ABSCHNITT.

DIE HÖHEREN DEN MECHANISMUS ÜBERSCHREITENDEN BEWUSSTSEINSWEISEN.

---

§ 32.

Die Arten des Bewufstseins.

a) **Beispiele.** Die Zahl der in der Seele auftretenden Zustände ist mit dem, was wir bisher kennen gelernt haben, noch nicht erschöpft. Es thut sich, wie schon im vorigen Abschnitt bemerkt, ein neues grofses Gebiet von Seelenvorgängen auf.

Deuten wir das noch Fehlende zunächst durch einige Beispiele an.

1. Die Wahrnehmungen, welche uns durch die Sinne von der Sonne und der Erde übermittelt werden, haben den Menschen veranlafst zu sagen, die Erde stehe still, und die Sonne bewege sich um sie. Im Laufe der Zeit ist man aber zu der Überzeugung gekommen, dafs umgekehrt die Erde sich bewegt, und für sie die Sonne der Centralkörper ist. Letzteres, nämlich die Bewegung der Erde, hat aber niemand jemals mit seinen Augen gesehen; diese Vorstellungen und andre damit zusammenhängende können also nicht durch unmittelbares Wahrnehmen entstanden sein. Sie enthalten etwas Neues, über das Sinnliche Hinausgehendes. Das Zustandekommen solcher Vorstellungen ist an besondere Thätigkeiten der Seelen geknüpft, und zwar in diesem Falle an das Denken, welches urteilt und aus Urteilen Schlüsse zieht.

2. Oder nehmen wir an, es stehe ein Kind oder ein ganz Ungebildeter vor der Statue des Zeus, so würden beide zwar den weifsen Marmor, den daraus gebildeten Kopf mit den festen Gesichtszügen, die mächtige Stirn, den reichen emporgeworfenen Lockenkranz sehen und anblicken; aber weiter würde von ihnen nichts bemerkt. Stellen wir jedoch einen Gebildeten an die Stelle des Ungebildeten, so steigen in ihm noch besondere Gedanken auf: er erkennt das Ebenmafs der Glieder und der Teile; der Kopf versinnlicht ihm die göttliche Kraft und Majestät, und es entsteht in ihm das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Diese Vorstellungen und Gefühle sind

wiederum etwas Neues, was nicht unmittelbar in der Wahrnehmung liegt, sondern höhere geistige Kräfte voraussetzt.

b) **Aufzählung.** Nach einer genaueren Durchmusterung lassen sich die bewufsten Inhalte der Seele in eine Anzahl Gruppen bringen, die schon im voraus zu kennen für den weiteren Verlauf der Erörterung höchst wichtig ist. Sie bauen sich im Seelenleben gleichsam über und nebeneinander auf, und der eine Zustand ist die notwendige Voraussetzung des nächsten.

Die ersten zwei Arten des Bewufstseins sind uns schon hinlänglich bekannt; wir führen sie der Vollständigkeit wegen hier nochmals mit auf.

1. Zuerst wissen wir etwas dadurch, dafs gesehen, gehört, geschmeckt, gerochen, ein Druck empfunden, ein Schmerz erlitten wird. Dieses Wissen ist als die unterste Stufe der Seelenentwickelung bezeichnet worden, als das Empfindungs- und Wahrnehmungsbewufstsein. In demselben befinden wir uns also beim Anschauen, beim Erinnern, beim Phantasieren, beim Begehren, Hoffen, Wünschen u. s. w., so lange, wie lange eben diese Zustände da sind und dauern.

2. Fast alle Erlebnisse des unmittelbaren Bewufstseins sind mit einem Gefühle des Wohles oder Wehes verbunden. Inbezug hierauf ist auch schon erörtert worden (§ 10), dafs uns in den Gefühlen eine neue Seite, ein neues Bewufstsein der Seele eröffnet wird. Infolge des Wohl- oder Wehegefühles hört das Empfundene oder Vorgestellte auf für uns etwas Gleichgiltiges zu sein. Die Seele erfährt im Gefühl, dafs das Eine ihr förderlich, das Andere hinderlich ist, das Eine ihr zusagt, das Andere ihr widerstrebt, und so bekommt das, was in der Seele geschieht, für sie einen besonderen Wert. In dem Gefühl kennen wir die zweite Art des Bewufstseins; es ist das Bewufstsein des Angenehmen und des Unangenehmen, der Lust und Unlust, des Wohlseins und des Übelbefindens.

Die Gefühle unterliegen zunächst ganz so wie die Empfindungen, mit denen sie verbunden auftreten, dem psychischen Mechanismus; sie enstehen von selbst, werden uns aufgezwungen; sie beharren, kommen und gehen, assoziieren sich u. s. f.

Auf Grundlage dieser Gefühle entwickeln sich aber im Kinde noch Zustände, die zu einer höheren Ausbildung fähig sind und die Veranlassung werden zum Hervortreten der nächsten drei Bewufstseinsweisen, welche man als die höheren Arten des Bewufstseins bezeichnet.

3. Die erste tritt z. B. dann auf, wenn jemand zu der Überzeugung gelangt, dafs die Erde sich bewegt, oder dafs die Wärme kein Körper, sondern eine Erscheinung an den Körpern ist, oder dafs es keine Gespenster geben kann — also erfährt und weifs, ob etwas wahr oder nicht wahr, wirklich oder nicht wirklich,

denkbar oder nicht denkbar ist. In solchen Gedanken, so sagen wir, zeigt der Mensch Verstand und Vernunft. Wir bezeichnen dieses Bewufstsein als das logische, welches sich aus vielen in einzelnen Fällen der Verbindung und Trennung der Vorstellungen entstandenen Gefühlen der Übereinstimmung oder des Widerstreites herausbildet

4. Wiederum andersartige Zustände höherer Art werden erlebt, wenn jemand z. B. in einer anmutigen Landschaft umherwandelt, oder die himmelanstrebenden Schnee- und Eisfelder der Alpen erblickt, oder auf die unabsehbare Fläche des Meeres hinausschaut, oder dem gestirnten Himmel seine Aufmerksamkeit zuwendet oder die mannigfaltigen Formen und Gestalten in der Pflanzen- und Tierwelt betrachtet, oder die Melodien und Harmonien eines Tonstückes mit lauschendem Ohre hört. In solchen Fällen machen sich besondere Gefühle geltend, aus denen das Bewufstsein des Unterschiedes zwischen dem Schönen und Nichtschönen, dem Erhabenen und Niedrigen und noch anderer Gegensätze deutlich hervortritt. Alles nun, was wir inbezug hierauf wissen, bildet das ästhetische Bewufstsein.

5. Davon unterschieden ist eine ihr ähnliche Gruppe von Gefühlen und Vorstellungen, die sich in den Verhältnissen des Thuns und Leidens der Menschen unter einander geltend machen. Wenn der Reiche den Armen unterstützt, der Starke dem Schwachen in der Gefahr beispringt, oder auch wenn der Bösewicht dem Wanderer auflauert, oder wenn der Neidische dem Glücklichen Schaden und Nachteil wünscht u. s. w., so nennen wir solche Gedanken und Handlungen einerseits erlaubt, ehrenhaft, lobenswert, pflichtgemäfs, gut, andererseits aber unerlaubt, schimpflich, tadelnswert, pflichtwidrig, böse. Man betrachtet die Seele, indem sie sich in solcher Weise äussert, als einen Gesetzgeber und bezeichnet ihre Aussprüche als Forderungen des Gewissens. Wir fassen alles, was inbezug hierauf sich im Bewufstsein vorfindet, zusammen als das sittliche oder ethische Bewufstsein.

Anmerkung. Eine weitere Einteilung der Bewufstseinsinhalte, die sich nach einem anderen Gesichtspunkte hin ergiebt, wird später (§ 47) noch zu erwähnen sein.

c) **Aufgaben für die weitere Darstellung.** Derjenige nun, welcher weiss, was wahr und nicht wahr, was schön und häfslich, was gut und böse, was recht und unrecht ist, und für den in solchem Wissen die Regeln und Gesetze für sein Denken, Fühlen, Wollen und Handeln liegen, von dem sagt man mit Recht, dafs es ein gebildeter Mensch sei. Als solcher hat der Mensch aufgehört ein Spielball des psychischen Mechanismus, d. h. der blind in ihm wirkenden Kräfte zu sein; er hat sich, wie man sagt, vervollkommnet und ist zu geistiger Freiheit fortgeschritten.

Eine schon flüchtige Beobachtung der Kinder lehrt nun an zahllosen Beispielen, dafs diese oft lange Zeit das Richtige von dem Falschen nicht zu unterscheiden verstehen, dafs es ihnen ebenso schwer wird, das Nützliche von dem Schädlichen, das Anständige von dem Unanständigen, das Böse von dem Guten genügend zu sondern und demgemäfs zu handeln. In einzelnen Fällen lernt allerdings das ältere Kind richtig unterscheiden und auch richtig handeln; das sind aber immer noch Unvollkommenheiten und meistens nur erst Versuche, das Richtige zu treffen. Sich selbst überlassen, beharrt der Mensch bald auf dem nur gelegentlich von ihm erreichten, beschränkten Standpunkte und würde nicht weiter vorwärts schreiten, wenn er nicht schon als Kind den Einflüssen einer absichtlichen Erziehung und eines geregelten Unterrichts wäre unterworfen worden. Nur Erziehung und Unterricht können den Menschen auf eine höhere Stufe geistiger Bildung erheben.

Hieraus entstehen nun zwei wichtige Fragen. Erstens nämlich mufs untersucht werden, wo und wie das Kind anfängt zu unterscheiden, was richtig und nicht richtig, was wahr und falsch ist und ebenso zu fühlen, was schön und häfslich, gut und böse ist. Zweitens fragt es sich, was von seiten der Erziehung und des Unterrichts zu geschehen habe, um die Keime einer weiteren höheren Entwickelung emporwachsen zu lassen, oder mit anderen Worten, was zu thun sei, um die höheren Bewufstseinsarten auszubilden.

§ 33.

Die Gesetze des psychischen Mechanismus.

In Rücksicht auf die Frage, wie und wann das Kind anfängt richtig zu unterscheiden, mufs zugegeben werden, dafs die Bedingung zum höheren Geistesleben in dem liegen mufs, was sich in der Seele des Kindes auf mechanischem Wege von selbst schon gebildet hat, d. h. dafs Empfindungen, Wahrnehmungen, Phantasiegebilde, Illusionen, Gefühle, Begehrungen und natürliches Handeln schon vorhanden sein müssen, ehe die Seele höhere geistige Zustände aus sich hervorbringen und erleben kann. Der Vorgang ist so zu denken, dafs die niederen Seelenzustände eine derartige Beschaffenheit erlangen und auch wieder selbst so einwirken, dafs daraus neue Vorstellungen, wie die der Wahrheit, des Guten, des Rechts, des Schönen entspringen. Wir müssen darum nochmals genauer die Beschaffenheit und das naturgesetzliche Wirken der ersten seelischen Zustände, also die Gesetze des psychischen Mechanismus untersuchen, um die Stellen zu entdecken, wo das Neue beginnt.

Es sind vier Gesetze aufgefunden worden *(Strümpell)*, denen alle jene Seelenvorgänge gehorchen müssen, die ohne unser Wissen und Wollen, also mit psychischer Notwendigkeit in uns entstehen. Dieselben wurden schon § 31 erwähnt, sollen aber jetzt in ihrer Bedeutung etwas ausführlicher dargestellt werden.

I. Das Gesetz der Beharrung.

Der Sinn dieses Gesetzes ist einfach der, dafs die Empfindungen und Wahrnehmungen, überhaupt alle Seelengebilde, wenn sie einmal entstanden sind, nicht wieder vergehen, sondern ein Eigentum der Seele bleiben. Die Physik spricht von ihrem Standpunkte das Gesetz der Beharrung so aus: „Jeder Körper beharrt in seinem Zustande der Bewegung oder der Ruhe, so lange er nicht durch die Einwirkung von Kräften gezwungen wird, seinen Zustand zu ändern.“ Eine rollende Kugel, so heifst es, würde ewig in der ursprünglichen Richtung und Geschwindigkeit sich fortbewegen, wenn nicht äufsere Ursachen sie zu einer Abweichung der Richtung oder Geschwindigkeit oder gar zum Stillstand brächten.

Gegen die Behauptung, dafs auch die Seelenzustände beharren, kann geltend gemacht werden, dafs der Einzelne doch vieles sieht, hört, fühlt, ohne dafs dieses alles ein dauerndes Eigentum der Seele geworden zu sein scheint, da ein grofser Teil des Empfundenen niemals als Erinnerung wiederkehrt. Dieser Einwand kann jedoch nicht die Bedeutung eines Gegenbeweises beanspruchen. Denn es ist Thatsache, dafs in gewissen Fällen Gesichts- und Gehörsbilder wieder bewufst werden, die vor vielen Jahren zum ersten Mal erlebt worden sind, und deren plötzliches Hervortreten oft geradezu wunderbar erscheint, sowie andererseits nicht selten noch im höchsten Alter Erinnerungsbilder aus der frühesten Jugend wieder zum Vorschein kommen.

Sowie in der äufseren Natur kein bewegter Körper ewig in seiner Bewegung beharrt, weil verschiedene Kräfte nach ihren Gesetzen wirksam sind, denen er folgen mufs, so ist auch die Beharrung der Seelengebilde noch anderen Gesetzen und Einflüssen unterworfen, die nicht erlauben, dafs jede Empfindung bewufst bleibt oder auch nur als Erinnerung sich geltend macht. Würde die Seele freilich nur eine einzige Empfindung, etwa nur einen einzelnen Ton erleben, dann wäre allerdings gar nichts anderes denkbar, als dafs dieser Ton, sobald eben nichts anderes auf ihn einwirkte, oder er überhaupt unter keinen anderen Einflüssen, als nur unter dem Gesetz der Beharrung stände, auch als ein unvergängliches Eigentum der Seele für immer bewufst bliebe.

Die Thatsache des Beharrens der geistigen Zustände ist von einer fundamentalen Bedeutung und Wichtigkeit, weil ohne sie eine

weitere Übung und zusammenhängende Fortbildung des geistigen Lebens überhaupt nicht möglich wäre. Würden die Empfindungen mit dem Zurücktreten der Ursachen, die sie hervorrufen, gleichfalls wieder aufhören, dann gäbe es für uns keine Vergangenheit, keine Geschichte. Der Mensch würde in jedem Augenblicke da sein und sein psychisches Leben gewissermaſsen immer von vorne anfangen, ohne es je fortsetzen zu können.

Wenn es also natürlich und notwendig ist, daſs das, was einmal in der Seele sich gebildet hat, auch darin beharrt, dann folgt daraus, daſs es auch nicht der Annahme isoliert wirkender Vermögen und Kräfte der Seele, wie eines Gedächtnisses, in welchem die Vorstellungen, wenn sie unbewuſst sind, aufbewahrt werden sollen — oder einer Erinnerungskraft, welche die aus dem Bewuſstsein verschwundene Vorstellung wieder bewuſst machen soll, bedarf, um die solchen erdichteten Vermögen zugeschriebenen Vorgänge zu begreifen. Denn durch Annahme solcher verschiedenen Kräfte würde die Seele in unnötiger Weise geteilt und zerrissen werden. Die Frage, wie es zugeht, daſs die Vorstellungen verschwinden, ist vielmehr umzukehren, so daſs man fragt, von welchen anderen Gesetzen die Seele mit beherrscht werde, so daſs zeitweilig die Wirkungen des Gesetzes der Beharrung nicht hervortreten können, demgemäſs es doch natürlich ist, zu beharren. Hierüber weiter unten mehr.

Für die Herausbildung höherer Bewuſstseinsinhalte liegt also in der Thatsache der Beharrung die erste notwendige Bedingung. Wie könnten höhere Vorstellungen, Gefühle und andere Zustände entstehen, wenn kein Unterbau vorhanden wäre? In der organischen Natur ist es nicht anders. Ehe bunte Blüten und reife Früchte wachsen können, muſs die Pflanze emporkeimen, Stengel und Blätter tragen und diese Teile dauernd in gutem Zustande besitzen. So ist auch das Hervortreten der höheren Inhalte und Formen des Seelenlebens nur auf Grund der beharrenden und immer lebendigen Empfindungen, Wahrnehmungen und ursprünglichen Gefühle möglich.

II. Das Gesetz der Kontinuität.

In der Seele würde nach dem oben Erwähnten, wenn sie nur einen einzigen Ton erlebte, dieser eine Ton ohne Aufhören bewuſst bleiben und sich nicht ändern: es bliebe nur ein Ton. Nun werden aber mittelst der Sinne, oft sogar gleichzeitig viele Eindrücke bewuſst, die alle beharren, und darnach müſste sich, wenn wir uns den Vorgang räumlich vorstellen wollen, ein bewuſster Zustand neben den anderen stellen, so daſs das Bewuſstsein eine breite Reihe von nebeneinander liegenden Zuständen bilden würde. Eine solche Folgerung aber wäre ganz unrichtig, da sie mit der Natur und Beschaffenheit der Seele nicht übereinstimmt. Die Seele ist ein

unausgedehntes, einfaches und einheitliches Wesen. Einfach ist sie, d. h. weder in der Wahrnehmung des Tones c, noch neben demselben kann die Wahrnehmung des Tones e oder g zugleich liegen, sondern jede Empfindung, überhaupt jeder Bewufstseinsinhalt ist an seinen Vorstellungsakt gebunden. Einheitlich ist sie, d. h. die drei gehörten Töne c, e, g fliessen in der einen Seele gleichsam zusammen, so dafs der Ton c nicht etwa in einem besonderen Teile der Seele, der Ton e in einem anderen gehört wird; oder wenn wir noch weiter gehen: es ist nicht ein Teil der der Seele empfindend, ein anderer denkend, ein dritter fühlend u. s. w., sondern alles geschieht nur in dem einen unteilbaren und einheitlichen Wesen. In der Vorstellung Dreieck z. B. haben wir die Wahrnehmung dreier Linien und dreier Winkel, das sind also sechs gesonderte Bewufstseinsinhalte; sie liegen aber in der einheitlichen Seele, darum wirken sie auf einander und bilden ein zusammenhängendes Ganzes, das von uns, wie wir sagen, angeschaut werden kann. Ähnlich ist es, wenn wir eine Landschaft betrachten: eine grofse Anzahl verschiedener Einzelwahrnehmungen erleben wir da, die aber alle einheitlich in der Seele sich zusammenfinden, so dafs ein Gesamtbild erzeugt werden kann. So bewirkt denn die Seele infolge ihres unräumlichen und einheitlichen Wesens innerhalb der einzelnen Bewufstseinsinhalte Zusammenhang und Verbindung, und diese eigentümliche Thatsache bezeichnen wir als Wirkung des Gesetzes der psychischen Kontinuität. Dieses Gesetz lautet: Infolge der Einfachheit und Einheit der Seele hängen alle Zustände derselben unter einander eng zusammen, so dass trotz der Vielheit derselben doch nur ein Bewufstsein sich bildet und diese Einheitlichkeit auch in seiner zeitlichen Entwickelung im Einzelnen und im Ganzen beibehält. Die Verbindungen der Seelenzustände sind jedoch, wie die Erfahrung lehrt, von verschiedener Festigkeit, und dies hat seinen Grund in der Verschiedenheit der Eindrücke aus der Umgebungswelt und der denselben entsprechenden Verschiedenheit der Gegenwirkung der Seele. Wenn jemand denselben Ton c vielemal hört, so müssen nach dem Gesetz der Kontinuität sämtliche Tonempfindungen in eine unterscheidbare Einheit verschmelzen; es bleibt, wie schon bemerkt, immer derselbe eine Ton. Anders aber ist es in dem Falle, wenn jemand etwa einen roten, runden Gegenstand sieht und als einen harten fühlt. Die hierbei entstandenen einzelnen Empfindungen und Vorstellungen können nicht in gleicher Weise sich einheitlich vereinigen wie oben, weil sie von einander verschieden sind; dennoch aber bilden sie nach dem Gesetz der Kontinuität ein zusammenhängendes Ganzes. Diese Art des Zusammenhanges und der Verbindung nennt man Komplikation (§ 24). In einem dritten Falle, wenn wir z. B. zwei verschiedene Töne zugleich hören oder zwei verschiedene Farben sehen, überhaupt

zwei oder mehrere gleichartige Empfindungen erleben, dann macht sich wiederum eine neue Verbindungsweise geltend, bei der sich ein in der Gleichartigkeit der Inhalte liegender Gegensatz entwickelt. Diese Verbindung ist eine unvollkommene Verschmelzung, welche nur in dem Falle, dafs die Bewufstseinsinhalte völlig gleich sind, eine vollkommene sein kann.

Die Wirkung des Gesetzes der Kontinuität ist also verschieden, je nachdem die Bewufstseinsinhalte (Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen u. s. w.) gänzlich verschieden, d. h. disparat, oder aber gleichartig, d. h. zum Teil gleich und doch verschieden, also entgegengesetzt oder kontrastierend sind.

III. Das Gesetz der Ausschliefsung.

Das Gesetz der Kontinuität gründet sich hauptsächlich auf die Einheitlichkeit der Seele; infolge der Einfachheit ihres Wesens ist ein drittes Gesetz wirksam. Diese Beschaffenheit der Seele wurde dahin erklärt, dafs wir sagten, in dem Bewufstsein des Tones c könne nicht zugleich liegen das Wissen des Tones e oder g. Ebenso ist es nicht möglich, in der Vorstellung eines Vierecks auch die Vorstellung eines Fünfecks mit zu besitzen, oder allgemein gesagt: jeder einzelne Bewufstseinsinhalt ist an seinen Vorstellungsakt gebunden, und jeder schliefst den andern von sich aus. Hierin besteht nun das Gesetz der Ausschliefsung, welches also lautet: Infolge der Einfachheit der Seele ist jeder Bewufstseinsinhalt für sich bestehend, und kein Vorstellungsakt kann die Rolle eines andern vertreten.

Aus diesem Gesetz folgt eine natürliche Erklärung für das Vergessen oder das Unbewufstwerden der Vorstellungen, überhaupt der geistigen Zustände. Nach dem Beharrungsgesetz sollte jede Vorstellung bewufst bleiben, aber infolge des Gesetzes der Ausschliefsung kann auf einmal nur ein Inhalt bewufst sein, der die anderen von sich ausschliefst, und so müssen die Vorstellungen einander weichen oder, wie man sagt, einander aus dem Bewufstsein verdrängen. Die einzelne Vorstellung wird für die anderen ein Hindernis, im Bewufstsein zu bleiben. Da aber zugleich jeder Zustand beharrt und sich wieder geltend zu machen sucht, so werden die Vorstellungen durch die gleichzeitige Geltung verschiedener Gesetze zu Kräften, womit wir aber meinen, dafs die Vorstellungen einander drängen und drücken, um bewufst zu bleiben oder wieder bewufst zu werden. In diesem Kampfe erlangt natürlich immer zunächst die stärkste Vorstellung die Oberhand. So wie sie am wenigsten weicht, so kommt sie auch am ersten und schnellsten wieder zum Vorschein. Denkt z. B. jemand an einen Vogel, so wird, weil bei der Wahrnehmung desfelben bald die Farbe, bald die Form des Schnabels, bald ein anderer ausgezeichneter Teil

am meisten beobachtet wurde, auch die Vorstellung grade der Farbe oder grade eines solchen Teiles am ersten wieder bewufst werden, weil sie in der That die stärkste ist. Oder denkt man an eine Uhr, so ist es vielleicht das Erinnerungsbild des Zifferblattes, welches am ersten in der Erinnerung hervortritt.

So erklärt uns nun, wenn wir zurückblicken, das Gesetz der Beharrung, warum die unbewufste Vorstellung wieder ins Bewufstsein zurückkehrt, weil sie sich gegenüber dem Gesetze der Ausschliefsung als Kraft geltend zu machen sucht. Das Gesetz der Kontinuität giebt an, warum eine Vorstellung die andere bald mit aus dem Bewufstsein fortzieht, bald sie wieder mit ins Bewufstsein zurückführt, nämlich weil die Vorstellungen Zusammenhänge und verschieden feste Verbindungen bilden. Das Gesetz der Ausschliefsung endlich erklärt, warum nicht Vorstellungen gleichzeitig, sondern immer nach einander im Bewufstsein erscheinen und der ganze Inhalt des Seelenlebens sich in zeitlicher Succession entwickeln mufs.

IV. Das Gesetz der Reihenbildung.

Das Gesetz der Ausschliefsung wird noch durch ein anderes, das Gesetz der Reihenbildung ergänzt. Das erste zwingt die Bewufstseinsinhalte, in ein successives Vorstellen überzugehen. Das findet also z. B. statt, wenn wir uns früherer Erlebnisse erinnern oder dieselben erzählen oder aber uns mit jemandem unterhalten wollen: immer treten dabei die Vorstellungen nach einander ins Bewufstsein; eine Vorstellung hängt sich an die andere, und es entstehen oft lange Abfolgen derselben. Die in solchen Abfolgen liegenden Verbindungen sind unter dem Namen der Ideenassoziationen bekannt. Dabei sind es vorzugsweise verschiedene (disparate) Vorstellungen, die in dieser Weise sich verbunden haben und auf einander folgen. In anderen Fällen aber, wo die Abfolge unter gleichartigen Vorstellungen stattfindet, tritt noch etwas besonders Bemerkenswertes auf. Wir lassen z. B. die Zahlenvorstellungen 1, 2, 3, 4, 5 .... oder 2, 4, 6, 8, 10 .... ablaufen und vergegenwärtigen uns die Töne c, e, g ... d, fis, a oder denken an solche Vorstellungen, die als Artvorstellungen zu einerlei Allgemeinvorstellung gehören, wie Hund, Fuchs, Wolf u. s. w. Hier verspürt leicht jeder, dafs die Verbindung und der Ablauf derartiger Vorstellungen ganz anders ist, als wenn die Wahrnehmungen, welche die Merkmale eines Apfels vorstellen, im Bewufstsein vereinigt worden sind und nun wieder nach einander vorgestellt werden. Die einzelnen Vorstellungen der Zahlenreihe oder der Tonreihe oder einer Reihe koordinierter Vorstellungen zeigen nämlich trotz ihrer Zusammengehörigkeit doch ein stärkeres Widerstreben gegen gleichzeitiges Vorstellen, als es sonst der Fall ist. Ferner wird uns aber

auch innerhalb solcher Reihen bald eine gewisse Gesetzmäfsigkeit der Abfolge klar, indem es z. B. von der 2 bis zur 4 genau so weit ist, als von der 4 bis zur 6 oder von der 6 bis zur 8, sowie man auch beim Hören der genannten Tonreihen bald merkt, dafs die Tonverhältnisse von c, e, g gleich sind denen von d, fis, a, und dafs e zwischen c und g dieselbe Stelle einnimmt wie fis zwischen d und a. Jeder einzelnen Vorstellung ist also in solchen Verbindungen und Abläufen ein bestimmter Platz angewiesen. Eine derartige Verbindung zusammengehöriger Vorstellungen verdient recht eigentlich den Namen einer Vorstellungsreihe. Wir verstehen also unter einer Vorstellungsreihe eine Anzahl nach einer gewissen Regel zusammengehöriger und im Bewufstsein darnach ablaufender Vorstellungen, wobei einer jeden eine durch jene Regel bestimmte Stelle zukommt. Indem nun die Seele in solcher Weise ihre Inhalte ordnet, wirkt in ihr das Gesetz der Reihenbildung. Dasfelbe sagt also aus, dafs die Seele infolge ihrer Natur genötigt wird, aus gleichartigen Vorstellungen Vorstellungsreihen entstehen zu lassen.

Nach den genannten vier Gesetzen ist die Seele fortwährend thätig, und in ihrem gleichzeitigen Wirken ist der Schlüssel zum Verständnis sowohl der Verbindungen und Zusammenhänge, als auch der Abfolge und Ordnung im Wechsel unserer seelischen Zustände gegeben. Insofern diesen Gesetzen die Seele bedingungslos unterworfen ist und sich ihren Wirkungen in keinem Falle entziehen kann, ist man berechtigt sie, den in der Natur herrschenden Gesetzen gleich, psychisch mechanische Gesetze oder die Gesetze des psychischen Mechanismus zu nennen.

Sie sind, wie schon bemerkt, die notwendige Grundlage der fortschreitenden Entwickelung des Menschen. Wir wollen nochmals kurz andeuten, welche Aufgabe hierbei jedes Gesetz zu erfüllen hat: das Gesetz der Beharrung bildet die Grundbedingung aller geistigen Entwickelung, indem die Erlebnisse der Seele dadurch zu ihrem unvergänglichen Eigentum werden. Das Gesetz der Kontinuität verbindet die vielfachen Seelenzustände, so dafs die Entwickelung der Seele als eine ununterbrochene Kette erscheint. Das Gesetz der Ausschliefsung bewirkt, dafs jedes einzelne Erlebte sich auch als solches geltend macht und so eine zeitliche Entwickelung der Seele herbeiführt, in welcher das Frühere auf das Spätere einwirkt, und jeder Bestandteil zu der Bildung des Ganzen etwas beitragen kann. Am wichtigsten ist endlich das Gesetz der Reihenbildung. Es ordnet die Bewufstseinsinhalte in einer solchen Weise, dafs daraus etwas Neues entsteht. Die Tonreihe c, e, g bildet, so sagen wir, den Akkord; aus den Reihen 2, 4, 6, 8, 10... und 1, 3, 5, 7, 9 . . . entspringt die Vorstellung der geraden und der ungeraden Zahlen, über der Reihe: Hund, Fuchs, Wolf . . . . erhebt sich die Vorstellung Raubtier. Das so neu Entstandene sind

allgemeine Vorstellungen, die sich über den Reihen aufbauen und die Thätigkeit der Seele über die mechanischen Wirkungen hinausführen.

§. 34.

A. Das Bewufstsein des Angenehmen und Unangenehmen oder der Lust und Unlust.

a) Die sinnlichen Gefühle. Der Gegensatz des Angenehmen und Unangenehmen macht sich zunächst ganz allgemein in der Welt der Empfindungen geltend (§ 10 und § 22), und jeder Sinn hat seine ihm eigentümlichen Gefühle. Der süfse Geschmack des Zuckers, des Obstes, die Schärfe des Salzes, das Bittere der Arznei, sodann der Schmerz des Zahnes, das Brennen der Wunde, die drückende Schwüle der Luft, das Wehen des kühlen Abendwindes empfinden wir als angenehm oder als unangenehm. Ebenso hat auch das Auge seinen Farbengenufs: das Grün der Wiesen, das Blau des Himmels beruhigt, das Rot und Gelb erregt Freude. Der Ton der Posaune weiter berührt in anderer Weise unser Gefühl als der Ton der Geige, der Flöte, einer kräftigen Männerstimme. Ueberall wissen wir das, was angenehm oder unangenehm ist, von einander zu scheiden, und schon das kleine Kind kennt diesen Unterschied, was wir daraus ersehen, dafs es jenes, die Lust erstrebt, dieses, die Unlust abwehrt.

b) Die Ausbildung des Gefühles des Angenehmen und Unangenehmen im allgemeinen. Die sinnlichen Gefühle sind etwas uns Aufgezwungenes, ganz so wie die Empfindungen, mit denen sie zugleich entstehen und vergehen. Beachtenswert ist nun, dafs obige Gefühle einer besonderen Bildung nicht fähig sind. Aus dem Zahnschmerz kann man nichts weiter machen; man kann nichts Neues, Besseres durch irgend welche Erziehungseinflüsse aus ihm gewinnen. Ebenso läfst sich das Gefühl des Wohlgeschmackes weder unterdrücken noch umbilden, sondern man kann nur an die Stelle des einen einen andern setzen, den man angenehmer empfindet. In solchem Sinne kann man allerdings wohl von einer Ausbildung der Gefühle sprechen.

Diese besteht zunächst darin, dafs die Gefühle sich deutlich und klar von einander absondern, was dadurch möglich ist, dafs sie öfters erlebt werden und dabei bald schwach, bald kräftig auftreten. Bekannt ist, dafs die Stärke des sinnlichen Gefühls sich nach der Lebhaftigkeit der Empfindung richtet; je lebhafter die Empfindung, um so stärker das Gefühl. Wie aber die Empfindung sich bei längerer Dauer abstumpft, so tritt dies beim Gefühl ebenfalls und hier noch mehr hervor, so dafs das anhaltende gleiche Empfinden die Ursache zur Veränderung des Gefühles werden kann. Hiermit ist nun vielfach die Veranlassung gegeben, dafs schon in der Seele

des Kindes viele neue Bewufstseinsunterschiede entspringen, so dafs gerade durch die sinnlichen Gefühle Neubildungen im Laufe der Entwickelung der Seele hervorgerufen werden. Dabei sind die einzelnen Sinne für das sinnliche Gefühl von verschiedener Bedeutung. Obenan steht der Geschmackssinn. Das Angenehme beim Essen und Trinken wirkt in der Kinderwelt aufserordentlich stark, und so entsteht sehr zeitig im Kinde eine grofse Fähigkeit des Unterscheidens für das, was angenehm oder unangenehm schmeckt; niemand verabscheut z. B. die bittere Arznei in dem Mafse wie das Kind. Insofern aber die Gefühle des angenehmen Geschmackes zugleich in starke Begierden übergehen, so mufs die Erziehung hier frühzeitig vorbeugen, dafs das Kind vor Überreizungen und Überfüllungen geschützt werde und bald sich an einfache Nahrung gewöhnt.

Auch der Geruch, das Gemeingefühl und der Tastsinn rufen vielfach den Gegensatz des Angenehmen und Unangenehmen hervor. In vielen Fällen ist hierbei das Gefühl das hervorstechende von der sinnlichen Wahrnehmung, so dafs man hier die Empfindungen selbst ohne weiteres Gefühle nennt. Bei den Farben und Tönen tritt das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen weniger deutlich hervor, doch ist es nützlich, das Kind zu schützen vor allen überstarken, schrillenden Tönen und grellen, stechenden Farben. Am wohlthuendsten sind reine, mäfsig starke Töne und reine gedämpfte Farben. Besonders erfreut das Kind der leichte Wechsel der Farben, das Bunte (§ 22).

c) Das Gebiet des Angenehmen und Unangenehmen oder der Lust und Unlust ohne sinnliche Grundlage. Die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen beschränken sich nicht nur auf Zustände mit sinnlicher Grundlage, sondern entstehen auch aus Verhältnissen und Abläufen blofser Vorstellungen, Die Erinnerungen an manche Erlebnisse verbinden sich mit Gefühlen der Freude oder des Schmerzes. Hat der Knabe vielfach mit Pferden und Hunden gespielt, so fesselt ihn eine Erzählung von solchen Tieren sehr schnell, weil die Erinnerungsbilder sich mit vielfachen Gefühlen geltend machen. Schon die Erinnerung an den Schulplatz erfüllt den Knaben mit Lust, weil ihn dort der wechselweise Verkehr mit seinen Kameraden erfreute. Und der Knabe, dem das Rechnen oder eine andere Arbeit viel Mühe macht, gerät in unangenehme Stimmung, schon wenn er nur hört, es soll gerechnet werden, und er atmet lustig auf, sobald sich die Lektion dem Ende nähert. Ebenso hat der Erwachsene an jedem Gelingen einer Arbeit seine Freude, am Mifslingen seinen geistigen Schmerz; an der Unterhaltung mit guten Freunden, sowie an diesem oder jenem gesellschaftlichen Spiel nimmt er gern teil. Die Nachricht eines grofsen Gewinnes versetzt mehr den Armen in grofse Freude als den Reichen, weil ihm nun die Last der Sorgen genommen wird, und die Zukunft freudiger entgegenwinkt.

Durch Übertragungen und Assoziationen der Gefühle mit den Vorstellungen nimmt die Seele in der Zahl ihrer inneren Zustände rasch zu. Für die Fortbildung des Seelenlebens sind sie deshalb so wichtig, weil sie schon dem Kinde Veranlassung geben, zu wählen, vorzuziehen oder zu verwerfen, und so liegen hierin die Keime zu dem vielfachen Thun und Treiben der Kinder. Auch ein Fortschritt zum Vollkommneren ist hierin mit eingeschlossen, da das Streben (nicht Gefühl) nach Wohlsein und die dabei eingeleitete Auswahl allmählich eine Richtung auf höhere und bessere Zielpunkte annehmen kann.

Anmerkung. Wir beschränken hier die Ausdrücke „Angenehm und Unangenehm", „Lust und Unlust" auf solche Gefühle mit sinnlicher oder rein geistiger oder auch gemischter Grundlage, wobei der im Gefühl liegende Bewufstseinsunterschied nicht von dem Inhalte der Vorstellung abtrennbar, sondern mit demselben und seinem Verhalten im Wechsel des Vorstellens unlösbar verschmolzen ist. Namentlich ist es unzulässig, die Ausdrücke Lust und Unlust zur Bezeichnung einer Gattungsvorstellung für alle Wertunterschiede überhaupt zu gebrauchen, die im Bewufstsein vorkommen, was jetzt häufig geschieht, weil der Materialismus darnachstrebt, auch das ganze geistige Leben mit der Körperlichkeit und dem leiblichen Leben zu identifizieren.

B. Das logische Bewufstsein.

§ 35.

Das Erfahrungswissen.

a) Überleitung. Es ist auf die Unmöglichkeit hingewiesen worden, die Gefühle als solche zu bilden. Anderer Natur sind die Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen, die über ihr anfängliches Verhalten hinaus zu Vollkommnerem hinführen können. Was hiermit gemeint ist, läfst sich am besten noch an einigen Beispielen zeigen.

Schon oben ist darauf hingewiesen worden, dafs sich aus den Wahrnehmungen gewisser Tiere, wie Löwe, Tiger, Hyäne, allmählich eine Allgemeinvorstellung gebildet hat, die das Wort Raubtier bezeichnet. Wo eine solche Vorstellung entstanden ist, da ergiebt sich auch das Urteil, dafs die genannten Tiere Raubtiere sind, und dafs jedes andere Tier, welches das, was unter einem Raubtier verstanden wird, als Merkmal besitzt, gleichfalls zu den Raubtieren gehört. Das, was nun in solchen Vorstellungen und in deren Verbindungen zu Urteilen bewufst wird, ist etwas Neues, und die dabei auftretende Thätigkeit wird Verstand oder ein verständiges Wissen genannt. — Oder wir bedenken, dafs die sinnliche Wahrnehmung die Sonne so vorstellt, dafs sie auf- und untergeht und am Himmel einen Bogen beschreibt, dafs aber alle die hierzu gehörigen Vorstellungen allmählich umgewandelt und zum Teil gar als unrichtig

verworfen worden sind. Auch die hierbei stattfindende Thätigkeit ist wiederum Verstand oder, wie man jetzt noch besser sagt, ein durch das Nachdenken entstandenes Wissen.

Solcher Fälle nun giebt es unzählige, die sich aber doch in zwei unterschiedliche Gruppen verteilen. Einmal nämlich entstehen die neuen Vorstellungen und deren verständige Verbindung auf Grund der Erfahrungen, und das hierdurch entstehende Wissen ist ein Erfahrungswissen. Das andere Mal reichen aber die Erfahrungen nicht aus, sondern das entstehende Wissen ist ein Denkwissen. In beiden Fällen wird aber das darin liegende Bewufstsein ein logisches genannt, sowie die Thätigkeit selbst ein logisches Denken, welches letztere dann entweder mehr ein blofs natürliches oder aber ein mehr künstliches, ein sogenanntes wissenschaftliches ist. Der letztere Ausdruck (künstlich) wird deshalb gebraucht, weil, um den Menschen zu solchen Vorstellungen und deren richtigen Verknüpfungen, die von den Anschauungen abweichen, also zum wissenschaftlichen Denken hinzuführen, oft ein weiter und vielfach mühevoller Weg zu durchwandern ist.

b) **Die ersten Keime des Erfahrungswissens.** Das Kind in der Wiege schreit, weil es Hunger verspürt. Wird nun derselbe gestillt, so verbindet sich mit dem Schreien die Erinnerung, dafs durch die Stillung des Hungers die Befriedigung der Begehrung gefolgt ist. So erfährt das Kind etwas Neues und benutzt alsbald in ähnlichen Fällen seine Stimme, um etwas zu erlangen. Ebenso macht das Kind neue Erfahrungen, wenn es lernt, in richtiger Weise mit den Dingen umzugehen. Es weifs bald, freilich nicht in dem Sinne, wie der Erwachsene etwas weifs, dafs der Löffel anders angefafst werden mufs, als die Tasse, und das Messer nicht so gebraucht werden kann, wie die Gabel. Ebenso lernt es, welche Dinge, in den Mund gesteckt, schmecken oder nicht, wozu Kleider oder Schuhe zu benutzen, in welcher Weise die Spielsachen zu gebrauchen sind. Besonders macht das Kind viele Erfahrungen bei dem Gebrauche der Ausdrucksbewegungen, namentlich beim Erlernen der Sprache. Es schüttelt mit dem Kopfe, es nickt, es schiebt die Gegenstände mit den Händen weg, es greift darnach, streckt die Hände zum Ausdruck seiner Gefühle oder Begehrungen in verschiedenem Sinne aus. Lang dauernde Übungen erfordern die Sprechwerkzeuge, um das gehörte Wort aussprechen zu lernen und mit ihnen richtige Vorstellungen zu verbinden. Hierbei erfährt das Kind allmählich und stufenweise immer mehr, so dafs das Nachfolgende oft das Vorhergegangene korrigiert, bis das Richtige gelingt.

Eine weitere Quelle eigentümlicher Erfahrungen liegt darin, dafs das Kind dem Wechsel der Wahrnehmungsbilder ausgesetzt ist, der entweder durch die äufseren Bewegungen oder durch seine Eigenbewegung entsteht. Es sieht die Mutter, und dann sieht es

dieselbe wieder nicht; es sieht den leuchtenden Mond und die Sterne; sie verschwinden und kehren wieder. Dann sieht das Kind fremde Personen sich in die Zahl der bekannten mischen, und zwar bald einige, bald mehrere zusammen. In allen diesen Fällen macht das Kind fortwährend neue Erlebnisse mit stets neuen Bewufstseinsinhalten; es lernt vielfach Unterschiede oder Abänderungen des gegenwärtigen Zustandes der Umgebungswelt kennen und bildet damit neue Bewufstseinsweisen.

c) **Ergebnisse.** Das zuletzt Gesagte hat dazu gedient, die Vorgänge zu verdeutlichen, wodurch aus den Empfindungen und Wahrnehmungen die ersten Ansätze des Verstandes und des verständigen Handelns entspringen. Die Zahl der Bewufstseinsinhalte, die zum Erfahrungswissen gehören, ist sehr grofs, und es ist oft staunenswert, wie rasch das Kind, besonders dann, wenn es sprechen kann, die Unterschiede und Verhältnisse der Dinge auffindet und Neues hinzulernt. Es fafst die Dinge räumlich und zeitlich meistens sachgemäfs auf, unterscheidet die Richtungen der Bewegung, die Gegenwart von der Vergangenheit und zum Teil auch von der Zukunft, weifs das Gröfsere von dem Kleineren, das Längere von dem Kürzeren, das Stärkere von dem Schwächeren zu unterscheiden, hat die Vorstellung davon gewonnen, ob es viele, wenige Dinge oder nur ein Ding ist, ob es ein wirkliches Ding oder nur das Bild eines Dinges, ob etwas bewegt oder ruhend, ob lebendig oder tot, empfindend oder empfindungslos, ob etwas handelnd oder leidend, thätig oder nicht thätig ist (§ 12—14). Das Kind versteht den Unterschied, wenn wir sagen, der Vogel fliegt, der Vogel hüpft, und der Vogel läuft; es denkt sich schon etwas dabei, wenn es heifst, der Stein sei nicht lebendig, der Hund jedoch sei lebendig, oder der Baum empfinde nicht, wohl aber das Tier. Wie aber alle diese Bewufstseinsinhalte und -Unterschiede im Kinde hervortreten, welche Empfindungen und Wahrnehmungen dabei notwendig sind und wie die Gesetze des psychischen Mechanismus dabei wirken, ist überaus schwer zu erklären.

Noch in anderer Weise macht das Kind Erfahrungen. Indem es nämlich die verschiedensten Dinge sieht und ihre Eigenschaften kennen lernt, erzeugt es in sich eine Reihe Gesamtbilder: im einheitlichen Bewufstsein verknüpft sich z. B. alles, was es von der Mutter, vom Vater, von der Wohnstube, in der es sich aufhält, weifs. Es entstehen also, wie schon oben ausgeführt worden ist (§ 24), vielfach Komplikationen und Verschmelzungen oder Gesamtbilder, Gesamtvorstellungen, das sind mehr oder weniger vollständige Bilder, worin die wirklichen (oder auch eingebildeten) Dinge vorgestellt werden. Dies alles vollzieht sich mechanisch von selbst.

Dabei wird aber das Erfahrungswissen noch ein Stück weitergeführt. Das Kind lernt nicht nur einen erwachsenen Mann, eine Stube, ein Haus, einen Hund kennen, sondern nach und nach ver-

knüpfen sich die Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder der ähnlichen Dinge, so dafs die Komplikationen und Verschmelzungen an Umfang gewinnen. Wenn auch zunächst ungeordnet und bunt durcheinander die Bestandteile im Bewufstsein ablaufen, so suchen doch die hervorragendsten sich geltend zu machen. Zwei Knaben denken unzweifelhaft bei dem Worte Hund an sehr verschiedenes; wiederum ist aber auch wahrscheinlich, dafs beiden eine eigentümliche Gestalt mit einem Kopfe, einem Schwanz, mit vier Beinen, einem behaarten Felle vorschwebt: die so entstandenen Bewufstseinsinhalte sind Allgemeinvorstellungen, das sind Vorstellungen, in denen viele ähnliche Dinge zugleich durch das, was ihnen allen gemeinsam ist, einheitlich vorgestellt werden.

d) **Das Wissen kündigt sich als Gefühl an.** Solche Allgemeinvorstellungen sind z. B. Haus, Tier, Vogel, Buch, Kreis, Dreieck, Baum. Jeder Mensch, auch der Ungebildete besitzt solche Allgemeinvorstellungen, denn jeder weifs im allgemeinen, was ein Kreis, ein Dreieck ist. Demnach bilden sich solche Inhalte von selbst, im Kinde also ohne Hilfe der Erwachsenen. Ebenso ist es bei den oben genannten neuen Bewufstseinsinhalten, in denen das Kind Verstand zeigt. Es kennt frühzeitig den Unterschied zwischen bewegt und ruhig, lebendig und tot, vielleicht schon, ehe es sprechen lernt. Selbst schon bezüglich der höheren Formen des Denkens läfst das Kind eine Spur von Unterscheidungsfähigkeit erkennen; es weifs, was richtig und nicht richtig, wahr und nicht wahr ist. Aber unzweifelhaft ist dieses Wissen des Kindes noch nicht, wie beim Erwachsenen in der Form bestimmt unterschiedener Begriffe ausgeprägt, sondern zuerst nur in der Form des Gefühls, d. h. in einer logisch unbestimmten, aber doch mit dem Bewufstsein eines Wertunterschiedes behafteten Vorstellung.

Hiernach ist man berechtigt zu sagen, dafs jedes neue Wissen zuerst in der Gestalt eines Gefühles hervortritt. Und das ist auch der Weg selbst der grofsen Wahrheiten der Wissenschaften gewesen. Alles ist erst geahnt und gefühlt worden, und oft hat es lange gedauert, ehe eine Wahrheit im einzelnen Denker hindurchgedrungen und noch länger, ehe sie zum Gemeingut vieler geworden ist.

§ 36.

Die Apperzeption.

a) **Die Bedeutung derselben im einfachsten Falle.** Die (§ 35 c) erwähnte Art und Weise, wie das Wissen sich im Menschen vermehrt, mufs noch etwas genauer dargestellt werden. Wir beginnen wieder mit den einfachsten Verhältnissen. Wenn ein Kind früher wahrgenommene Gegenstände aufs neue bemerkt, so benennt es gewöhnlich dieselben, und es sagt: da geht Papa, da kräht der Hahn,

das ist unser Haus u. s. w. Damit deutet das Kind an, dafs die früheren Wahrnehmungen dieser benannten Gegenstände sich als Erinnerungsbilder geltend machen, und dafs dabei die neue Wahrnehmung als sich deckend mit dem Alten in der Erinnerung Vorgestellten bewufst wird: die Gegenstände werden wiedererkannt.

Nun wird aber auch das Kind veranlafst zu sagen: das ist nicht unser Haus, das ist ein anderer Hund, der Baum blüht nicht mehr. Was ist da in der Seele des Kindes vor sich gegangen? Die neue Wahrnehmung weckt ebenfalls früher Erlebtes auf; es stellt sich jedoch dabei heraus, dafs sich das Neue nicht mit dem Alten deckt. Dies wird ausgedrückt durch die Verneinung. In vielen Stücken ergiebt sich jedoch zwischen dem Alten und dem Neuen eine Ähnlichkeit, und so erfährt das Kind, dafs das neue Wahrgenommene, trotzdem dafs es nicht mit dem Erinnerten dasselbe ist, doch auch ein Hund, oder auch ein Huhn, oder auch ein Haus ist. Für viele Erinnerungsbilder, wie für viele neue Wahrnehmungen ergeben sich demnach die gemeinsamen oder allgemeinen Vorstellungen Hund, Hahn, Haus. In ähnlicher Weise kann das Erinnerungsbild oder die Wahrnehmung der Katze die Veranlassung werden, dafs das Kind dabei zugleich an den Hund, an die Kuh, an das Pferd, an die Tauben denkt. Diese Erinnerungsbilder decken sich zwar keineswegs, aber doch kann etwas ihnen allen Gemeinschaftliches zum Bewufstsein kommen, etwa in dem Sinne, dafs sie alle Haustiere sind. Diese Beispiele lassen erkennen, wie eine neu eintretende Wahrnehmung meistens eine gröfsere oder kleinere Anzahl ihr ähnlicher Vorstellungen ins Bewufstsein ruft, durch welche das Neue von dem Alten rücksichtlich seiner Gleichheit oder Ähnlichkeit oder Verschiedenheit bestimmt und von demselben entweder angeeignet oder abgestofsen wird. Diesen Vorgang bezeichnet man als Apperzeption — im Gegensatz zur Perzeption, d. h. dem blofsen Bewufstwerden einer bestimmten Empfindung, Wahrnehmung oder Vorstellung. Unter der Apperzeption versteht man also das innige Verhältnis zwischen schon vorhandenen zu neu eintretenden Vorstellungen, wodurch eine Gleichheit, Ähnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen dem Alten nnd dem Neuen bewufst, überhaupt das Neue durch das Alte erkannt und verstanden wird. Dieser Vorgang hängt auch eng mit der inneren Beobachtung zusammen, die aber doch davon verschieden ist. Ebenso hat auch die Apperzeption eine nahe Beziehung zur Aufmerksamkeit (§ 37).

b) **Das Urteilen des natürlichen Denkens.** In allen Fällen der Apperzeption handelt es sich also um eine Beziehung und Verknüpfung von Altem mit dem Neuen und umgekehrt, so dafs dadurch

mannigfaltige Verhältnisse unter den Vorstellungen entstehen. Diese Beziehungen finden gewöhnlich ihren sprachlichen Ausdruck im Satze. Das Prädikat des Satzes ist die ältere, die apperzipierende, das Subjekt dagegen die jüngere, die apperzipierte Vorstellung, welche durch die apperzipierende ihre Bestimmtheit erhält. Ist nun das Denken in dieser Weise thätig, so sagt man auch, es urteilt. Das Urteilen ist also in allen solchen Fällen ein Ausdruck der Apperzeption. Freilich wird vielfach falsch geurteilt, d. h. das Verhältnis der neuen und der alten Vorstellungen zu einander wird nicht richtig dargestellt. Dies hat entweder seinen Grund in der mangelhaften Beschaffenheit der neuen Wahrnehmung oder in Hindernissen der richtigen Reproduktion des alten. Das Urteil aber, auch das verkehrteste, bleibt psychisch ein Akt des apperzipierenden Bewufstseins. Schon hieraus ist ersichtlich, warum ein natürliches und ein streng logisches Urteilen, überhaupt Denken unterschieden werden mufs.

Durch das Apperzipieren erweitert sich der Kreis der Vorstellungen und Erfahrungen immer mehr. Alle Ereignisse, die schon bekannt sind, werden die Anknüpfungspunkte für immer neue Apperzeptionen. Ich kann z. B. sagen: da hängt eine Uhr, die Uhr zeigt die Zeit an, die Uhr ist ein Stubengerät, ein Kunstwerk, ein physikalisches Instrument, eine Erfindung. In jedem der Sätze liegt eine Apperzeption, und jedes neue Urteil setzt eine Reihe besonderer apperzipierender Vorstellungen voraus.

c) **Äufsere und innere Apperzeption.** Die Fälle von Apperzeptionen, die wir eben kennen gelernt haben, beziehen sich nur auf die Dinge und Begebenheiten der Aufsenwelt, und das ist natürlich, da der Mensch und besonders das Kind vorzugsweise mit der Aufsenwelt beschäftigt ist. Schon das Kind wird aber auch aufgefordert, sich zu besinnen, nachzudenken, oder es sagt selbst: ich verstehe die Aufgabe nicht, ich glaube, dafs die Geschichte nicht richtig erzählt ist. Hier vollziehen sich Apperzeptionen besonderer Art.

Wenn das Kind sich besinnen soll, so mufs es schon den Unterschied von dem Besinnen und Nichtbesinnen kennen, wenigstens fühlen, um dann in dem gegebenen Falle die betreffende Art des inneren Thätigseins auszuführen. Das Besinnen, Nachdenken, Verstehen, Glauben — sind innere Thätigkeiten, die jetzt auch nur zwischen rein inneren Vorstellungen auftreten, obwohl mittelbar darin auch eine Beziehung auf etwas Äufseres liegen kann, — und so entstehen innere Apperzeptionen, die man von der äufseren Apperzeption unterscheidet. Im letzteren Falle handelt es sich um Wahrnehmungen von Dingen und Vorgängen der Aufsenwelt; im ersteren Falle begegnen sich Vorstellungen im Bewufstsein, die entweder aus Wahrnehmungen entstanden sind oder durch Beobachtung der Zustände und Vorgänge unseres Innern sich gebildet

haben. Deshalb nennt man auch die innere Apperzeption wohl den inneren Sinn, der dann aber der Bestandteil eines viel verwickelteren Vorganges, nämlich der inneren Beobachtung ist.

d) **Pädagogisches.** Wann beginnt wohl das Kind zu apperzipieren? Jedenfalls sehr frühzeitig, dann nämlich, wenn eine Anzahl Empfindungen und Wahrnehmungen als Erinnerungsbilder im Bewufstsein wiederkehren. Denn die psychischen Gesetze der Kontinuität und der Ausschliefsung wirken von Anfang an in der Seele, und diese sind die notwendige Voraussetzung alles Apperzpierens.

Alles Lernen ist ein Apperzipieren, und zwar sind es einerseits wirkliche Empfindungen und Wahrnehmungen, die apperzipiert werden, andererseits handelt es sich beim Unterricht um Worte, die verstanden werden sollen. Schon wenn der Lehrer in der Schule den Hund beschreibt, ohne einen solchen wirklich oder im Bilde vorzuführen, so mufs der Zögling apperzipieren, d. h. er mufs hier zunächst das Erinnerungsbild des Hundes mit den gehörten Worten verknüpfen; thut er das nicht, so versteht er einfach nichts von dem, was der Lehrer sagt. Und so in allen Fällen des Unterrichts. Der Lehrer hat sich darum stets zu fragen, ob das Kind auch immer die richtigen Vorstellungen zu den Worten und Sätzen hinzubringt, d. h. ob ihn der Schüler versteht. Die Methodik fordert aus diesem Grunde: Unterrichte so, dafs du vom Bekannten zum Unbekannten fortgehst, beginne immer mit der Anschauung, mit dem Einfachen. Besonders gilt dies betreffs der inneren Apperzeption; denn hier wird am meisten gefehlt. Im Religions-, Geschichts- und Sprachunterricht werden oft innere Zustände von Personen dargelegt, also ihr Fühlen, Wünschen, Hoffen, Wollen, Denken, Meinen beschrieben, ohne dafs es dem Zögling möglich ist zu apperzipieren, d. h. zu verstehen. Darum ist solcher Unterricht besonders für die Gemütsbildung erfolglos und schadet oft mehr, als er nützt.

§ 37.

Das logische (wissenschaftliche) Denken.

a) **Der Unterschied zwischen dem natürlichen und dem streng logischen (wissenschaftlichen) Denken.** Das natürliche Denken verknüpft die Vorstellungen hauptsächlich nach den von der sinnlichen Wahrnehmung der Dinge und Ereignisse gegebenen Anlässen und andererseits nach den sogenannten Gesetzen der Ideenassoziation. Selbstverständlich kommt hierdurch viel Zufälliges, Irrtümliches, überhaupt rein Subjektives in die Urteilsformen, in denen sich das Denken ausspricht. Dabei fehlt es den Vorstellungen meistens an der Deutlichkeit, Klarheit und Vollständigkeit, die nötig wären, wenn der zum Gedachten gehörige Inhalt auch seiner eigenen Natur gemäfs wirken sollte. Dies letztere ist zu allererst ein Zeichen des

logischen Denkens, dafs dasselbe sich an einen genauen bestimmten Inhalt der Vorstellungen bindet und sich nach demselben beim Urteilen richtet. Hierin liegt zugleich das zweite Kennzeichen des logischen Denkens, dafs es nämlich ein Bewufstsein hat von dem Unterschiede zwischen der Denkgiltigkeit eines Urteils (welche seine Richtigkeit und Wahrheit als eine allgemeine und notwendige erscheinen läfst), und der nur aus rein psychischen Anlässen entstandenen oder nur aus individuellem Belieben behaupteten Verknüpfung. Kurz, das logische Denken verrät sich sowohl durch eine Ausbildung der Vorstellungen zu richtigen Begriffen, als auch durch ein nach bestimmten allgemeingiltigen Normen vollzogenes Verbinden solcher Begriffe zu Urteilen, Folgerungen und Schlüssen.

Dies wird durch das Nachfolgende weiter verständlich werden.

b) **Die willkürliche Aufmerksamkeit.** Um eine Bearbeitung der Vorstellungen zu Begriffen u. s. w. zu ermöglichen, ist Aufmerksamkeit nötig. Und was hat diese dabei zu thun? Denken wir an das einfache logische Urteil: das Pferd ist ein organisches Wesen. Zunächst hat dann die Aufmerksamkeit, wenn dies Urteil gebildet werden soll, die Vorstellung des Pferdes, mit allem, was zu ihr gehört, im Bewufstsein festzuhalten, wobei aber zugleich alles Unwesentliche und Unrichtige zu beseitigen ist; in ähnlicher Weise hat dann die Aufmerksamkeit mit der Vorstellung „organisches Wesen“ zu verfahren. Ist dieses geschehen, dann wird die richtige Verknüpfung zu genanntem Urteil stattfinden. Die Aufmerksamkeit hat also im allgemeinen beim logischen Denken zunächst sich dem leicht eintretenden Wechsel des Vorstellens zu widersetzen, d. h. das, was zur Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit erhoben werden soll, mufs eine zeitlang im Bewufstsein festgehalten werden. Zweitens ist dabei eins nach dem andern genauer zu prüfen, ob es wesentlich oder nur zufällig zum Gedachten gehört, wobei meistens längere oder kürzere Reihen von Vorstellungen successive ins Bewufstsein zu bringen und zeitweilig festzuhalten sind. Endlich drittens kommt es auf die Zusammenfassung des so gedachten Vielen zu einem einheitlichen Ganzen an, da nur in der Zusammenwirkung aller Partialvorstellungen das liegt, was Begriff genannt wird.

Eine solche Thätigkeit, also Aufmerksamkeit, ist der Seele von Natur fremd: dem Kinde ist es anfangs von sich aus unmöglich, Vorstellungen und Vorstellungsreihen auf einige Zeit festzuhalten. Das mufs das Kind erst lernen; es gehört dazu die Thätigkeit des Willens (§ 49). Deshalb heifst die Aufmerksamkeit die willkürliche. Ihr gegenüber steht die unwillkürliche, welche sich überall da zeigt, wo die Gegenstände ohne unseren Willen die Veranlassung geben, dafs wir uns ihnen zuwenden.

Anmerkung. Der Vorgang der willkürlichen Aufmerksamkeit ist weiter noch durch genaue Zerlegung eines als Beispiel gebrauchten Urteils zu verdeutlichen.

c) **Das Urteil.** Durch die Aufmerksamkeit wird für die logische Bildung zunächst erreicht, dafs das Gesehene und Gehörte, überhaupt Wahrgenommene, mit Bestimmtheit, Deutlichkeit und Klarheit hervortritt, dafs keine Verworrenheit und keine Lücken in der Auffassung der Dinge und Begebenheiten entstehen. Dabei macht sich das Bedürfnis geltend, dem möglichen Durcheinander der Vorstellungen zu steuern und eine gesicherte Ordnung derselben herbeizuführen. Sobald dieses stattfindet, werden auch die Verknüpfungen der Wahrnehmungen in der Form begrifflicher Urteile derartig sein, dafs das in solchen Urteilen Niedergelegte, insofern es den Thatsächlichkeiten der Erfahrung genau entspricht, etwas Allgemeingiltiges ist. So entstehen logische Urteile. In denselben werden also richtige, der Wirklichkeit entsprechende Vorstellungen (Subjekt und Prädikat) verknüpft, so dafs dadurch eine zuverlässige Erkenntnis über die Thatsachen der Erfahrung und des Lebens gewonnen ist.

Zunächst entstehen immer Einzelurteile: dieser Tisch ist viereckig, dieser Winkel ist ein spitzer, diese Linien laufen parallel, dieses Tier hat rotes, warmes Blut, dieser Baum trägt Früchte. Allgemeine Urteile setzen allgemeine Vorstellungen voraus, von denen das Prädikat ohne Ausnahme ausgesprochen wird, wie z. B. jedes Dreieck ist eine Figur, die Wärme dehnt alle Körper aus, alle Säugetiere haben rotes, warmes Blut. Allgemeine Vorstellungen setzen aber immer, wie allgemeine Urteile, Unterricht und Übung voraus, um mit Vollständigkeit, Klarheit und Deutlichkeit gedacht zu werden.

d) **Der Begriff.** Die Allgemeinvorstellungen lassen sich zu noch vollkommeneren Bewufstseinsinhalten des Denkens ausbilden, welche man Begriffe nennt. Der Vorgang, der hierbei in Anwendung kommt, läfst sich am besten wieder durch ein Beispiel verdeutlichen. Was gehört z. B. dazu, den Begriff des Dreiecks zu denken? Zunächst mufs derjenige, der zu diesem Begriff gelangen will, die drei Seiten und die drei Winkel eines bestimmten Dreiecks gesehen haben. Sodann müssen ihm verschiedene Arten von Dreiecken im einzelnen zu Gesicht gekommen sein, wobei erkannt wird, dafs die drei Seiten und die drei Winkel in verschiedenem Verhältnis zu einander stehen können. Dadurch tritt aber eine Trennung des Wesentlichen vom Unwesentlichen ein, und das allen Arten Gemeinschaftliche macht sich im Bewufstsein geltend. Ferner mufs er wissen, dafs es dem Dreiecke ähnliche räumliche Gebilde giebt, wie das Viereck, das Fünfeck, den Kreis, und dafs man alle diese räumlichen Gestalten, da sie geschlossene Gebilde sind, Figuren nennt. Hieraus wird dann schliefslich der Gedanke hervor-

gehoben, dafs das Dreieck eine aus drei sich schneidenden Linien bestehende und deshalb auch drei Winkel enthaltende Figur sei. Dieses einheitlich Gedachte heifst der Begriff. In ähnlicher Weise könnte man den Begriff des Quadrates als eines gleichseitigen rechtwinkeligen Vierecks oder den Begriff des Säugetiers, des Körpers, der Pflanze u. a. bilden. Das angeführte Beispiel zeigt zugleich, wie beim Bilden des Begriffes das Urteilen erforderlich ist.

Überlegt man an dem angeführten und anderen Beispielen, welche Bewegungen das Denken behufs der Begriffsbildung macht, so erkennt man leicht, dafs es gleichsam in zwei Richtungen fortschreitet. Einmal durchläuft es die Summe oder Reihe aller derjenigen Wahrnehmungen oder überhaupt Vorstellungen, aus denen Begriffe gebildet werden sollen und sucht das darin Gemeinschaftliche zu erfassen und festzuhalten. Diese Denkthätigkeit nennt man die Abstraktion (das Dreieck ist eine Figur) und sagt deshalb, Begriffe werden durch Abstraktion gebildet. Andererseits aber geht das Denken auch wiederum zu den gegebenen Vorstellungen zurück und bestimmt deren Eigentümlichkeit dadurch, dafs es zu jenem ihnen allen gemeinsamen Begriffe, der abstrahiert war, wieder das jeder einzelnen Vorstellung allein Zugehörige hinzufügt; diese Denkthätigkeit heifst Determination (das Dreieck ist eine Figur, welche drei Seiten und drei Winkel hat). Deshalb mufs es nun vollständig heifsen: logische Begriffe werden durch Abstraktion und Determination gebildet.

Der Hauptsache nach beruht jeder Begriff auf dem Zusammenwirken aller zu ihm gehörigen Vorstellungen, über denen er sich als ein Neues aufbaut. Er ist ein rein geistiges Produkt, welches vom psychischen Mechanismus allein niemals hervorgebracht, sondern immer nur durch die Arbeit eines bewufstvoll fortschreitenden und sich nach dem Inhalt des Gedachten richtenden Denkens gewonnen werden kann. Allgemeine Vorstellungen erzeugt wohl der psychische Mechanismus bis zu einer gewissen Stufe, eigentliche Begriffe aber nicht. In dem blofsen Anschauen vieler Dreiecke liegt noch nicht die bewufste und einheitliche Vorstellung einer Figur aus drei sich schneidenden Seitenlinien und drei Winkeln, und das Tier oder auch ein Blödsinniger kann tausendmal Dreiecke zu Gesicht bekommen und wird damit doch noch kein Wissen von den logischen Verhältnissen, der aus den Anschauungen der vielen Dreiecke herauszubildenden Gedanken bekommen.

In den meisten Fällen wird es dem Denken nicht möglich sein, alle Einzelvorstellungen und alle Bestandteile der Vorstellungsreihe, deren einheitliche Zusammenfassung erst den Begriff ergiebt, im Bewufstsein präsent zu halten. Vielmehr beschränkt sich der Gebrauch eines Begriffes fast immer nur auf einige insbesondere wesentliche Bestandteile desfelben. Darum mufs man den psychi-

schen Begriff oder den Begriff im psychologischen Sinne des Wortes vom logischen Begriffe oder dem Begriffe im logischen Sinne unterscheiden. Letzterer verlangt, dafs alle seine Bestandteile voll und ganz im Bewufstsein sein sollen, so dafs, wenn dieses der Fall wäre, es auch immer nur einen logischen Begriff in je einem Falle geben würde. Der logische Begriff ist für den psychologischen immer das Muster, gleichsam ein Ideal, das jedoch nur selten, nur in den einfachsten Fällen erreicht wird. Will jemand z. B. den Begriff „Gebäude" denken, so ist es psychisch gar nicht möglich, sofort an alle Arten von Häusern zu denken, die es giebt; er kennt sie höchst wahrscheinlich nicht einmal alle, so dafs er sich sagen mufs, dafs immer noch etwas, was gedacht werden sollte, fehlt, und dafs der volle Begriff im Denken nicht erreicht werden konnte. Dennoch aber ist für uns der psychische Begriff ein vollgiltiger Stellvertreter des logischen, sobald nur bewufstvoll erkannt worden ist, worauf es beim logischen Denken ankommt.

e) **Die Folgerung und der Schlufs.** Wie durch das Urteilen die Wahrnehmungen, Gesamtvorstellungen und Allgemeinvorstellungen zu Begriffen emporwachsen, so sind auch die Begriffe wiederum zu neuen Urteilen zu benutzen, so dafs also jedes neue Produkt des logischen Denkens bis zu einer gewissen Grenze hin die Grundlage zu einer weiteren Denkoperation werden kann. Auf diese Weise entstehen vielfache Verpflechtungen der Einzel- und Gesamturteile, der Individual- und Allgemeinbegriffe. Bei solchen Verbindungen und Aufeinanderfolgen von Urteilen macht sich ein drittes Element des Denkens geltend. Es ist nämlich unserem Denken nicht immer gleichgiltig, welche Urteile auf einander folgen. Sprechen wir die Urteile aus: es hat geregnet — die Sonne scheint, so ist diese Zusammenstellung eine äufserliche, zufällige; anders gestaltet sich das Verhältnis, wenn wir z. B. sagen: an den Grasspitzen der Wiesen hängen Wassertropfen — es hat getaut. In diesem Falle besteht zwischen den einzelnen Urteilen eine innere Beziehung; wir wissen, dafs sie zusammengehören und sagen: im zweiten der genannten Urteile liegt die Ursache für die im ersten gegebene Wirkung. Dieses Verhältnis wird auch sprachlich bezeichnet: die Grasspitzen sind mit den Wassertropfen bedeckt, weil es getaut, oder umgekehrt: weil es getaut hat, darum sind die Grasspitzen benetzt. Indem so in uns eine Abhängigkeit der Urteilsinhalte von einander bewufst wird, entstehen logische Folgerungen. Sie bilden den Gegensatz zu den blofsen Abfolgen und Assoziationen von Vorstellungen und Urteilen. Letztere sind psychisch, erstere dagegen logisch notwendig.

Eine besondere Art von Folgerungen sind die Schlüsse. Man kann nämlich in vielen Fällen zwei oder mehrere Urteile in der Weise verbinden, dafs ein neues drittes sich denknotwendig geltend macht. Man schliefst z. B.: das Eisen, das Wasser,

die atmosphärische Luft werden durch die Wärme ausgedehnt. Eisen, Wasser, Luft sind Körper. Also werden die Körper durch die Wärme ausgedehnt. Oder: die Bahnen aller Planeten sind Ellipsen. Unsere Erde ist ein Planet. Also ist die Bewegung der Erde ellipsenförmig. Die ersten beiden Sätze des Schlusses nennt man die Prämissen, den dritten dagegen, welcher das Neue enthält, die Konklusion. Die obigen Beispiele zeigen zugleich, was für Urteile als Prämissen verwendet werden können. Im ersteren Falle sind es Einzelurteile, welche zur Allgemeinvorstellung (zum Begriffe) und zum allgemeinen Urteile führen. Diese Art des Schliefsens, also vom Einzelnen zum Allgemeinen, heifst der Induktionsschlufs. Im zweiten Falle ist der Weg der umgekehrte: man geht vom Allgemeinen zum Besonderen, das ist der Deduktionsschlufs. Innerhalb der Entwickelung des Denkens sind natürlich alle Schlüsse zunächst induktiver Natur.

Nähere Erörterungen über die Arten und die Verhältnisse der Urteile, Begriffe und Schlüsse gehören in die Logik, als der Lehre von den Formen und Gesetzen des wissenschaftlichen (logischen) Denkens.

§ 38.

Von der Ausbildung des logischen Denkens.

a) **Sprechen und Denken.** Für die Ausbildung des Denkens ist die Sprache von hervorragender Bedeutung. Schon oben (§ 28) wurde ausgeführt, wie das einzelne Wort für viele Wahrnehmungen das gemeinschaftliche Band ist, so dafs dadurch die Gesamtvorstellungen (Komplikationen und Verschmelzungen) bestimmt begrenzt erfafst und behalten werden. Ähnlich wirkt die Sprache den Allgemeinvorstellungen und Begriffen gegenüber. Für das Kind ist das Wort Vater, Hund, Baum, Stube, Haus zunächst immer nur der Name für eine einzige Person oder eine einzige Sache. Bilden sich aber die Allgemeinvorstellungen aus dem Wahrnehmen vieler Menschen, Hunde, Bäume u. s. w. heraus, dann ist das Wort Mensch, Hund, Baum u. s. w. wiederum das Band, welches das Gemeinschaftliche (allen gemeine) zusammenhält, das allen Bäumen, Menschen, Hunden zukommt. Ohne den Namen würde das Allgemeine, welches sich durch Beobachtungen einer grofsen Anzahl von Gegenständen ergeben hat, rasch wieder zerfallen, oder wenigstens leicht verdunkelt werden. So wird also das Wort das Zeichen für den Begriff, wie der Satz der Ausdruck des Urteils, und in den Satzverbindungen wiederum Folgerungen und Schlüsse niedergelegt werden.

Die Sprache veranlafst die Menschen, die Dinge mit ihren richtigen Namen zu nennen und umgekehrt zu den Wörtern die

ihnen zugehörige Bedeutung hinzuzufügen, wozu aber in beiden Fällen Aufmerksamkeit gehört. Durch die Sprache mufs daher das Vorstellen und Denken an Klarheit und Deutlichkeit gewinnen. Auch wird alles Gedachte, dadurch dafs man es ausspricht, festgehalten und an andere mitteilbar. Die Sprache ermöglicht es, das Gedachte von neuem zu überblicken, zu prüfen und eine schnell vollzogene Gedankenverbindung in ihre Bestandteile aufzulösen und auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen. Durch sie werden die geistigen Erzeugnisse allen zugänglich, welche dieselbe Sprache verstehen. Jeder Einzelne ist imstande, dasfelbe zu denken, was schon vor ihm gedacht worden ist und kann von da aus weitergehen und durch eigenes Denken das, was noch unvollständig ist, vervollkommnen.

b) **Die Notwendigkeit einer besonderen Ausbildung des Denkens.** Aus dem, was über das logische Bewufstsein gesagt worden ist, geht hervor, dafs wir drei Abschnitte in der Entwickelung desfelben zu unterscheiden haben: als notwendige Vorstufe die Wirkungen des psychischen Mechanismus, sodann zweitens die Ergebnisse des natürlichen Denkens und drittens die Wirkungen des normierenden wissenschaftlichen Denkens.

Wenn ein Kind sich des Anblicks eines Gartens erinnert und ihm dabei die wahrgenommenen Bilder der Bäume, Sträucher, Blumenbeete wieder einfallen, so ist dieser Vorgang des Sichbesinnens durch den psychischen Mechanismus hervorgerufen worden. Steht jedoch das Kind im Garten und denkt daran, dafs es viele Bäume wahrnimmt und diese zu zählen anfängt, dafs sie verschieden hoch und dick sind, verschiedene Früchte tragen, nicht gleichweit von einander entfernt stehen, so sind alle diese Gedanken Ergebnisse eines natürlichen Denkens, d. h. die Wahrnehmungen geben als solche durch ihren Inhalt und ihr Zusammentreffen im Bewufstsein Anlafs zu jenen Gedanken. Weifs aber der Knabe, von welcher Beschaffenheit die Kirschblüte inbezug auf den Kelch, die Blumenkrone, die Staubgefäfse und Fruchtgefäfse ist, zu welchen Gattungen die Pflanzen im Garten gehören, ob sie Cruciferen oder Liliaceen u. s. w. sind, oder wenn er weifs, wie das Wachstum der Pflanze zustande kommt, wenn er dieses und noch anderes weifs, so zeigt er, dafs er innerhalb gewisser Grenzen schon wissenschaftlich denkt, was er selbstverständlich vorher erst hat lernen müssen.

Die angeführten Beispiele lassen erkennen, wie weit der Mensch ungefähr im Denken so allein und für sich vorwärts kommt. Die ersten Ansätze des natürlichen Denkens treten im Kinde schon frühzeitig hervor und bilden sich auch bis zu einer gewissen Grenze selbstständig vermittelst der Erfahrungen, die es im Verkehr mit den Gegenständen der Umgebung und mit den Erwachsenen macht, weiter. Bald findet jedoch die Weiterführung des logischen

Bewufstseins ein Ende. Hierbei macht sich freilich bei den einzelnen Menschen eine grofse Verschiedenheit geltend. Die körperliche und geistige Beanlagung des Individuums, seine Umgebung, seine Erfahrungen können der Art sein, dafs die Ausbildung des Geistes nach der logischen Seite hin sich ohne absichtliche planmäfsige Einwirkung der Erwachsenen (Unterricht) rasch und sicher und verhältnismäfsig weit vollzieht, sodafs dann der Herangewachsene als ein „kluger“ oder „begabter“ Kopf viele seines Gleichen überragt. Auf diese Weise mag in manchen Fällen die bevorzugte Stellung Einzelner in der Gesellschaft, besonders auch die Stellung eines Häuptlings innerhalb seines Volksstammes entstanden sein und noch entstehen.

Für die grofse Masse der Menschen besteht aber eine solche glückliche Beanlagung nicht, sondern die Grenze der selbstständigen Erweiterung des natürlichen Denkens ist bald erreicht. Deshalb verlangt die weitere Fortbildung des Denkens Unterricht und Erziehung, d. i. eine absichtsvoll und planmäfsig bildende Einwirkung vonseiten des schon Vorgeschrittenen auf den Nachschreitenden. Besonders notwendig ist der Unterricht für das wissenschaftliche Denken, weil in den Wissenschaften sich Gedanken und Gedankenverbindungen vorfinden, zu denen der Einzelne nie oder nur sehr selten durch sich allein gelangen würde, die vielmehr als das Werk vieler bevorzugter Köpfe, die Jahrhunderte lang daran gearbeitet haben, anzusehen sind. Man hat darum richtig bemerkt, dafs die Kulturgeschichte einem grofsen Teile nach eine Geschichte des künstlichen menschlichen Denkens ist.

c) **Die Stufen der Ausbildung.** Da die ersten Keime des Denkens selbstständig in der kindlichen Seele sich zu entwickeln anfangen, sobald das Kind mit der Aufsenwelt verkehrt, so ist aus diesem Grunde besonders wichtig, genügende Vorkehrungen zu treffen, dafs solches geschieht. Das Kind mufs vielfache Gelegenheit haben zu sehen und zu hören, zu greifen und zu tasten, zu versuchen und zu probieren, es mufs lernen, die Dinge richtig anzufassen und richtig zu gebrauchen.

Eine zweite Stufe der Ausbildung des Denkens wird erreicht durch den Gebrauch der Sprache, denn dadurch erwächst für das Kind die Nötigung, die Dinge und damit auch seine Vorstellungen ebenso zu trennen, wie die Wörter von einander getrennt sind. Durch den Gebrauch der Sätze wird das Kind weiter zum Urteilen und Schliefsen veranlafst. Das Kind mufs darum frühzeitig oder noch besser gleich von Anfang an zum richtigen Sprechen angehalten werden. Je besser das Kind grammatikalisch spricht und betont, um so wahrscheinlicher ist es auch, dafs das Vorstellen den Forderungen eines logischen Denkens sich annähert.

Hiermit verbunden ist zugleich eine folgende Stufe des Denkens. Auf diese wird der Mensch gewöhnlich nur durch besondere Unter-

weisung gebracht. Sie besteht darin, dafs der Zögling durch Übung der Aufmerksamkeit zum besseren Wahrnehmen, also zum genaueren und unterscheidenden Anschauen geführt wird, sodafs hierdurch die Vorstellungen zur Klarheit und Deutlichkeit gelangen. Andererseits mufs zu dieser Übung immer eine zweite hinzutreten, wodurch nämlich unter die Vorstellungen Ordnung und Zusammenhang gebracht wird. Der Unterricht, der diesen Teil des logischen Denkens auszubilden sucht, heifst im Allgemeinen Anschauungsunterricht. Dabei ist nicht allein an die so benannte Disziplin des ersten und zweiten Schuljahres zu denken, sondern auch an den ersten Teil jedes Unterrichtsgegenstandes (Naturkunde, Rechnen, Geographie, Geschichte u. s. f.); jeder mufs mit sinnlichen Wahrnehmungen oder mit Beziehungen auf solche beginnen, um den erwähnten Zweck zu erreichen.

Eine noch höhere Stufe des logischen Denkens besteht darin, dafs der Unterricht aus den entstandenen Individualvorstellungen und Individualbegriffen allgemeine Begriffe heraus bildet. Dies geschieht, wie oben gezeigt worden ist, durch vielfaches Urteilen und Schliefsen. Diese Denkprozesse verlangen deswegen im Unterricht die sorgfältigste Beachtung. Denn nur anhaltendes Üben und fortwährendes Wiederholen ermöglicht es, dafs richtige Begriffe, Urteile und Schlüsse sich als dauerndes Eigentum ansammeln. Die Arbeit des Lehrers nach dieser Seite hin ist keine leichte; sie verlangt viel Sorgfalt. Aus diesem Grunde wird eine schnelle Bewegung im Denken, eine sichere und bündige Verknüpfung der Urteile sehr oft nicht erreicht.

Die höchste Stufe des logischen Denkens ist dann erreicht, wenn das gesamte Wahrnehmungs- und Gedankenmaterial sich in der Weise geordnet vorfindet, dafs von einem oder einigen allgemeinen Begriffen oder Urteilen (Prinzipien) alles überschaut und als ein grofses in sich zusammenhängendes Ganzes ohne Widersprüche bewufst wird und sich geltend macht. Diese Stufe der logischen Bildung verlangt ein reiches Vorstellungsleben, langes und tiefes Studium, und immer nur wenige besitzen Kraft genug, sich auf diese Höhe emporzuschwingen.

§ 39.

Die intellektuellen Gefühle.

a) **Gefühle beim Denken mit physiologischer Grundlage.** Die grofse Mannigfaltigkeit der Gefühle, ihr leichtes Ineinanderfliefsen und die Dunkelheit ihrer Merkmale erschwert ihre richtige Erkenntnis nicht wenig. Wichtig ist es darum, den Zusammenhang mit dem über die Gefühle schon früher Gesagten herzustellen.

Wir wissen, dafs jede Empfindung schon von einem Gefühle begleitet wird, ebenso dafs fast bei jedem gewöhnlichen Vorstellungslauf Gefühle mit wirksam sind, und so werden auch die Denkprozesse von Gefühlen umschwärmt, die ihnen teils vorangehen, teils sie begleiten, teils ihnen nachfolgen. Es sind dies die Gefühle der Anstrengung, des Zwanges, der Hemmung, des Druckes, der Ermüdung bei schwerer Gedankenarbeit — Gefühle des Gelingens, des Mifslingens, der Erleichterung, wenn die Arbeit überstanden ist. Diese Gefühlszustände sind jedoch nicht rein intellektueller Art, sondern Gefühle der Lust und Unlust unter Mitwirkung physiologischer Vorgänge.

b) **Die rein intellektuellen Gefühle.** Es ist ferner erörtert worden, dafs jedes neue Wissen zuerst in der Form eines dunkelen Gefühles von dem logischen Werte der Vorstellungen sich ausprägt (§ 35 d). Das Kind fühlt die Richtigkeit und Güte der ausgesprochenen Gedanken, merkt aber auch das Sinnlose seiner Worte, ohne mit Bestimmtheit angeben zu können, worin das Richtige oder das Falsche liegt. Solche Gefühle sind nun rein intellektueller Natur, gemäfs der Bedeutung des Wortes intellectus, d. i. Erkenntnis; denn in ihnen wird eine Erkenntnis angedeutet. Zur Unterscheidung einer weiteren Gruppe intellektueller Gefühle nennen wir diese intellektuelle Elementargefühle.

Um die zweite Gruppe intellektueller Gefühle kennen zu lernen, erläutern wir erst einige Beispiele. Jemand hat nach langer Mühe den pythagoräischen Lehrsatz bewiesen und die Richtigkeit desfelben klar eingesehen; in diesem Falle stellt sich nicht nur das wohlthuende Gefühl der Erleichterung nach überstandener Arbeit und des Gelingens derselben ein, sondern es entsteht auch das eigentümliche Wohlgefühl, eine Wahrheit gefunden zu haben und von deren Gewifsheit in der Erkenntnis überzeugt zu sein. Oder der Studierende ist soweit vorgerückt, eine Übersicht über eine Reihe chemischer Gesetze, nach denen die Stoffe sich in bestimmten Verhältnissen verbinden und sich trennen, erlangt zu haben, oder ein anderer hat die Bedeutung der Kepler'schen Gesetze eingesehen, so werden sich vielfach diese Gedanken nicht ohne besondere Gefühle einstellen und mit diesen Gedanken kommen und wieder verschwinden. Diese intellektuellen Gefühle, so können wir hiernach sagen, sind höhere geistige Gefühle, die sich innerhalb bestimmter logischer Vorstellungsreihen ausbilden und geltend machen.

Auch hier tritt dann, wie bei allen Gefühlen, ein Gegensatz hervor: einerseits ist ein Wohlgefallen an der Wahrheit, am Erkennen, andererseits ein Unbehagen über das Unzulängliche des Denkens, ein Unbehagen über die Unsicherheit oder die Grenzen desselben. Dort strebt der Geist empor, wenn er nach der Wahrheit sucht und forscht; hier fühlt er sich niedergedrückt und ermattet, wenn die geistige Kraft versagt.

c) **Bedingungen, unter denen solche Gefühle auftreten.** So verschieden die Gefühle überhaupt sind, so verschieden ist auch ihr Hervortreten im Bewufstsein. Dies gilt besonders von den höheren geistigen Gefühlen. Bald klingen sie laut an, bald leise, und ohne Zweifel giebt es Millionen von Menschen, in denen kaum einmal solche Gefühle ganz und voll die Brust erfüllen. Denn es gehört dazu ein reiches Wissen, das in klarer Weise sich angesammelt hat. Dann ist notwendig, dafs dieses Wissen nicht als tote Masse den Kopf füllt, sondern lebhaft sich bethätigend immer weiter nach neuer Ergänzung hindrängt. Aber bei dem Vorwärtsstreben darf sich keine Hast zeigen. Ein ruhiger Gleichmut mufs den Ablauf der Gedanken beherrschen. Wenn diese Bedingungen in der Seele erfüllt sind, dann darf man hoffen, dafs auch höhere intellektuelle Gefühle in ihr hervorkeimen.

In dem Gesagten liegen nun zugleich die pädagogischen Forderungen mit eingeschlossen. Zunächst mufs der Erzieher, will er intellektuelle Gefühle erwecken und kräftigen, zur Klarheit und Selbstständigkeit im Denken erziehen. Sodann mufs er dafür sorgen, dafs ein ruhiger und besonnener Gebrauch des Wissens dem Zögling zu eigen wird. Um dies aber zu erreichen, ist eine langjährige und sorgfältige Erziehung durch Eltern und Lehrer erforderlich. Die wenigen Schuljahre und der Massenunterricht in unseren Schulen können nach dieser Seite hin bedeutende Früchte nicht zeitigen. — So lernen wir hier eins von den letzten hohen Endzielen der Jugendbildung kennen, welches mehr ein Werk der Selbsterziehung ist, und in dessen vollen Besitz nur allmählich wenige gelangen, welche die Weisen sind. „Das ist die gröfste Seligkeit, zu fühlen mitten in der Zeit die ganze volle Ewigkeit.“ *(Marbach.)*

C. Das ästhetische Bewufstsein.

§ 40.

Die einfachen ästhetischen Gefühle.

a) **Beispiele.** Das Kind hört eine Melodie singen; es horcht und lauscht und zeigt ein freudiges Gesicht. Ebenso freut es sich, wenn es auf der Wiese oder im Garten vielformige Gräser und bunte Blumen sieht; es läuft hinzu, um sie näher zu besehen und sie zu pflücken. Im umgekehrten Falle, wenn grelle Töne sein Ohr berühren, oder widerliche Bilder sein Auge treffen, da flieht es und läuft zur Mutter, um bei ihr Schutz zu suchen. Das kleine Mädchen freut sich über die Kleidung, wenn sie sauber und reinlich aussieht, der Schmutzfleck dagegen macht es erröten; es schämt sich über die Unreinlichkeit.

Diese Beispiele zeigen, wie im Kinde oft neben seinen Wahrnehmungen zugleich besondere Gefühle wachgerufen werden. Allerdings könnte man hier meinen, dafs solche Gefühle dadurch entstünden, dafs die Sinne überhaupt in Thätigkeit gelangen und ein Wechsel im Verhalten des geistigen Lebens herbeigeführt wird. In der That findet dies auch oft statt, und ohne Zweifel ist in den obigen Beispielen mit an dergleichen sinnliche Gefühle zu denken. Die Gefühle aber des Abscheues, des Mifsfallens, der Scham können nicht durch den blofsen Wechsel der Wahrnehmungen hervorgerufen werden, sondern sind vielmehr von der Beschaffenheit des Eindruckes abhängig, welchen besondere Verhältnisse zwischen den Wahrnehmungen hervorbringen. Nicht jede Tonfolge, nicht jeder Farbenwechsel wird das Gefühl der angedeuteten eigentümlichen Freude oder des angedeuteten Unbehagens herbeiführen. Wir lernen hier eine neue Klasse von Gefühlen kennen. Sie heifsen ästhetische, und man versteht darunter solche Gefühle, welche durch die Auffassung eines Gegenstandes in bestimmten Formen und Verhältnissen seiner Beschaffenheit hervorgerufen werden, und die sich als Wohlgefallen am Schönen und als Mifsfallen am Häfslichen kundgeben.

b) **Arten derselben.** Die Ton-, Farben- und Formenwelt ist es besonders, wodurch die Veranlassung zu Verhältnissen gegeben wird, aus denen ästhetische Gefühle emporkeimen. Das Kind empfindet zunächst freilich Vergnügen und Lust am Schreien und Lärmen, am Bunten, Lebhaften, Glänzenden und Strahlenden, und sobald es in der Wildnis, in roher und rauher Umgebung aufwächst, bleibt auch diese Naturlust (ein Produkt des psychischen Mechanismus) bestehen. Von gebildeten Menschen aber umgeben und in höhere Kulturverhältnisse eingefügt, lernt das Kind bald die wohlklingenden Töne, die harmonischen Zusammenklänge, die rhythmisch hinfliefsenden Melodien vorziehen und findet ein Wohlgefallen an Gegenständen mit zusammenpassenden Farben. Viel Interesse bekundet es oft auch an Linien und Flächen, überhaupt an den Formen der Dinge. Das Kind freut sich über die Bewegungen der Finger und Hände, achtet auf die Stellungen der Personen, schneidet Bilder aus, versucht die gesehenen Dinge besonders, wenn sie seine Aufmerksamkeit erregt haben, nachzuzeichnen oder nachzuformen. Dasfelbe geschieht vielfach beim freien Spiel der Kinder mit Sand, Thon, Papier, und so kann das Spiel auch für die ästhetische Bildung wichtig werden. Die genannten Entäufserungen der kindlichen Seele nennt man den Formensinn.

Von ästhetischer Wirkung und von erheblicher Wichtigkeit ist für das Kind auch das Gebiet des Anständigen und Schicklichen (das Decorum). Dieser Ausdruck umfafst alles, was man im Betragen der Menschen unter einander als passend, gebührlich, schicklich, anständig, wohlgesittet, höflich, liebenswürdig bezeichnet.

Die Reinlichkeit des Körpers und der Kleidung, die Ordnung des Haares, Ordnung in den Beschäftigungen, Vermeidung alles Tierischen beim Essen und Trinken, ein Wohlverhalten gegen Eltern, Geschwister, gegen Fremde: in allen nach diesen Seiten wünschenswerten Verhaltungsweisen des Kindes liegen Keime zu ästhetischen Gefühlen.

c) **Die individuelle Beschaffenheit der Kinder den ästhetischen Gefühlen gegenüber.** Das Hervortreten ästhetischer Gefühle im Kindesalter ist bei den Einzelnen der Zeit nach sehr verschieden. In dem einen Kinde regt sich der Sinn für das Harmonische der Töne und Farben sehr frühzeitig; bei einem anderen zeigt sich hiervon lange keine Spur; in einem anderen Falle ist die Lust des Knaben am Formen und Gestalten, am Zeichnen und Malen sehr lebhaft, während vielleicht ein anderer sehr teilnahmslos und unthätig bleibt. Manches Kind lernt schnell sich artig benehmen und auf Reinlichkeit seiner Kleider, wie auf einen richtigen Gebrauch seiner Spielsachen zu achten, während bei einem andern das Ermahnen nichts fruchten will. Es ist darum immer ein Glück zu nennen, wenn schon kleine Kinder an dem Gesange eines Liedes oder am Zuhören eines Musikstückes Wohlgefallen finden, oder wenn sie selbst kleine Gedichte, Gebete ausdrucksvoll nachzusagen sich bemühen. Ebenso ist ein grofser Wert darauf zu legen, wenn das Kind beim Spiel sich vertieft und Freude am Formen und Gestalten empfindet.

Was kann nun hierbei die Erziehung leisten? Zunächst ist es ihr nicht möglich, ästhetische Gefühle in der Weise hervorzurufen, wie man Wahrnehmungen im Kinde zustande bringt. Man kann zum Schüler wohl sagen: sieh, dies ist eine Rose; sie sieht rot aus und riecht angenehm; sie hat eine grofse Zahl von Blumenkronenblättern, die rundlich geformt sind u. dergl. Dies alles wird das Kind bald verstehen und begreifen lernen. Wollte man aber zu ihm sagen: beim Anblick der Rose mufst du in dir ein Gefühl verspüren darüber, dafs sie so schön und lieblich aussieht, so würde dies höchst wahrscheinlich nichts fruchten; die Aufforderung würde gehört werden, aber damit wäre das erwünschte Gefühl keineswegs gegeben. Gefühle lassen sich nicht durch Demonstration (Unterricht) erzeugen, vielmehr kommt hier für die erste Zeit, um Gefühle zu wecken, statt des Unterrichts eine anhaltende, richtige Gewöhnung in Betracht. Man giebt dem Kinde in dem passenden Augenblicke eine schöne Blume zu sehen, hütet sie vor Zerstörung und giebt ihm durch Mienen und Geberden und einzelne Worte zu verstehen, wie erfreut man selbst über die Schönheit des Gesehenen ist. Oder man veranlafst das Kind stillschweigend zur Achtsamkeit auf eine einfache, wohlklingende Musik, entfernt dasfelbe von häfslichen Tönen und giebt hier auch durch ein Wort (pfui) seinem Mifsfallen Ausdruck. Ebenso

gewöhnen wir das Kind an Reinlichkeit, an Ordnung, an Anstand und Sitte u. s. w.

In allen diesen und vielen anderen Fällen heifst nun durch Gewöhnung erziehen: das Kind, den Zögling in eine solche Lage (Situation) bringen, dafs sich hoffen läfst, dafs die erwarteten Gefühle (ästhetische) aus demselben hervorkeimen.

§ 41.

Das ästhetische Urteil und die höheren ästhetischen Gefühle.

a) **Der Übergang vom ästhetischen Gefühl zum ästhetischen Urteil.** In dem bisher über das ästhetische Bewufstsein Gesagten sind nur Gefühle erwähnt worden. — Das Menschenleben, die Naturdinge und ihre Verhältnisse wirken in der Weise auf den Menschen ein, dafs in ihm sich neben dem Wahrgenommenen (der Empfindung) ein neuer Seelenzustand, das Gefühl, geltend macht. Das Kind und vielfach auch der Erwachsene wird sich hierbei aber dessen gar nicht bewufst, dafs die Seele zweimal in Thätigkeit versetzt worden ist. Auch denkt er nicht daran, was an den Dingen und in den Erlebnissen sein Wohlgefallen oder sein Mifsfallen erregt hat. Mit andern Worten: das Kind unterläfst bezüglich des Ästhetischen zu urteilen. Die Freude am Schönen und das Mifsfallen am Häfslichen finden allerdings fast immer ihren Ausdruck; zunächst in Mienen und Geberden, im Staunen, in einzelnen sprachlichen Ausrufen. Späterhin gebraucht das Kind auch ästhetische Urteile: die Landschaft ist es, welche schön, reizend, anmutig, lieblich, wundervoll, prächtig genannt wird. Das Gewitter ist erhaben, der gestirnte Himmel ist prächtig, majestätisch; die Bewegungen einer Person sind graziös, zierlich, ernst, komisch u. s. f. Die Prädikate dieser Urteile besitzen aber noch sämtlich eine geringe Klarheit und fliefsen in ihren Bedeutungen leicht in einander über. Aufserdem liegt in ihnen keine nähere Bestimmung desjenigen, was die Landschaft, den Himmel, das Gewitter zu einem Gegenstande ästhetischer Beurteilung macht.

Das ästhetische Urteil und die damit zusammenhängenden Vorstellungen und Begriffe lassen nur schwer eine bestimmte logische Erklärung zu. Daher kommt es auch, dafs die Meinungsverschiedenheiten über ästhetische Vorstellungen sehr grofs sind. — Die Frage, in welcher Weise der Übergang aus dem ästhetischen Gefühl in das ästhetische Urteil stattfindet, läfst sich ebenfalls schwer beantworten. Zu sagen, die Rose ist schön, oder: die Sonne bewegt sich majestätisch am Himmel, das lernt das Kind allerdings schnell, dafs es aber bei dem Prädikat schön

oder majestätisch das dazu gehörige Gefühl in sich erlebt, darüber haben wir keine Gewifsheit. Wir können auch nicht den Übergang der Seele in einen solchen ästhetischen Zustand voraussagen; wir müssen vielmehr annehmen, dafs es eine besondere Begünstigung ist, wenn das Kind ein ästhetisches Gefühl erlebt und dabei den Übergang zum ästhetischen Urteil findet.

b) **Theoretisches.** Die ästhetischen Gefühle, wie weit sie mit der Wahrnehmungswelt zusammenhängen, beruhen immer auf dem Zusammenwirken eines sinnlichen Eindrucks und eines besonderen aus dem Inneren entgegenkommenden Zustandes. Bezüglich des äufseren Eindruckes wird fast allgemein behauptet, dafs das völlig Einfache etwa ein einziger Ton oder ein einzelnes Farbenelement oder ein einzelner Punkt weder schön noch häfslich genannt werden könne, sondern dafs immer nur das Zusammengesetzte, das in Verhältnissen zu einander Stehende, ein Accord, eine Figur, eine Landschaft ästhetische Gefühle hervorzubringen imstande sei. Dies ist jedoch schwer zu begreifen, oder es ist wenigstens fehlerhaft ausgedrückt. Denn wenn jede Empfindung, auch die einfachste (§ 10), von einem Gefühlston begleitet wird, so ist es auch wahrscheinlich, dafs in diesem seelischen Zustande die zartesten Keime des ästhetischen Bewufstseins mit eingeschlossen sind. Wir müssen annehmen, wie es schon oben geschehen ist, dafs die Gefühle, also auch die ästhetischen, etwas Ursprüngliches sind. Denn wo würde sonst die Stelle sein, an welcher das erstemal vom Kinde das Schöne und Erhabene geahnt würde? und dann, wenn diese Stelle sich nachweisen liefse, müfste immer wieder gefragt werden, warum gerade hier und woher überhaupt? Wir werden wohl sagen müssen: schaffen, erzeugen kann weder die einfache noch die zusammengesetzte Wahrnehmung (Empfindung) ein ästhetisches Gefühl; sie sind aber die Veranlassung, dafs sich das Innere der Seele in einer neuen Inhaltsbestimmung, nämlich in Gestalt von Gefühlen, aufthut. Und wie nun die erste Empfindung von einem Gefühl begleitet wird, und wie die Empfindungen die Anlässe werden zu immer neuen Vorstellungsarten, so wird auch durch die ersten Gefühle ein Schacht geschlagen, wodurch ein anderes edles Metall unseres Innern an das Tageslicht gelangen kann. Das Zusammengesetzte der Wahrnehmungswelt und die Verhältnisse seiner Teile haben für die Gefühle die Bedeutung, dafs sie dadurch mehr von einander gesondert, dafs sie verstärkt und vertieft werden. Hierbei ist nochmals an das Gesetz der Reihenbildung (§ 33) zu erinnern. Dadurch, dafs die Vorstellungen die Reihenform annehmen, wird auch für das ästhetische Bewufstsein der Anlafs gegeben, bestimmter und voller hervorzutreten. Am deutlichsten zeigen sich die Wirkungen der Vorstellungsreihen in der Musik. Das Kind empfindet ein ästhetisches Wohlgefallen, wenn es z. B. die drei

Töne eines harmonischen Dreiklangs, oder einige Töne einer kleinen Melodie im Empfindungsbewufstsein festhält, was auch sehr bald stattfindet. Für eine Sonate oder Symphonie hat das Kind aber kein Verständnis; die einzelnen Melodien und die auf einander folgenden Akkorde kann es noch nicht umfassen; sie bleiben also auch nicht als Vorstellungsreihen im Bewufstsein. Eine solche Musik ist darum auch nicht imstande im Kinde die Gefühle zu wecken, die den musikalisch Gebildeten beseelen.

Die Gefühle letzterer Art, die also durch das Zusammenwirken von bestimmten und längeren Vorstellungsreihen sich geltend machen, nennen wir höhere ästhetische Gefühle. Mit denselben sind auch immer ästhetische Urteile verbunden, d. h. das Subjekt, an welchem das ästhetische Wohlgefallen haftet, ist genügend bekannt, tritt deutlich und klar hervor. Obenan steht hier wieder die Musik. Der ästhetische Geschmack hat an ihr die Verhältnisse entdeckt, die ästhetisch wirken, und so ist die Musik eine Doktrin geworden, unter welchen Bedingungen ein ästhetisches Urteil in der Tonwelt entsteht. Ähnliches findet auch auf dem Gebiet der reinen Form statt. In der Plastik kennt man z. B. den goldenen Schnitt als ein solches ästhetisches Grundverhältnis, das nun auch der Maler, der Bildhauer (bewufst) in den verschiedensten Verbindungen verwendet. Vieles ist jedoch auf diesen Gebieten noch dunkel. Auf dem Gebiet der Farben kennt man ebenso noch sehr wenig die Verhältnisse, welche ein ästhetisches Wohlgefühl hervorrufen; hier ist das ästhetische Urteil besonders schwankend, weil die Gefühle noch nicht derart geläutert und vollkommen sind wie in der Musik.

c) **Mittel zur ästhetischen Ausbildung.** Die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt es, die Gebiete des Ästhetischen nochmals kurz zu überblicken:

1. Das wohlanständige Betragen, woran die Kinder schon von früh auf gewöhnt werden sollen, ist auch während der Schulzeit ein wichtiger Teil der ästhetischen Ausbildung. Dahin gehört die Haltung und Bewegung des Körpers, der Gebrauch der Sprache, die Kleidung und der Schmuck des Einzelnen. Überall soll der Zögling das Wohlanständige, das Schickliche, das Natürliche üben, das Häfsliche, Plumpe, Unnatürliche, Gekünstelte meiden lernen. Die Gegenstände im Hause und in der Schule, also die Gerätschaften, die Möbel, die Schmucksachen sollen so beschaffen sein, dafs ihr Anblick freudig erregt. Ebenso soll überall Ordnung, Reinlichkeit, Sauberkeit herrschen, um hierdurch in gleicher Weise zur Veredelung des ästhetischen Geschmackes wirken zu können.

2. Auch die Betrachtung und die Bekanntschaft mit der Natur ist als ein wichtiges Mittel der ästhetischen Ausbildung zu nennen. Man macht den Zögling aufmerksam auf die goldene Abendsonne, den gestirnten Himmel. Man nimmt ihm die Furcht

vor Blitz und Donner. Die Botanik zeigt ihm die schönen Formen der Pflanzenwelt, läfst ihm die grofsartige Bildungskraft der Naturwesen ahnen; ähnliches thut auch die Zoologie. Die Physik läfst den Zögling staunen über die wunderbare Gesetzmäfsigkeit der Natur und ihre gewaltigen Kräfte. So können also auch diese Unterrichtsgegenstände ästhetisch wirken, und der Lehrer hat die Pflicht diesen Teil, der nicht der letzte seiner Thätigkeit ist, nicht aus dem Auge zu verlieren.

3. Hierher gehört auch das grofse Gebiet der Künste, und zwar ist es hauptsächlich das Schöne der Töne in der Musik, das Schöne der Sprache und ihrer Gedanken in der Poesie und das Schöne der Formen und Gestalten in der Plastik. Die Ausbildung des Schönen der Tonkunst geschieht in der Schule durch den Gesang; es ist bekannt, wie beruhigend und veredelnd dieser Unterricht wirken kann. Dem Schönen der Sprache dient das Lesen, das Erklären von Musterstücken und das Deklamieren derselben. Das Wohlgefallen an der Form sucht besonders das Zeichnen zu wecken, namentlich in Verbindung mit schönen Naturformen. Der Unterricht in den letztgenannten Disziplinen stellt jedoch an Lehrer und Schüler Anforderungen, die oft nicht erfüllt werden, und so ist der Gewinn für die Ausbildung ästhetischer Gefühle und ästhetischer Urteile in der Schule leider oft ein geringer.

d) **Die Bedeutung des Ästhetischen.** Im Ästhetischen tritt zum Intellektuellen ein weiteres grofses Stück geistigen Fortschrittes hinzu. In demselben lernen wir eine zweite Welt kennen, in welche der Mensch auf seinem Bildungsgange hineinwachsen kann und nach Möglichkeit soll, und in die er sich dann gern und oft mit dem Gefühle hoher Freude und Befriedigung versenkt. Es ist ein grofser Unterschied, ob jemand die Dinge der Natur, der Kunst, das Menschenleben blofs wahrnimmt und denkend erfafst, oder ob er sie so auf sich einwirken lassen kann, dafs sich die Gefühle des Schönen und Erhabenen in ihm regen. Diese letztere Auffassungsweise, die ästhetische Auffassung der Welt ist eine höhere Stufe unseres geistigen Seins. Obgleich dabei an die Sinne gebunden, werden wir doch weit über sie hinausgeführt in eine übersinnliche (intelligibele) Welt. Und diese neue Seinsweise wirkt zurück und verklärt das Niedrig-Sinnliche, das Gemein-Alltägliche.

Die hohe Bedeutung des Ästhetischen hat zunächst Schiller veranlafst, eine ästhetische Erziehung des Menschen zu fordern. „Durch die Schönheit,“ sagt er, „wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken (?) geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt“. Schiller hat von dem Ästhetischen, „als dem besten Teile unserer Glückseligkeit,“ eine so hohe Meinung, dafs er sogar behauptet: „nur durch das Morgenthor des Schönen dringst (drangst) du in der Erkenntnis Land“. —

Sodann hat auch Herbart die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung bezeichnet. (Nachtrag zu Pestalozzi's Ideen eines A B C der Anschauung.) Diese Forderung ist jedoch ein hohes Ideal; denn es giebt für den Erzieher keine gröfsere Schwierigkeit als die ästhetische Erziehung. Nicht nur, dafs sie ein Werk ist, welches im Zöglinge eine besondere Begabung und günstige Lebensumstände voraussetzt, sondern auch, dafs der Erzieher, sollen von ihm ästhetische Gefühle und Urteile im Zöglinge hervorgerufen werden, in keiner Weise eine zwingende, überzeugende Kraft in Anwendung bringen kann; keinesfalls ist er hier imstande, bestimmte Erfolge vorauszusagen. Und doch mufs trotzdem versucht werden!

D. Das ethische Bewufstsein.

§ 42.

Das Ethische und sein Hervortreten im Menschen.

a) **Erklärungen.** Von vornherein ist klar, dafs man mit dem Ausdruck des Ethischen (des Sittlichen, Moralischen, Rechtlichen) keinen Gegenstand der äufseren sinnlichen Wahrnehmung bezeichnet; die Dinge und Ereignisse in der Natur geben keinen Anlafs, ihnen als solchen und unmittelbar, einen ethischen Wert zuzuschreiben. Wir reden nicht von sittlichen Dingen, wohl aber von sittlichen Gesinnungen und Handlungen. Das Gebiet des Ethischen umfafst die Gesamtheit des menschlichen Wollens und Handelns. Die Handlung eines Menschen ist allerdings für die blofs sinnliche Auffassung nichts weiter als ein zeitlicher Verlauf von Bewegungen und Veränderungen, wie das Fliefsen des Wassers oder das Arbeiten einer Maschine. Der Mensch geht aber in der Auffassung des Gesehenen weiter: er legt etwas in die Handlung hinein, so dafs sie ein Zeichen für etwas Unsichtbares, für etwas Innerliches und Geistiges wird. — Drei Hauptfälle im menschlichen Handeln kann man unterscheiden, wenn nach dem Ethischen gefragt wird. Entweder ist es das Verhalten der Menschen gegen die Dinge und Begebenheiten der Natur, oder es sind die Handlungen der Menschen gegenseitig zu einander, oder es ist das Verhalten des Individuums in seinem Innern, zu sich selbst. Infolge der Verbindung aber des menschlichen Thuns mit einem unsichtbaren Innerlichen erscheinen die Handlungen als gut oder als böse, als recht oder als unrecht, und jeder, der Zeuge einer guten oder bösen That ist, erlebt in sich ein besonderes Gefühl, das sich entweder als Beifall oder als Mifsfallen, als Lob oder Tadel, als Achtung oder als Verachtung kundgiebt.

b) **Vorbedingungen des Ethischen.** Wenn das Gebiet des Ethischen die Gesamtheit der menschlichen Handlungen umfafst,

so folgt daraus, dafs alles, was wir ethisch nennen, in dem gesellschaftlichen Dasein der Menschen wurzelt. Wir können uns nichts Ethisches denken, was nicht eine Beziehung hätte auf die Menschen, ihre Aufgaben, Verhältnisse und Angelegenheiten. Die Entwickelung des ethischen Bewufstseins ist darum sozialer Art. Wir müssen die Ansätze der Entwickelung desfelben in solchen Verhältnissen suchen, wo Menschen auf einander wirken und von einander leiden. Wenn das Kind isoliert von Menschen aufwüchse, wenn es nur mit Dingen umginge, so würde es zu einem ethischen Bewufstsein nicht gelangen.

Hiermit ist aber nur eine Bedingung der Entwickelung des Ethischen gegeben, welche noch nicht zum vollen Verständnis genügt. Denn im Wirken und Gegenwirken gleichartiger Wesen liegt nicht in allen Fällen für diese Wesen auch etwas Ethisches, sonst müfsten im gesellschaftlichen Leben der Ameisen, Bienen, Störche und anderer Tiere auch ähnliche Gefühle und Vorstellungen sich geltend machen, wie beim Zusammenleben der Menschen. Die Zoologen (z. B. Brehm) sind allerdings vielfach geneigt das gemeinschaftliche Leben dieser Tiere ganz so aufzufassen wie das der Menschen; ohne Zweifel ist aber eine solche Darstellung der Wirklichkeit nicht entsprechend; eine solche Sprache mag dem Dichter erlaubt sein, ist aber in wissenschaftlichen Werken, welche auf eine Begründung ihrer Behauptungen angewiesen sind, an der es hier jedoch fehlt, ganz zu verwerfen. Nur der Mensch kann im Verkehr mit seinesgleichen besondere innere Zustände erleben, welche die spezifische Natur des Ethischen an sich tragen und damit ganz neue und auch eigentümliche Entwickelungen einleiten.

c) **Das Hervortreten des Ethischen im Menschen.** Nach dem Gesagten liegt die Frage nahe, wie wir uns den Ursprung des Ethischen (Sittlichen) im Kinde denken können oder, wann und wie das sittliche Gewissen des Kindes in Wirksamkeit übergeht? Diese Frage ist ohne Zweifel für die pädagogische Psychologie die wichtigste (s. sp.), zugleich aber mit die schwierigste.

Als die erste Stufe, auf der das Hervortreten des Ethischen im Kinde veranlafst wird, ist das eigentümliche Verhältnis des Kindes zu den Eltern zu bezeichnen. In der Mutter bethätigt sich eine aufopferungsfähige Güte und Liebe zum Kinde, die auch in der noch rohesten Familie eines wilden Volksstammes auftritt, und den Äufserungen derselben neigt sich wiederum das Kind entgegen: es wird zur Mutter hingezogen und schliefst sich ihr an. In diesem Verhältnis liegt jedoch als solchem, wie es mit dem Dasein einer bestimmten Lebensform gegeben ist, noch nichts Sittliches; denn dasfelbe ergiebt sich mit Naturnotwendigkeit: die Liebe wirkt in der Mutter als Naturtrieb, und die Macht dieses Triebes ist es ebenfalls, die im Kinde Anhänglichkeit und Liebe zur Mutter erzeugt. Diese rein natürliche Seite des Verhältnisses wird des-

halb auch bei anderen Lebewesen in ähnlichen Wirkungen angetroffen. Dennoch bildet dieses Verhältnis eine unentbehrliche Vorstufe zum Ethischen, schon deshalb, weil die dabei vom Kinde erlebten Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit auch von der einen Person auf andere übertragen werden können. Die Zuneigung und Liebe sind imstande eine Verallgemeinerung anzunehmen, die möglicherweise unter der Mitwirkung anderer Erlebnisse sich bis zur allgemeinen Menschenliebe steigern kann. Hierbei ergeben sich dann Verhältnisse, welche die ethische Beurteilung hervorrufen, d. h. mit einer ethischen Wertschätzung aufgefafst werden.

Hiermit hängt zweitens eine andere allgemeine Eigenschaft der menschlichen Natur zusammen. Sie erwächst aus dem uns schon bekannten Prozesse der Vergeistigung der Aufsenwelt (§ 26). Dieser Prozefs äufsert sich unter anderem darin, dafs das Kind seine Selbsterlebnisse von Freude und Schmerz, von Lust und Unlust, überhaupt von Wohl und Wehe auch anderen Wesen und Dingen zuschreibt und sie in dieser Hinsicht vergeistigt und belebt. Auf diese Weise kommt das Kind dazu, bald fremdes Wohl von dem eigenen, fremdes Leid und Weh von dem selbsterlebten zu unterscheiden. Zugleich ist der menschliche Körper, besonders im Kindesalter, in der Weise organisiert, dafs da, wo Weinen oder Lachen von andern wahrgenommen wird, unwillkürlich ein Mitweinen oder Mitlachen sich einstellt. Auf Grund dieser Vorgänge prägen sich allmählich im menschlichen Herzen Gefühle für das Wohl und Wehe anderer aus (Mitgefühle oder sympathetische Gefühle), die sich zur Teilnahme an den Erlebnissen einzelner Menschen, wie auch ganzer Gemeinschaften erweitern. Damit sind wir aber ebenfalls wie oben in der Sphäre des Ethischen angelangt.

Ein dritter wichtiger Anlafs, das Ethische im Kinde zur Wirksamkeit zu entfalten, liegt in der Entäufserung innerer Regungen und Strebungen in körperlichen Bewegungen. Das Kind versucht sehr bald, im Besitze vermehrter körperlicher Kraft, diese zu bethätigen; es thut dies an Dingen, Tieren und Menschen. Der Knabe klettert, springt und läuft; er reibt sich mit seinen Kameraden, gerät in Affekt, schlägt zu, er flieht oder wird geschlagen, weint und klagt, oder prahlt und rühmt sich u. s. w. Bei all diesem Thun und Treiben des Kindes zeigen sich Keime des Gewissens, d. h. eines bald parteiischen bald unparteiischen Urteils, der Mifsbilligung oder der Billigung, des Beifalles oder des Mifsfallens. Das Falsche, das Unvollkommene, das Böse und Schlechte, was der Knabe thut, wird in vielen Fällen eine Übergangsstufe zum Richtigen. Muth und Feigheit, Ausdauer und Erschlaffung, Siegen und Unterliegen lernt er kennen, und käme es unter den Kindern und unter den Menschen überhaupt nie zu einem Streite, dann würde das Gefühl und die Idee des Rechtes und des Unrechtes, der Wahrheit und der Lüge nie zum Bewufstsein gelangen.

§ 43.

Die ethischen Urteile und Begriffe.

a) **Ethische Gefühle und Vorstellungen.** Die Entwickelung des logischen Bewufstseins hat gezeigt, dafs der Verstand zu keinerlei Urteilen und Begriffen, zu keiner Erkenntnis der Aufsenwelt gelangt, wenn nicht schon sinnliche Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen vorausgegangen sind. Letztere Zustände werden darum als die Elemente der logischen Bildung angesehen. In gleicher Weise giebt es auch für das ethische Bewufstsein eine solche Grundlage, auf der Urteile und Begriffe sittlicher Natur sich aufbauen. Solche ethische Elemente liegen nun hauptsächlich in den oben genannten drei Fällen, besonders sind es die sogenannten Mitempfindungen, die sympathetischen Gefühle.

Die neuen Bewufstseinsinhalte treten beim Ethischen ganz so wie beim Logischen und Ästhetischen immer erst in der Form von Gefühlen hervor, und sittliche Gefühle machen sich in allen Menschen mit bestimmter Kraft geltend; denn wohl jeder fühlt bei einer Handlung: das ist recht, oder das ist unrecht. Vielfach bleibt die Entwickelung nun auch bei dem dunkeln Gefühle des Unterschiedes zwischen dem Rechten und Unrechten, dem Guten und Bösen stehen; zu klaren sittlichen Urteilen und Begriffen kommt es nicht immer und nicht in allen Fällen; denn auch hier ist sorgfältige Erziehung und längerer Unterricht erforderlich. Allerdings giebt es edle Seelen, die eine glückliche Vereinigung von Kraft und Feinsinnigkeit gleich weit entfernt hält von sittlicher Härte, wie von Weichlichkeit, und die in der Regel mit sicherem (sittlichen) Takte das Richtige treffen, die also eine besondere Ausbildung und eine ängstliche Erziehung bezüglich des Ethischen nicht so notwendig bedürfen. Aber die Zahl derer, die so glücklich organisiert sind, ist gering; das sittliche Gefühl bleibt bei den Meisten etwas Unklares und Schwankendes, und die tausenderlei Reizungen und Lockungen des Lebens übertönen es leider gar zu oft. Die Sünden und Gebrechen, die Laster und Übelthaten der Menschen würden nicht in diesem Mafse vorhanden sein, wenn das sittliche Bewufstsein bestimmter und kräftiger sich geltend machte, und wenn es selbst eine gröfsere psychische Macht wäre, die wie eine blofs physische Kraft wirkte, was aber seiner Natur nicht entspricht. Kein Ethisches zwingt, sondern es will erblickt, anerkannt und geliebt sein! Eine der höchsten Aufgaben der Erziehung liegt darum zunächst darin, bestimmte sittliche Gefühle zu kräftigen und durch sie dann auch klare sittliche Vorstellungen, Begriffe und Urteile im Zöglinge hervorzurufen.

b) **Ethische Begriffe und Urteile.** Die Ausführbarkeit der erwähnten Aufgabe der Erziehung ist jedoch aus ähnlichen Gründen

wie bei dem ästhetischen Bewufstsein schwierig, d. h. es ist für den Erzieher keineswegs leicht, von dem im Zögling emporkeimenden sittlichen Gefühle aus die sittlichen Wahrheiten in der Form von Begriffen und Urteilen logisch auszubilden. Von welcher Beschaffenheit nun die sittlichen Begriffe und Urteile sind, darüber berichtet ausführlich die Wissenschaft der Ethik. Hier kann nur weniges darüber gesagt werden.

Das sittliche Urteil hat es, wie schon erwähnt, mit der Beurteilung des Wollens und Handelns der Person, teils als solcher, teils in ihren Verhältnissen zu einander zu thun. Im Prädikate wird ausgedrückt, in welchem Sinne eine That vom Thäter selbst oder vom Zuschauer aufgefafst worden ist. Deshalb drückt dann das Prädikat Lob oder Tadel, Beifall oder Mifsfallen, Achtung oder Verachtung, Billigung oder Mifsbilligung aus, oder es liegt in ihm ein Vorziehen oder Verwerfen, eine Zurückweisung, ein Verbot oder eine Aufforderung und ein Sollen. Der Fleifsige wird gelobt, der Faule getadelt; der Reiche, der den Armen unterstützt, hat unsern Beifall, derjenige aber, welcher ihn von sich stöfst, mifsfällt uns, wir verachten seine Härte; jene That ziehen wir als eine würdige vor, diese verwerfen wir als schimpflich; dort ruft unser Inneres uns zu: das sollst du thun, und hier warnt es und fordert auf, es nicht zu thun. Die Zahl der ethischen Prädikate ist zwar hiermit noch nicht erschöpft, doch ist sie nicht besonders grofs; vielfach jedoch und weit ist das Geflecht der Handlungen, die zu beurteilen sind.

Den genannten ethischen Prädikaten entspricht nun eine Reihe ethischer Begriffe, welche durch vielfaches Urteilen im Menschen immer bestimmter hervortreten. Es sind dies hauptsächlich die Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten, des Edeln und Zarten gegenüber dem Rohen und Gemeinen, die Begriffe des Ehrenvollen, der Tugend, der Pflicht, des Wohlwollens, des Rechtes, der Billigkeit, der Güte und Liebe, gegenüber den Begriffen ihrer Gegensätze. Diese Begriffe, über die wir im einzelnen etwas zu sagen unterlassen, heifsen auch praktische Begriffe. Die Urteile aber, in denen sie Verwendung finden, werden für die menschlichen Handlungen zu Vorschriften, da jeder Mensch ihnen gegenüber eine innere Verpflichtung verspürt, sie anzuerkennen. Die sittlichen Urteile werden so zu Gesetzen und bilden in ihrer Gesamtheit das Sittengesetz; die innere Thätigkeit aber, sittlich zu urteilen, bezeichnet man als die Thätigkeit des Gewissens. Es ist selbstverständlich, dafs alles, was in diesen Prädikaten über die Handlungen ausgesagt wird, im Grunde sich durch diese hindurch immer auf die Gesinnungen und Wollungen bezieht, aus denen jene entspringen.

Analog dem logischen und ästhetischen Bewufstsein werden auch die sittlichen Urteile und Begriffe von neuen Gefühlsweisen

begleitet. Wir nennen auch diese wieder wie dort höhere sittliche Gefühle. Sie sind die edelste und reinste Frucht der geistigen Entwickelung des Menschen. Sie gewähren das höchste Glück, den wahren Frieden des Herzens, wie ihn der Tugendhafte, der edle Menschenfreund, der Pflichtgetreue geniefst. Das leuchtendste Beispiel hierfür ist uns Jesus, der Friedensfürst. Auch Kant ist erfüllt von solchen hohen Gefühlen, wenn er, gleichsam überrascht von der überirdischen Natur des Sittengesetzes in der Menschenbrust ausruft: „Pflicht! du erhabener grofser Name! welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft?"

§ 44.

Die Ausbildung des ethischen Bewufstseins.

Die Wichtigkeit, zugleich aber auch die Schwierigkeit, sittliche Bildung zu erzeugen, ist schon hervorgehoben worden, und noch mehr wird die Bedeutung des Sittlichen klar werden, wenn von der Bildung des Willens die Rede sein wird (§§ 47—54). Bezüglich der Ausbildung des ethischen Bewufstseins sind, auf Grund des Vorhergegangenen zwei Stufen zu unterscheiden. Die erste ist die elementare: hier handelt es sich darum, dafs das Kind im Verkehr mit den es umgebenden Menschen und durch eigenes Thun und Denken zu sittlichen Gefühlen geführt wird. Auf der zweiten Stufe sind dann diese Gefühle zu verstärken und zu befestigen und zugleich dazu zu benutzen, richtige, sittliche Vorstellungen und Urteile an sie anzuschliefsen. Über beide Stufen mag im einzelnen noch etwas folgen.

1. Die Forderung, die für den ersten Teil der ethischen Ausbildung zu gelten hat, wird sonach heifsen: die Erziehung hat das Kind dahin zu führen, dafs es sich in fremde Zustände versetzen kann. Schmerz und Freude, Lust und Leid, Wünschen und Hoffen und Befürchten soll das Kind an anderen Menschen verstehen und in der eigenen Seele die fremden Zustände nachempfinden lernen. Vergeblich wäre es hier, durch Unterweisungen und Erörterungen etwas erreichen zu wollen. Das Kind mufs vielmehr sich an wirklichen Ereignissen, Erlebnissen und Handlungen beteiligen, durch eigenes Verhalten in gutem wie schlechtem Sinne, sowie durch die Beobachtung fremden lobens- oder tadelnswerten Betragens zu einem wirklichen Erleben der entsprechenden sittlichen Gefühle hingeführt werden. In dem Verhältnis des Kindes zur Mutter, zum Vater, zu den Geschwistern, zu den Hausgenossen und Verwandten, zu allem, was im Hause und in der Umgebung Lebendiges und Empfindendes vorhanden ist, ebenso auch zu allem Toten, worauf der gebildete Erwachsene einen Wert legt, ist zunächst

eine reiche Grundlage gegeben, von der aus sich dem menschlichen Gemüte das Bewufstwerden des Wohles und Wehes anderer in der Aufsenwelt öffnet. In diese Verhältnisse mufs das Kind durch die Sprache und die gebräuchlichen Umgangsformen der Gebildeten vollständig hineinwachsen, ehe sein Blick auf weitere Kreise gerichtet wird. Allerdings gehört dazu eine grofse Anzahl günstiger Bedingungen, teils persönlicher, teils sachlicher Art, die nicht immer vorhanden sind. Die Wirkungen eines geordneten und heiteren Familienlebens, in welchem zugleich Vater und Mutter Mittel, Kenntnis und Zeit besitzen, sich dem Kinde zu widmen, sind für die Anfänge der sittlichen Bildung des Kindes durch nichts zu ersetzen.

2. Der zweite Teil der ethischen Entwickelung ist nur eine Fortsetzung und Erweiterung des ersten. Die obige Forderung mufs darum nunmehr heifsen: die Erziehung hat dafür zu sorgen, dafs der Zögling allmählich in die gröfseren Gemeinschaften der Menschen eingeführt und von dem lebendigen Inhalte derselben angemessen berührt wird. Es sind die Verhältnisse der Freunde, der Dienenden, der gesellschaftliche Verkehr, die Nachbarn, die unterscheidbaren gesellschaftlichen Gruppen, die Gemeinde, der Staat, das Verhältnis der Staaten unter einander. Soweit dies hier noch möglich ist, mufs der Zögling allmählich ebenfalls selbst in die Vorrichtungen und Veranstaltungen der menschlichen Gesellschaft, teils durch eigenen Anschlufs, teils durch geschichtliche Belehrung hineingeführt werden, damit er auch frei in das wirkliche Erleben ethischer Gemütsstimmungen gerät. Nur dadurch wird der Gemeinsinn für die gröfseren Gebiete menschlicher Zusammengehörigkeit Wurzel schlagen können. Sodann ist auf dieser Stufe zweitens der Ausbau der sittlichen Vorstellungen, die Bildung sittlicher Begriffe, überhaupt sittlicher Wahrheiten zu betreiben. Wenn nun inbezug hierauf die Mittel keineswegs dürftige sind, so ist doch der Erfolg des sittlich-religiösen Unterrichts selten der Mühe entsprechend. Der Grund liegt wohl hauptsächlich darin, dafs der Schüler nicht in der Weise von der Wirklichkeit und deren sittlichen Werten und Unwerten erfafst wird, dafs ihn eine ernstliche sittliche Gesinnung durchglüht, und auch darin, dafs der Zögling nicht lange genug vom Familiengeiste gefesselt und nicht immer wieder in die elementaren sittlichen Gefühle des Familienlebens zurückversetzt wird, um daran das Neue anzuschliefsen. Man darf allerdings auch nicht erwarten, dafs das Verständnis des geselligen, heimatlichen und vaterländischen Lebens für den Zögling ein leichtes sei und dafs daraus sich Teilnahme, Wohlwollen, Humanität für diese Kreise ohne Schwierigkeit bilde. Unter den Unterrichtsgegenständen, welchen die Ausbildung des sittlichen Bewufstseins obliegt, steht obenan der Religionsunterricht. Hier sind es edle Vorbilder aus der heiligen Schrift, aus der Geschichte und Sage; dann eingehende Belehrungen über Wahrhaftigkeit und

Lüge, Recht und Unrecht, Gutes und Böses, über die Tugenden der Teilnahme, der Güte und Liebe. Und in allen diesen Fällen der Hinweis auf Gott, als den allwissenden und gerechten Richter über jedes Menschenleben. Von nicht geringer Wichtigkeit ist ferner auch die Poesie, welche in erhabenen Beispielen die Würde der Tugenden und in abschreckenden Zügen die Verirrungen der Laster vor die Augen stellt. Endlich ist noch von wesentlichem Belang das Vorbild des Lehrers, sein Verhältnis zu den Schülern und das der Schüler unter einander.

§ 45.

Das Wahre, das Schöne und das Gute.

Mit diesen Ausdrücken bezeichnet man gewöhnlich die centralen Vorstellungen (Ideen), um welche sich das logische, ästhetische und ethische Bewufstsein bewegt. In ihnen liegen aber auch die Zielpunkte, zu denen die geistige Ausbildung hinzustreben hat: die Erkenntnis des Wahren, Sinn und Verständnis für das Schöne und die Bethätigung des Guten im Wollen und Handeln. Durch den Besitz dieser Güter erhebt sich der Mensch aus dem natürlich-psychischen Zustande in das Gebiet des Geistig-Idealen. Durch dessen Anerkennung und Geltendmachung wird der Mensch über das blofs Thatsächliche in eine Welt geführt, die von Natur aus nicht da ist, sondern durch Erziehung gesucht und nach Kräften verwirklicht werden soll.

Mit dem ersten Hervortreten dieser höheren Bewufstseinsarten war der Anfang zur Civilisation der Menschheit gemacht, und je mehr sie sich verallgemeinern und vertiefen, um so mehr wächst, wie die Bildung des Einzelnen, so auch die Kultur der Völker.

Das logische, ästhetische und ethische Bewufstsein entwickelt sich, wie im einzelnen gezeigt ist, indem, mit mehr oder weniger dunklen Gefühlen beginnend, Vorstellungen, Begriffe, Urteile und höhere Gefühle allmählich emporwachsen. Die dabei auftretenden Begriffe lassen sich meistens paarweise gruppieren, indem immer zwei einen Gegensatz bilden:

Das ist wahr, jenes unwahr, dieses denkbar, richtig, jenes undenkbar, falsch; dieses ist schön, edel, erhaben, jenes häfslich, niedrig, gemein; diese That ist gut, recht, ehrenhaft, lobenswert, pflichtgemäfs, jene aber böse, unrecht, schimpflich, tadelnswert, pflichtwidrig. Die hieraus entspringenden Urteile aber werden zu bestimmten Regeln oder Normen oder Gesetzen. Wie weit im Menschen diese Normen bekannt sind, und wie weit er in seinem Denken, Fühlen, Wollen und Handeln nach diesen Gesetzen sich richtet, so weit reicht seine wahre Bildung, und so weit kann er auch das Glück und den

Frieden geniefsen, den ein solcher Fortschritt im Reiche des Geistigen gewährt. Schwierig ist es allerdings dem Menschen, sich den Gesetzen zu unterwerfen, da sich in ihm die verschiedensten Kräfte geltend machen, die den Gesetzen trotzen. Darum genügt es nicht, die für das Denken, Wollen und Handeln giltigen Normen zu kennen. Der Mensch mufs noch in besonderer Weise ausgerüstet werden, dafs sein Streben sich dauernd auf das Wahre, Gute und Schöne richtet und an demselben festhält. In welcher Weise dies möglich ist, wird im nächsten Abschnitt gezeigt werden.

Das Logische, Ästhetische und Ethische insgesamt ist für die Bildung des Menschen gleich hoch und wichtig. Unter einander verglichen haben jedoch diese Bildungsformen verschiedenen Wert und verschiedene Bedeutung.

Das logische und ästhetische Bewufstsein werden hervorgerufen durch die Dinge, Vorgänge und Ereignisse der Aufsenwelt. In besonderer Weise hat hierbei die Natur für die Ausbildung des Logischen im Menschen vorgesorgt. Denn durch die Aufsenwelt wird die Seele gezwungen, Empfindungen, Wahrnehmungen, räumliche und zeitliche Gebilde zu erzeugen (psychischer Mechanismus), die infolge der Wirksamkeit der Reproduktionsgesetze die Veranlassung werden zu immer höheren Seelengebilden. Wenn nun auch der Übergang der Gebilde des psychischen Mechanismus zum eigentlichen logischen Bewufstsein immerhin viel Schwierigkeiten bereitet, so kann man doch sagen, dafs dieser Übergang eine Naturnotwendigkeit ist. So etwas findet beim Ästhetischen nicht statt. Dasselbe haftet zwar auch am Sinnlichen, aber es liegt keine psychische Notwendigkeit, kein Zwang vor z. B. beim Anblick eines Gegenstandes in einen ästhetischen Seelenzustand versetzt zu werden. Der Unterschied ist nicht gering, zu wissen, das Blatt ist herzförmig und zu wissen und zu fühlen, das Blatt hat eine wohlgefällige Form.

Bei einer Vergleichung des logischen und ethischen Bewufstseins liegen die Vergleichungspunkte anderswo. Die Wahrheit soll herrschen, der Irrtum soll vernichtet werden, heifst es im Logischen; ebenso drückt auch das Ethische ein Sollen des Guten und ein Nichtsollen des Bösen aus. Dort ergeben sich Denkgesetze, hier Gesetze für das Wollen und Handeln, Sittengesetze. Das Sollen beim Logischen ist jedoch von anderer Natur als das beim Ethischen. Hier liegt in demselben die unabweisbare Forderung, dafs das Gute nicht blofs soll gedacht, sondern gewollt und gethan werden, nicht aber das Böse. Und wo dieses nicht geschieht, wo die Verpflichtung zum sittlichen Handeln zurückgewiesen worden ist, da führt ein solches Verhalten eine Unruhe der Seele mit sich; es wird der eigentümliche Zustand des vorwurfsvollen Gewissens, das Bewufstsein der Schuld und Reue erzeugt. So erfafst das Ethische die Seele viel tiefer, ruft eine

effektvollere Wirkung hervor, als das Logische. Das Richtige und Wahre wird nur bejaht, es wird gebilligt, es wird ihm zugestimmt. Das Sittliche aber anerkennen wir lebendig und halten es der unbedingten Achtung für würdig. *(Strümpell.)*

Für das Ästhetische liegt ein Sollen in der Weise wie beim Ethischen nicht vor. Hier bestehen keine fordernde Vorschriften. Darum verlangt auch das Ästhetische keinen so tiefen Ernst, nur eine begierdelose Anerkennung und ruhige Hingabe. Das Ästhetische erscheint nicht von so hoher Wichtigkeit, sondern nur als eine dankenswerte Zugabe, als eine edle Zierde, als ein Schmuck der Seele, der nicht unbedingt notwendig ist. Die ästhetische Auffassung der Welt bedingt vielfach eine besondere körperliche Organisation (musikalisches Gehör); eine solche Voraussetzung macht die Ausübung des Ethischen nicht. Zum Guten haben darum alle, zum Schönen nur wenige Beruf. In einzelnen besonders Begabten (Künstler) macht sich allerdings das Ästhetische mit ähnlicher Gewalt wie das Ethische geltend. Alsdann redet man auch von einem Künstlergewissen.

Vielfach betrachtet man die Ausbildung des ästhetischen Bewufstseins als eine Vorstufe für das Sittliche, und das wohl mit Recht: denn wer das Schickliche, Edle, Zarte, Liebliche, Mafsvolle kennt und schätzt, wird auch gern für das Rechte, Gute, Tugendhafte erglühen. Eine ähnliche Bedeutung hat auch Kant's Ausspruch: „Das Schöne ist ein Symbol des Guten.“ Das ästhetische Bewufstsein hat aufserdem noch die Eigenheit, die es in gewissem Sinne mit dem Sittlichen teilt, dafs es nach vorwärts treibt, als gestaltende Phantasie in eine produzierende Wirksamkeit übergeht. Ihre Schöpfungen bilden das Reich der Künste. Dabei bedient sich das Ästhetische des ethischen Gehaltes der Welt und bringt so (Epos, Drama besonders) den Kampf der sittlichen Kräfte im Menschen mit den feindlichen Mächten der Natur und des menschlichen Herzens zur schönen Darstellung.

Zum Schlufs heben wir noch hervor, dafs man das logische Bewufstsein als ein Ergebnis des Verstandes ansieht; das ethische Bewufstsein aber als ein Eigentum der Vernunft betrachtet, während man dem, der für das Schöne und Erhabene empfänglich ist, eine besondere Urteilskraft zuschreibt.

Das nach der logischen, ästhetischen und ethischen Seite hin entwickelte Seelenleben wird Geist genannt, und im lebhaften Zusammenspiel der verschiedenen Bewufstseinsarten mit besonderer Beteiligung höherer Gefühle wird es zum Gemüt.

§ 46.

Die religiösen Gefühle und Vorstellungen.

a) **Ursprung derselben.** Alle bisher erwähnten Bewufstseinsarten, die sich allmählich herausbilden, treten in ihren Anfängen

schon frühzeitig hervor; bis zu einer gewissen Grenze sind sie sämtlich Wirkungen des psychischen Mechanismus. Dasselbe zeigt sich auch bei der Gruppe derjenigen Gefühle und Vorstellungen, die man als die religiösen bezeichnet. Die elementaren Zustände, welche die Quelle zu etwas Neuem nach der religiösen Richtung hin werden, sind ziemlich zahlreich.

Es ist bekannt, dafs, wenn ein Kind in ein finsteres Zimmer oder in eine Kirche tritt, oder in den dunkeln Wald geführt wird, oder sich in einer unbekannten Gegend verirrt hat, wiederum eigentümliche Gefühle erlebt: es entsteht Beklommenheit, Ängstlichkeit, Furcht. Etwas Ähnliches geschieht, wenn das Kind sich auffälligen Naturereignissen gegenüber befindet: schon der helle Schein des Mondes in stiller Nacht, sein Auf- und Untergehen, läfst das Kind nicht ohne besondere Stimmung; ebenso sind es Blitz und Donner, das Toben des Gewitters, heftige Stürme, Erderschütterungen, welche Angst und Furcht hervorrufen. In anderen Fällen wird durch das Erscheinen fremder, namentlich vornehmer und hochgestellter Personen Scheu und Schüchternheit bewirkt, sowie auch selbst einzelne Glieder der Familie im Kinde ähnliche Gefühle der Scheu und Unterwürfigkeit, aber auch der Zuneigung erregen: der Vater in seiner körperlichen Gröfse und Kraft oder in seiner geistigen Überlegenheit, die Mutter in ihrer gewandten Geschäftigkeit und Fürsorge. Später gesellt sich dazu die Persönlichkeit des Erziehers und Lehrers. Ebenso kann auch der Anblick kräftiger und wilder Tiere, starker Bäume und sonstiger Naturgegenstände in besonderer Weise auf das Kind wirken.

Es ist demnach das Fremde, das Ungewohnte, das Mächtige, Grofse, Starke, Majestätische, das Unfafsbare, Ernste und Ruhige, welches in der Weise auf das kindliche Gemüt wirkt, dafs die Gefühle der Scheu, Schüchternheit, Beklommenheit, Angst, Furcht, Hoffnung, Gefühle der eigenen Schwäche und Unvollkommenheit sich bilden. Alle diese Gefühle können vom psychologischen Standpunkt aus schon als religiöse bezeichnet werden; sie bilden die Grundlage des Späteren und enthalten die Ansätze zu bestimmteren höheren religiösen Gefühlen und zu besonderen religiösen Vorstellungen.

b) **Die Weiterführung des ursprünglich Gegebenen.** Das Hervortreten religiöser Vorstellungen hängt mit einer anderen eigentümlichen Beschaffenheit der Seele zusammen. Für jede gemachte Wahrnehmung, jeden Vorgang und jedes Ereignis suchen wir nämlich einen bestimmten Gegenstand als den Träger oder als das Subjekt oder als die Ursache. Überall nun, wo für einen Bewufstseinsinhalt ein sinnlicher Gegenstand nicht gefunden werden kann, eine Subjektsvorstellung überhaupt fehlt, da schafft die Phantasie sich selbst Gebilde und macht sie zu Trägern des Wahrgenommenen. Als der Urmensch am Anfange seiner geistigen Ent-

wickelung stand und da den zuckenden Blitz sah und den gewaltigen Donner hörte, da erregten in ihm diese Ereignisse Furcht und Schrecken; er wufste nicht, woher sie kamen, und wer sie hervorrief. Da bevölkerte er den Himmel mit übernatürlichen Gestalten, die er fürchten und verehren, denen er Opfer bringen mufste, um sie zu versöhnen. Oder die Menschen beobachteten, wie im Frühlinge die Natur sich neu belebte, wie Wald und Feld grünten und blühten, wie aber auch im Herbste die Natur sich wieder entkleidete, wie alles Abschied nahm und wieder verschwand. Niemand wufste, woher und wohin mit dem allen! Da bevölkerte man Erde und Himmel mit neuen Wesen; es waren gute und böse; jene schenkten den Menschen die weite Erde, segneten die Fluren und das Vieh; diese waren die Mifsgünstigen, die das Glück und den irdischen Genufs den Menschen nicht gönnten.

Auf diese Weise ist der gröfste Teil der religiösen Vorstellungen der Naturvölker emporgewachsen; die Phantasie hervorragender Menschen, die besondere Beschaffenheit des Volkes, des Landes und der Beschäftigung sind dabei mit thätig gewesen, und so hat das religiöse Leben der Völker tausenderlei Gestalt angenommen. Unsere Kinder würden ohne Zweifel vielfach zu ähnlichen Vorstellungen gelangen, wenn nicht durch den Einflufs der Erwachsenen das Kind bei seinem Suchen nach den unbekannten Subjekten immer auf das eine übernatürliche Wesen, auf Gott, als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge hingewiesen würde.

Alle bestimmteren religiösen Vorstellungen haben hauptsächlich zwei Merkmale: zunächst erscheint das in ihnen Vorgestellte als etwas Übernatürliches, das zu den gewöhnlichen Dingen und Ereignissen nicht pafst; sodann hält man das Vorgestellte für befähigt, in die natürlichen Ereignisse fördernd und hindernd einzugreifen in einer Weise, die beim natürlichen Verlauf nicht möglich zu sein scheint. Das letztere Merkmal erhält eine besondere Wichtigkeit noch dadurch, dafs hier das Religiöse mit dem Sittlichen in Verbindung gebracht wird. Die Thaten der Menschen werden hiernach von den Göttern überwacht, belohnt und bestraft.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen dem religiösen Gefühl und der religiösen Vorstellung wird auch hier wieder klar, wie Stimmungen, Gefühle und Affekte (Scheu, Furcht, Hoffnung, Unterwerfung, Zuneigung) die Bildungselemente der religiösen Vorstellungen geworden sind und noch werden. Durch besonderen Einflufs der Erwachsenen bilden sich allerdings bei unseren Kindern oft zuerst die religiösen Vorstellungen, und die Gefühle folgen nach.

c) **Die höheren religiösen Gefühle.** Wie schon erwähnt, wird das religiöse Bedürfnis der Kinder bei uns dadurch gestillt, dafs sie bei allem Fragen und Suchen nach den unbekannten Subjekten auf das eine höchste Wesen, auf Gott, hingewiesen werden.

So ist denn Gott der Mittelpunkt aller Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt; er ist der Träger aller Gewalt und Macht im Himmel und auf Erden, der allgütige Vater aller Menschen, das vollkommenste Wesen, das höchste Gut, dem Anbetung gebührt. So bildet sich der vernünftige Glaube gegenüber dem Aberglauben, die Ehrfurcht gegenüber der Furcht, es entsteht Dankbarkeit und Liebe, Vertrauen und Ergebung — eine Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Mit der wachsenden Bildung des Menschen werden die religiösen Vorstellungen und Gefühle immer mehr gereinigt und geklärt. Dem Naturmenschen ist alles rätselhaft und darum auch alles religiös. Für den Gebildeten hören viele Vorstellungen und Verhältnisse derselben auf, religiös zu sein; es eröffnen sich ihm dafür aber auch immer wieder neue, denn die Wunder des Weltalls und die Bildungskraft des menschlichen Geistes sind unerschöpflich. Aufhören wird das religiöse Leben niemals; auch für den höchst Gebildeten bleibt vieles ein Dunkles und Geheimnisvolles. Und wenn oben die Lebendigmachung intellektueller, ästhetischer und ethischer Gefühle als Zielpunkte der Erziehung bezeichnet wurden, so werden mit den genannten Gefühlen auch immer religiöse Gefühle erklingen. Dadurch entsteht aber dann im Gemüt die weihevolle Stimmung, welche verklärend und erhebend wirkt und die Harmonie der Seele herbeiführen hilft.

Besonders wichtig ist das religiöse Bewufstsein für das ethische. Es genügt nicht blofs zu wissen und zu fühlen: tugendhaft zu leben ist deine höchste Pflicht, die Forderungen des Gewissens müssen noch dadurch verstärkt werden, dafs sie als Gebote Gottes erscheinen, der das Gute belohnen und das Böse bestrafen wird.

Eine Anzahl religiöser Vorstellungen erstrecken sich auf das Leben nach dem Tode. Dieselben sind eine reiche Quelle neuer religiöser Gefühle: wunderbar wirkt oft die Hoffnung, dafs dem armen Herz eine selige Ruhe bereitet ist, dafs die Tugend siegen und die Schlechtigkeit ihren Rächer finden wird.

d) **Pädagogisches.** Für die religiöse Erziehung gilt dasselbe, was schon beim ethischen Bewufstsein hervorgehoben wurde. Das Erste und Notwendigste kann hierbei ebenfalls nicht das Reden und Demonstrieren sein, sondern auf die richtigen, wirklichen Erlebnisse kommt es an, in die das Kind versetzt wird. Die Eltern und Erzieher haben darum solche Ereignisse herbeizuführen, wodurch Gefühle der bezeichneten Art entstehen können. Genügende Gelegenheit dazu bietet anfangs das religiöse Leben der Familie. Überall sodann, wo das Kind dem Unfafsbaren und Gewaltigen gegenüber steht, mufs der Erwachsene vorsichtig und schonend verfahren und versuchen, die entstandenen Gefühle zu kräftigen, sie aus der Unbestimmtheit in die bestimmtere Form der Vorstellung hinüberzuführen.

Der religiöse Unterricht hat sonach auch eine Stufe der Anschauung, wobei es sich also um wirkliche innere Erfahrung handelt, die das Kind machen soll. Wie die religiösen Gefühle zu den frühesten Erscheinungen mit gehören sollen, so darf auch bis in das Jünglingsalter hinein keine Gelegenheit versäumt werden, um das religiöse Gefühl möglichst tief und umfassend Wurzel schlagen zu lassen. Der Entwickelungsgang des Kindes entspricht dabei nach gewissen Seiten hin dem der ganzen Menschheit. Der Erwachsene darf es darum nicht unnatürlich finden, wenn der Vorstellungskreis des Kindes eine zeitlang mit dem eignen im Gegensatz steht. Wenn das Kind alles glaubt, was die Märchen, Sagen und Legenden erzählen, glaubt, dafs Gott mit den Menschen so verkehrt habe, als sei er selbst ein Mensch, so ist diese Anschauungsweise eine Zeitlang vollkommen berechtigt und zwar so lange, bis die nötige Korrektion von seiten des Verstandes vertragen werden kann, und auch sicher ein Bedürfnis für einen höheren Gefühlsinhalt entstanden ist. Ein gewaltsames Zerstören der kindlichen Gedankengewebe trägt sich dann oft auf Vorstellungsgebiete über, deren Zersetzung der kindlichen Seele den gröfsten Schaden zufügen mufs. Besonders gilt dies dem Sittlichen gegenüber. Der Erzieher mufs sich überhaupt nach dieser Seite hin hüten, die sittlichen Vorstellungen mit den religiösen in einer Weise in Zusammenhang zu bringen, welche dem Zögling später lächerlich erscheinen würde. Bei der Verbindung des Religiösen mit dem Sittlichen darf die Schärfe des sittlichen Gewissens keinesfalls verletzt werden. Dann erst wird es möglich sein, das sittliche mit dem religiösen Leben in vollen Einklang zu bringen und die fromme Gesinnung zu erzeugen, die das ganze Leben der Seele durchdringen soll.

VIERTER ABSCHNITT.

DIE WILLENSBILDUNG.

---

§ 47.

Das Selbstbewufstsein.

a) **Das unmittelbare und das apperzipierende Bewufstsein.** Die Gesamtheit aller bisher genannten Seelenzustände der verschiedenen Bewufstseinsarten (§ 32) kann nochmals abgeteilt werden, und zwar in zwei grofse Gruppen: sie gehören entweder zum unmittelbaren Bewufstsein oder zum apperzipierenden.

Beide Ausdrücke sind hinlänglich bekannt.

Das unmittelbare Bewufstsein machen zunächst alle Empfindungen und alle die primitiven Zustände (Gefühle) aus, die mit den Empfindungen zusammenhängen. Es sind also die Zustände, die wir im wirklichen Wechselverkehr mit der Aufsenwelt oder mit unserem Körper erleben. Die erste Stufe des unmittelbaren Bewufstseins, das Empfindungsbewufstsein, erweitert sich zum Wahrnehmungs- und Anschauungs-, zum Raum- und Zeit- oder überhaupt zum Erfahrungsbewufstsein. Zum unmittelbaren Bewufstsein gehören dann auch alle Zustände des Erinnerns, des Begehrens, des Hoffens, des Wünschens u. s. w., und zwar so lange, als diese Zustände unmittelbar da sind und dauern.

Alles Übrige ist dem apperzipierenden Bewufstsein zuzuzählen. Ein solches liegt z. B. in folgenden Sätzen: Der Baum blüht, es regnet, das Angenehme ergötzt, die Erde dreht sich, die Rose ist schön, die Tugend wird siegen, Gott ist treu und gerecht. Das Eigentümliche dieser Sätze besteht darin, dafs immer zwei bewufste Inhalte vorhanden sind, wobei der eine Inhalt dem anderen zugeordnet worden ist (s. Apperzeption § 36). Das Gefühl des Schönen wird z. B. zugeordnet dem sinnlichen Gegenstand „Rose“; zur Erinnerung des Angenehmen tritt das reproduzierte Gefühl des Ergötzlichen. Überall, auch in den höheren Bewufst-

seinsarten, beim Logischen, Ästhetischen, Ethischen, Religiösen kehrt die Apperzeption immer wieder; überall handelt es sich um ein apperzipierendes und ein apperzipiertes Glied.

b) **Das Ich und das Selbstbewufstsein.** Nun ist bisher aber noch nicht darauf aufmerksam gemacht worden, dafs doch alles, was in der Seele bewufst wird, das unmittelbar Bewufste sowohl, als auch das durch Apperzeption entstandene, nochmals, nämlich von meinem persönlichen Subjekte oder von dem Ich beobachtet und aufgefafst werden kann und schliefslich immer aufgefafst wird. Der Mensch weifs von einer gewissen Altersstufe an, dafs er es ist, der wahrnimmt, fühlt, begehrt und handelt. Jeder Einzelne kann also von sich sagen, dafs er nicht blofs vieles Andere, sondern auch sich selbst weifs, dafs er sich seiner selbst bewufst ist. In diesem Falle spricht man von dem Ich und dem Selbstbewufstsein. In dem Ich erblicken wir den Repräsentanten des seelischen Subjektes, den Träger aller unserer Erfahrungen und alles unseres Wissens, kurz aller Thatsachen des Bewufstseins. Die Ichvorstellung kann darum in alle Vorstellungsverbindungen mit eingehen; wir sagen: ich sehe das Haus, ich bin müde, ich spreche, ich will, ich bin unglücklich, ich bin ein Deutscher, ein Unwissender, ein Begehrender; ich weifs, dafs ich nichts weifs u. s. w. So erscheint das Ich als apperzipierendes Subjekt gegenüber unzähligen anderen Bewufstseinsinhalten, die zu apperzipierten Gliedern werden.

Das Ich ist darum für die gesamte innere Erfahrung das höchste apperzipierende Subjekt, in welchem eine völlige Einheit des Bewufstseins zustande kommt. Oder anders ausgedrückt: im Ich verknüpft sich einheitlich alles, was die Seele erfährt, und zwar nicht blofs das von heute, sondern von allem, was sie während ihres zeitlichen Daseins erleidet.

c) **Die Entstehung der Ichvorstellung.** Die Frage, wie es zugeht, dafs die Seele auch ein Wissen bekommt, worin sie nicht blofs die Wahrnehmungswelt, sondern auch die einzelnen Zustände und Erlebnisse als die ihrigen weifs und sich mit ihnen von der Aufsenwelt als ein sich selbst gleiches Subjekt unterscheidet, — diese Frage genau zu beantworten, ist höchst schwierig. Die Schwierigkeit wird noch erhöht dadurch, dafs die Ichvorstellung in den einzelnen Menschen dem Umfange und Inhalte nach sehr verschieden ist. Ein Kind hat eine ganz andere Ichvorstellung als ein Erwachsener, ein Ungebildeter eine ganz andere als ein Gebildeter, und im Leben des Einzelnen ändert sich streng genommen das Ich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Jedes Teilchen der wachen Seele schliefst einen besonderen Inhalt ein, der als Zuthat zum Ich hinzutritt. So durchläuft das Ich eine lange Entwickelungsgeschichte; denn immer neue Ereignisse werden in Beziehung zum Ich gebracht. Dadurch mufs es einerseits als etwas

aufserordentlich Wechselndes erscheinen, andererseits bleibt es jedoch das eine, gleiche Ich, als ein allem Wechsel gegenüber Beharrendes. Aus diesem Grunde unterscheidet man das empirische Ich von dem reinen Ich (*Kant*), womit natürlich nicht an eine wirkliche Teilung des einheitlichen Innern gedacht werden soll.

Damit das Ich- und Selbstbewufstsein im Kinde zustande kommt, liegt eine Hauptbedingung darin, dafs sich für die Empfindungen und Wahrnehmungen des Kindes ein Kern bildet, der als ein Subjekt alle neuen Empfindungen in sich aufnimmt. Dieses erste Subjekt ist das Körperbild, der eigene Leib. Auf den bezieht das Kind alles, betrachtet ihn dabei aber als ein Aufsending, ganz so wie die denselben umgebenden Dinge. Infolge der selbstständigen Bewegungen, die das Kind mit dem Körper ausführt, löst es denselben bald von den andern sichtbaren Gegenständen los und betrachtet ihn als ein besonderes lebendiges Ding. Dabei findet noch eine Teilung in Einzelsubjekte statt: der Mund spricht, die Füfse bewegen sich, das Auge sieht u. s. w. Letztere Anschauungsweise macht sich auch noch beim Erwachsenen geltend (§ 26).

Eine weitere Stufe der Entwickelung der Ichvorstellung beginnt dann, wenn das Kind seinen Namen gebrauchen lernt. Nun wird dieser das psychische Subjekt, und das Kind knüpft alles an diesen. Dabei redet es von sich in der dritten Person, da es sich auch dann noch lange als ein Fremdes auffafst. Durch den Gebrauch des Namens aber fängt das Kind an, sich als eine Person im allgemeinsten Sinne vorzustellen.

Bald bildet sich auch die Vorstellung der Selbstheit. Dieses geschieht wohl dadurch, dafs das Kind sein eigenes Verhalten unterscheiden lernt von dem anderer Personen. Es wünscht, dafs andere essen und ifst selbst; es verlangt die Öffnung der Thür und öffnet selbst, und durch hundert von ihm ausgeführte Handlungen erhält das Selbstbewufstsein immer neue Verstärkungen und tritt so als selbstständiges Subjekt hervor. Hiermit ist denn auch ein weiterer Grund zur Ausprägung des Ich gegeben. Dieses aber erfährt im Laufe der Zeit, im Verkehr mit den Dingen und Ereignissen der Aufsenwelt und im Umgange mit anderen Menschen immer neue Fortbildungen; das Ich sondert eins nach dem andern von sich aus und durchläuft gleichsam eine Periode der Klärung und Reinigung.

Besonders bezieht das Ich seine Begehrungen und Handlungen auf sich. Hier tritt das Bewufstsein der Selbstheit am stärksten hervor. Das Ich lernt die Begehrungen und Willen, seine Urteile und Entschliefsungen kennen und ist imstande, das eine dem anderen vorzuziehen. Alle diese Umbildungen und Fortbildungen des Ich bezeichnet man als die Bildung zur Persönlichkeit oder als Willensbildung, als Charakterbildung.

§ 48.

Das Begehren.

a) **Rückblick.** Um zu erfahren, wie das Wollen und der Wille im Menschen sich bildet, ist es notwendig, nochmals auf das Streben und Begehren zurückzukommen. Im 2. Abschnitt (§ 22 c. d.) wurde das Wichtigste über diese psychischen Zustände mitgeteilt; dies mufste dort geschehen, weil das Streben und das Begehren in den Anfängen als Wirkungen des psychischen Mechanismus anzusehen sind. Wenn im Kinde z. B. die Vorstellung des Apfels sich mit besonderer Kraft geltend macht und zugleich ein Antrieb zum Apfel hin hervortritt, so ist dies ein Vorgang, der ohne ein besonderes Wissen vonseiten des Kindes und ohne erzieherische Einflüsse sich vollzieht.

Das Streben ist von uns nun bezeichnet worden als die Eigentümlichkeit der Seelenzustände, über sich hinauszuwirken und in Bewegung und Handlung überzugehen. Diese Seelenzustände selbst heifsen die Strebungen. Sind dabei dunkle unbestimmte Gefühle körperlichen Ursprungs die Veranlassung des Strebens, so redet man von Trieben; liegt dem Streben jedoch ein bestimmtes Gefühl oder eine bestimmte Vorstellung zugrunde, dann haben wir es mit Begehrungen zu thun. Bezüglich des Verhältnisses von Vorstellung und Gefühl einerseits und Begehrung andererseits ist an dem Satze festzuhalten, dafs jede beliebige Vorstellung zur Begehrung werden kann.

b) **Die Mannigfaltigkeit der Begehrungen.** Aus dem Gesagten geht hervor, dafs die Arten der Begehrungen, wenn man auf den Inhalt der Begehrung, also auf das Begehrte (Objekt) Rücksicht nimmt, ebenso zahlreich sind, als es verschiedene Vorstellungsgebiete giebt. Es kann in uns die Begehrung nach Brot, nach Fleisch, nach Wein, nach Luft und Licht, nach Geld und Gut entstehen; man kann aber auch eine angenehme Unterhaltung, Ehre und Achtung bei den Mitmenschen, die Lösung eines Problems, die Auffindung einer Wahrheit, Belehrung und Erfahrung begehren. Hiernach sind die Begehrungen entweder sinnlicher oder geistiger Natur. Jedoch läfst sich diese Einteilung schwer durchführen, weil oft auch eine geistige Begehrung durch eine Empfindung, wie umgekehrt der Antrieb einer sinnlichen Begehrung vergeistigt werden kann. Der Gegensatz des Begehrens ist das Widerstreben und Verabscheuen. Die Zahl der Widerstrebungen ist natürlich ebenfalls sehr grofs; denn jedes begehrte Ding kann auch ein Gegenstand des Widerstrebens oder auch der Verabscheuung werden.

Wichtiger sind die Arten des Begehrens, die sich ergeben, wenn man auf die Stärke und Dauer desselben achtet.

Der erste Grad des Aufstrebens der Vorstellung liegt im Aufmerken, im Gespanntsein; dadurch macht sich die Vorstellung als eine Kraft andern gegenüber geltend und erhält sich im Bewufstsein aufrecht. Ein weiterer Schritt zum eigentlichen Begehren liegt in dem Sichinteressieren. Hierdurch ist schon eine Beziehung zum Objekt, die Richtung des Strebens nach demselben hin, angedeutet. In den Ausdrücken: Erwarten, Hoffen, Wünschen liegt ebenfalls mit besonderen Nebenbedeutungen die Richtung des Begehrens nach dem Begehrten hin, doch so, dafs nur wenig Kräftigkeit des Strebens sich bemerklich macht. Wächst das Streben, so entsteht das Fordern, die Begierde, die Sucht. Das Fordern erstreckt sich auf einzelne begehrte Objekte, während die Ausdrücke Begierde und Sucht dort gebraucht werden, wo es sich um eine ganze Art — Begierde nach Reichtum, nach sinnlicher Lust — begehrter Gegenstände handelt.

Jede einzelne Begehrung hat dann, wenn sie befriedigt worden ist, eine Anzahl von Lustgefühlen im Gefolge, während die unbefriedigte Begehrung Unlust erregt. Die Erinnerung dieser Lustgefühle kann die Begehrung immer wieder ins Bewufstsein führen und aufs neue nach Befriedigung verlangen. Dies findet z. B. oft statt bei der Begierde nach Spiel, nach Essen, nach Trinken, nach Bewegung, nach Ruhe, nach Schlaf, nach Beschäftigung. Diese Wiederkehr gleicher Begehrungen heifst Gewohnheit. Sie ist bekanntlich oft an bestimmte Jahreszeiten, an regelmäfsige Ereignisse und Handlungen geknüpft. Das Begehren selbst, das sich dann hier bei der Gewohnheit bestimmt und kräftig geltend macht, nennt man Neigung. Hält man die Neigung gleichsam für etwas Angeborenes, d. h. für etwas, das mit der Natur des Individuums unzertrennlich verbunden zu sein scheint, so bezeichnet man die Neigung als Hang (Hang zur Liederlichkeit, zum Leichtsinn, zur Trunksucht).

In einzelnen Fällen endlich treten Begehrungen bei den geringsten Veranlassungen immer wieder hervor und machen sich mit solcher Energie geltend, dafs alle übrigen Vorstellungen zurückgeworfen werden, und nur die eine Begehrung das Bewufstsein beherrscht. In diesem Falle haben wir es mit der Leidenschaft zu thun (Spielsucht, Trunksucht, Ruhmsucht u. a.).

c) **Die Notwendigkeit der Umbildung des Begehrens.** Zur Begehrung kann jede Vorstellung werden. Die Vorstellungen aber, die der Mensch in den einzelnen Zeitteilen im Bewufstsein hat, wechseln gewöhnlich rasch; sie durchkreuzen sich, und das Vorstellen eilt von einem zum andern. Diese Eigenschaft der Vorstellungen trägt sich auch auf die aus ihnen sich bildenden Begehrungen über: sie wechseln ebenfalls schnell und sind flüchtiger und verworrener Natur.

Der Mensch ist ferner in seinem Gedankenlauf meist von dem

abhängig, was um ihn her vorgeht; er denkt oft nur an das, was er sieht, hört, fühlt. Aus diesem Grunde müssen auch die Begehrungen zuvörderst auf das Äufsere gerichtet sein. Besonders trifft das bei den Kindern zu: sie begehren zugleich alles, was ihnen unter die Augen kommt; aber auch der Erwachsene möchte vielfach das besitzen, was er sieht. Eine grofse Anzahl von Begehrungen entsteht denn auch infolge leiblicher Bedürfnisse. Ihre Befriedigung erzeugt körperliche Wohlgefühle, und diese fordern immer neue Begehrungen. Ihre Nichtbefriedigung führt zu Aufregungen, Unbehagen, zu stürmischem Verlangen. Natürlich stellen sich solche Begehrungen schon in der frühesten Kindheit ein; sie werden zu Gewohnheiten und treten bald mit grofser Kraft auf. Für alles Spätere, was im Kinde emporkeimt, wie z. B. Gefühle des Mitleids, des Rechts, der Güte und Liebe, ist es darum immer schwierig, sich geltend zu machen. Durch die ursprünglicheren Begehrungen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, zuerst immer an sich zu denken, für sich zu sorgen, werden leicht die späteren Begehrungen, nämlich auch auf andere zu achten, leicht unterdrückt und schon im Keime erstickt.

Betreffs des Begehrens liegt endlich auch die Gefahr nahe, dafs Begierden, Neigungen, Leidenschaften entstehen; dann ist der Mensch von diesen abhängig; er ist ein Sklave derselben. Es ist bekannt, wie heftige Affekte, schändliche Laster und Verbrechen, körperliche und geistige Zerrüttung die Gefolgschaft der Begierden und Leidenschaften sind.

Somit zeigt sich, dafs der Mensch in seinem „Dichten und Trachten“, also in seinem Begehren als ein verworrenes, beschränktes, selbstgefälliges Individuum aufwächst, wenn nicht eine besondere Um- und Weiterbildung seiner Natur zum Besseren stattfindet.

§ 49.

Das Wollen.

a) **Begehren und Wollen.** Auf Grund des Vorhergegangenen mufs nun gefragt werden, was mit dem Begehren zu geschehen habe, um das Individuum von den damit verbundenen natürlichen Schwächen und Gebrechen, wo möglich, zu befreien.

Das unbestimmte und verworrene Begehren, so lautet im allgemeinen die Antwort, ist in ein bestimmtes Wollen umzubilden.

Vielfach gebraucht man das Wort „Wollen“ und „Wille“ schon da, wo von diesen Thätigkeiten noch gar nicht die Rede sein kann. Wenn die Mutter das kleine Kind fragt, ob es diese oder jene Speise, ob es Ruhe oder Bewegung wolle, so hat sie schon zu

viel gesagt; denn hier handelt es sich blofs um Triebe und Begehrungen, die befriedigt werden sollen. Wahrheit liegt dagegen in der bekannten Redensart: das Kind weifs nicht, was es will —; denn es ist richtig, dafs, um zu wollen, man wissen mufs, was man begehrt (will). Hiermit sind wir aber schon beim Hauptkennzeichen des Wollens angelangt, dafs nämlich in jedem wirklichen Wollen eine Verbindung zwischen Begehrung und Wissen liegt, und dafs eben deshalb das bestimmte Wollen einen gröfseren psychischen Wert hat, als das unbestimmte und verworrene Begehren. Ehe wir jedoch in der Untersuchung weiter gehen, mögen erst einige Beispiele vorgeführt werden, in denen ein richtiger Gebrauch des bezeichneten Ausdruckes stattfindet: das Kind will unterhalten sein, es will den Zucker naschen, der Knabe will auf die Leiter steigen oder über den Graben springen, er will Latein lernen, der Jüngling will sich weiter ausbilden, er will seine Ehre wahren.

Bei einiger Überlegung wird es mit Zuhilfenahme dieser Beispiele nicht schwer sein, die Hauptmerkmale des Willens zu finden. Sie bestehen in folgendem:

1. Das Gewollte (irgend ein Gegenstand, eine Bewegung, eine Handlung u. s. w.) mufs genügend bekannt sein. Das Begehren weifs seinen Gegenstand zwar auch, aber immer nur in unvollkommener Weise, gewöhnlich tritt nur die angenehme Seite desselben in den Vordergrund. Im Begehren liegt auch eine gewisse Aufregung des Gemütes eingeschlossen, welche das Bewufstsein verwirrt, zu Affekten und zu neuen Begehrungen treibt. Beim Wollen macht sich dagegen der einzelne Zustand mit mehr Ruhe, Sicherheit und anhaltender Dauer geltend.

2. Indem ein aufstrebender Zustand sich so zur Geltung gebracht hat, mufs ferner der Begehrende inne werden, ob seine eigene Kraft ausreicht, das Begehrte zu erlangen: er mufs sich das Können zuschreiben. Gelangt er zur Überzeugung, dafs dies nicht der Fall ist, so wird er ablassen. Sollte das Begehren jedoch fortdauern, so würde das nicht als Wollen, sondern als blindes Verlangen, oder als Eigenwille, als Starrsinn bezeichnet werden müssen. Zum Wollen gehört die Überzeugung von der subjektiven Befähigung, das Begehrte erreichen zu können.

3. Die Kenntnis des Gegenstandes und die der eigenen Kraft genügen jedoch nicht; die Begehrung würde immer Begehrung bleiben; der Begehrende würde sich der Befriedigung nicht nähern, überhaupt einen Abschlufs nicht herbeiführen können. Der Begehrende mufs zugleich in die Zukunft blicken, und das, was die Befriedigung herbeizuführen hindert, zu beseitigen wissen. Das Wollen schliefst auch eine Kenntnis sowohl der Hindernisse und Schwierigkeiten, als auch der Mittel ein, die jene überwinden und zur Erreichung des Erstrebten hinführen.

So sind also die Hauptmerkmale des Wollens: Kenntnis des begehrten Gegenstandes, Kenntnis der eigenen Kraft, Kenntnis der Mittel zur Erlangung des Begehrten. In vielen Fällen ist allerdings das Begehrte so einfach, liegt so nahe, dafs nur die erste Bedingung ernstlich in Betracht zu kommen scheint.

4. ist zu einem vollbewufsten Wollen noch eine besondere Beziehung zum Ich zu zählen. In dem Wollen weifs ich mich als den Wollenden. Ich bin es, so heifst es, gewesen, der den Entschlufs gefafst hat, dieses zu thun oder zu unterlassen. Das Begehren streift das Ich nur; das Wollen wächst aus dem Ich hervor. Das Begehren kann ich verläugnen, weil es mich überrascht oder übermannt haben kann. Das Wollen hat in meinem Ich seinen Ursprung; es ist das für den Entschlufs verantwortliche Subjekt und ebenso für die daraus entspringende That (§ 47c).

b) **Wollen und Denken.** Das Wollen setzt immer auch ein Denken voraus. Das Denken ist schon notwendig, um den begehrten Gegenstand kennen zu lernen. Sodann müssen alle Vorstellungen, welche als eine Förderung oder Hinderung der Begehrung und ihrer Befriedigung angesehen werden können, im Bewufstsein zusammengeführt werden. Es mufs also Besinnung und Überlegung eintreten. Das Denken ist weiter erforderlich, um die Sicherheit, Zuverlässigkeit und Zugänglichkeit der Mittel kennen zu lernen und zu prüfen, welche zur Befriedigung führen sollen; es mufs untersucht werden, welcher der Wege am besten zum Ziele führt. Mit anderen Worten: der Begehrende hat abzuwägen oder zu erwägen, um sodann zu wählen, d. h. unter den verschiedenen Möglichkeiten die Begehrung zu befriedigen, einem Mittel den Vorzug zu geben. Ist das geschehen, dann bleibt noch übrig, an dem Gewählten festzuhalten. Es geschieht dies durch einen vorhergehenden Entschlufs, welcher vom Wollenden gefafst wird. Der Entschlufs bringt in das Begehren einen Abschlufs. Das Gemüt wird jetzt ruhiger und blickt, fest das Ziel im Auge behaltend, in die Zukunft. Das Wollen erscheint jetzt als ein dauernd wirkender Befehl, als ein unbedingtes Begehren, für das es kein Wenn und kein Aber mehr giebt.

Das Erwägen, Wählen und Beschliefsen nennt man die Hilfsfunktionen des Wollens. Von ihnen ist namentlich das Erwägen an die Denkthätigkeit geknüpft. Besonders gehört dazu Klarheit und Beweglichkeit der Vorstellungen. Diese Eigenschaften des Vorstellungslebens sind allerdings vielen Menschen fremd, und so bleiben viele im Ueberlegen und Erwägen stecken; sie kommen zu keinem Entschlufs. Andererseits trägt es sich aber auch zu, dafs das Erwägen beendet und die Wahl getroffen worden ist, und trotzdem der Entschlufs doch nicht gefafst wird. Der Grund dieses Unterbleibens liegt dann gewöhnlich darin, dafs das Begehren selbst zu schwach war, nicht kräftig zu dem bewufsten Ziele hintrieb.

Besonders häufig tritt der letztere Umstand beim sittlichen Wollen und Handeln ein (Unterstützung der Armen, Zurückweisung von Ungerechtigkeiten, Versöhnung mit dem Feinde). Das Rechte und Gute ist genügend bekannt, der Weg, der zur Befriedigung führt, ist gewählt, aber doch fehlt die Kraft zum bestimmten Entschlusse, der da sagt: ich will und werde handeln.

c) **Das verständige und vernünftige Wollen.** Das bisher über das Wollen Gesagte hat nicht weiter Rücksicht genommen auf die Beschaffenheit des Gewollten selbst; diese Unterlassung ist jedoch vollkommen gerechtfertigt; denn wie jedes Vorgestellte begehrt werden kann, ebenso kann jedes auch gewollt werden: das Gute ebenso wie das Schlechte, das Kluge wie das Thörichte, das Wahrscheinliche wie das Unwahrscheinliche. Der Unterschied zwischen dem Wollen und Begehren liegt, wie oben schon gesagt, nur darin, dafs das Wollen sich des Gegenstandes, der eigenen Kraft, der Mittel und Wege zum Ziele bewufst ist, was beim Begehren sich nicht vorfindet. Bei allem Wollen wird auch der Verstand gebraucht; auch dann, wenn ein Kaufmann den Käufer übervorteilen oder ein schlechter Mensch stehlen will, so mufs er erwägen und beschliefsen, und hier gerade ist es, wo der Verstand oft mit grofser Geschicklichkeit seine Kraft aufbietet: mit Raschheit und Sicherheit erfolgt die Wahl, und mit Energie und Kühnheit kommt es zum Entschlufs und zur Ausführung.

Obgleich nun auch in den Fällen der letztgenannten Art der Verstand beteiligt ist, so bezeichnet man ein solches Wollen doch gewöhnlich nicht als ein verständiges und noch viel weniger als ein vernünftiges Wollen. Welches Wollen ist es aber, das man mit Recht ein verständiges und ein vernünftiges Wollen nennt? Zuvor noch einige Beispiele.

Wollte ein Kind ein Stück Holz mit einem Löffel, anstatt mit einem Messer spalten, oder wollte es bei dem Spielen mit dem Messer die eigenen Kleider oder die Möbel als Gegenstand des Zerschneidens nehmen, so würde dies als ein unverständiges Wollen bezeichnet werden. Und wäre z. B. ein Knabe darauf bedacht, das Vogelnest zu zerstören, dem Nachbar die Gartenfrüchte zu verderben, so wäre dies unvernünftig. So zeigt sich, wie bei den Ausdrücken „verständig und vernünftig" das Objekt des Gewollten in den Vordergrund tritt, und zwar in Rücksicht des Verhältnisses, in welchem es zum Urteil des Wollenden steht. Hiernach kann das zu erreichende Objekt dem Subjekt als angenehm, als nützlich und zweckmäfsig erscheinen, oder es stellt sich ihm als schön und im letzten und höchsten Falle als sittlich dar. Alles Wollen nun, das auf das Nützliche und Zweckmäfsige gerichtet ist, verdient den Namen des verständigen Wollens; dasjenige aber, das zugleich das Schöne und Sittliche als Ziel erstrebt, bildet das vernünftige Wollen. Jenes findet

besonders im Verkehr des Menschen mit den Dingen und Erscheinungen in der Natur seine Nahrung; dieses ist das Ergebnis des Verkehrs der Menschen unter einander, es ist sozialer Natur. Das vernünftige Wollen verdient zugleich den Namen des verständigen; denn was sittlich, recht und gut ist, erscheint auch als wahrhaft zweckmäfsig. Die Vernunft hat Verstand. Für das verständige Wollen ist nun alles wichtig, was über das logische Bewufstsein (§ 35—39) mitgeteilt worden ist; das vernünftige Wollen dagegen setzt die Bekanntschaft mit dem ästhetischen und sittlichen Bewufstsein (§ 40—45) voraus. Das vernünftige Wollen steht in der Bedeutung für das Menschenleben weit höher als das verständige, setzt aber auch viel voraus. Damit soll jedoch die Wichtigkeit, wie auch die Schwierigkeit des verständigen Wollens nicht abgeschwächt werden. Der Mensch hat schon viel erreicht, wenn er es so weit gebracht hat, immer das Nützliche und wahrhaft Zweckmäfsige zu wollen.

§ 50.

Das Handeln. Pädagogisches.

a) **Der Übergang zum Handeln.** Das Wollen strebt nach Befriedigung; es drängt nach dem Vorgestellten hin, um es zu erreichen. Erforderlich sind dabei Bewegungen der Organe, sowie körperliche Kraft, um den nötigen Anstrengungen gewachsen zu sein. Die äufsere körperliche Verrichtungsweise bezeichnet man als Handeln, und dieses wiederum, insofern es die Wirkung eines Willensentschlusses ist, als Thun oder That. Das Wort Handeln kommt her von der Hand, die dabei am hervorragendsten beteiligt ist.

Wir fügen, ehe wir weiter gehen, zu den schon oben genannten Beispielen noch hinzu: der Knabe will einen grofsen Aufsatz fertigen; der Baumeister will ein Haus bauen, und unterlassen nun, in der weiteren Darstellung auf die Einzelheiten der Beispiele zurückzukommen, indem wir voraussetzen, dafs jeder imstande ist die nötigen Beispiele selbst immer präsent zu halten.

Die Bewegung der körperlichen Organe wird vielfach beim Handeln als die Hauptsache betrachtet, ist es aber nicht. Etwas Innerliches mufs erst vorhergegangen sein; denn das Geistlose und Unbeseelte kann nicht handeln. Das Innere ist nun das Wollen (s. o.); dasfelbe erscheint auch als Bewegung, als Bewegung von Gedanken, welche im Entschlufs ihren Abschlufs findet. Zugleich liegt aber im Entschlufs eine Zeichnung, ein Plan angedeutet, der in der Zukunft soll ausgeführt werden. Sonach enthält der Entschlufs das Gesamtbild des ferneren Verhaltens, und so sagt man ganz richtig: die Entwickelung des Entschlusses ist das Handeln *(Strümpell)*. Dafs die körperlichen Organe dabei

der Seele dienen, kann nur als notwendige Zuthat angesehen werden. Als ein besonderer Vorgang, zu dessen Verlauf auch eine bestimmte Zeit erforderlich ist, mufs die körperliche Verrichtungsweise allerdings aufgefafst werden. Wir können uns jedoch nicht weiter damit beschäftigen, zumal die physiologische Psychologie nicht imstande ist, die Vorgänge ausführlich zu erklären, am allerwenigsten kann sie Aufschlufs darüber geben, wie die Seele auf den Körper wirkt.

Da aber zum Hervortreten der Handlung Zeit beansprucht wird, so werden an den Wollenden, um den Entschlufs auch äufserlich zum Abschlufs zu bringen, weitere Anforderungen gestellt. Er mufs nämlich mit Aufmerksamkeit das Hervortreten beobachten, um zu wissen wie weit die Entwickelung vorgeschritten und vom Endziele noch entfernt ist. Sodann mufs er mit Festigkeit die gewählte Richtung, die zur Befriedigung führt, einzuhalten suchen, dort aber, wo sich unerwartete Ereignisse in den Weg stellen, wird er mit Besonnenheit das Günstige zu benutzen, das Ungünstige zu umgehen sich bemühen.

Wie schon oben erwähnt, läfst nicht jedes Wollen, sowie nicht jedes Handeln, die einzelnen psychischen Thätigkeiten des Erwägens, Wählens und Beschliefsens — der Aufmerksamkeit, Festigkeit und Besonnenheit deutlich abgetrennt von einander erkennen. Dazu ist manche Handlung mit zu wenigen Schwierigkeiten verknüpft. In andern Fällen wiederum geht der Handlung ein kaum vorgefafster Entschlufs voraus, oft fehlt Sorgfalt im Erwägen, in der Überlegung; oft vermifst man Festigkeit auf der eingeschlagenen Bahn zu beharren. Deshalb spricht man einerseits von übereiltem, unüberlegtem, vorschnellem, unbesonnenem, andererseits von ruhigem, festem, besonnenem, energischem und consequentem Wollen und Handeln.

b) **Pädagogische Forderungen.** Die Bildung des Wollens mufs für die Erziehung immer als der wichtigste Teil ihrer Thätigkeit angesehen werden. Die Willensbildung ist allerdings ein Werk, das mit dem Austritt aus der Schule nur sehr selten schon einen Abschlufs gefunden hat. Doch ist die Jugendzeit derjenige Lebensabschnitt, in welchem die Erziehung auch in der Willensbildung am meisten mit Erfolg zu wirken vermag.

Die Aufgabe der Erziehung ist zunächst eine doppelte:

1. hat sie darauf hin zu wirken, dafs die unentschiedenen Strebungen und Begehrungen sich in bestimmte Wollungen umwandeln; selbstverständlich immer nur in der Richtung auf das Bessere.

An der Lösung dieser Aufgabe mufs zuvörderst die Familie arbeiten; denn bei den zahlreichen Empfindungen, Lust- und Schmerzgefühlen, die das Kind zum erstenmal erlebt, stellen sich auch in der mannigfaltigsten Weise Begehrungen und Widerstrebungen ein, zu deren Befriedigung auch die körperlichen Kräfte im Schreien und Toben aufgewendet werden. In diesen Fällen ist es ratsam,

das Kind gewähren zu lassen, und es so zu leiten, dafs es das Üble und Nachteilige der Begehrung bald empfindet, das Wertvolle und Verständige von jenem unterscheiden lernt; andererseits ist aber mit Entschiedenheit dem sich bildenden Unwillen und Trotz gegenüberzutreten und zu versuchen, klare Vorstellungen über die Dinge und einen richtigen Gebrauch derselben herbeizuführen.

Letztere Thätigkeit setzt sich dann in der Schule fort. Hier werden immer neue Vorstellungen gebildet und die alten zur Bestimmtheit und Klarheit erhoben. Dadurch wird aber die erste Bedingung des Wollens, den begehrten Gegenstand zu kennen, soweit wie möglich erfüllt, und so beseitigt oft schon der erste Unterricht das Stürmische des Begehrens, Wünschens und Verlangens und eröffnet der aufstrebenden Kraft des Knaben nützliche Gebiete für sein Wollen und Handeln. Der Unterricht und die dabei zu übende Zucht sind auch in ihren Anfängen imstande, die weiteren Eigenschaften des Wollens hervorzurufen und zu üben: der Zögling mufs in der Schule Ruhe und Geduld, Ausdauer und Beharrlichkeit lernen; er wird besonnen. Indem diese Eigenschaften in hunderten von Fällen vom Erzieher gefordert werden, bildet sich im Knaben allmählich das Gefühl der eigenen Kraft, das Gefühl des Könnens. Der Zögling lernt sowohl den Gegenstand, als auch seine Beziehung zu ihm kennen.

2. hat die Erziehung darauf hinzuwirken, dafs sich der Zögling in seinem Wollen vor allem dem Sittlichen zuwendet.

Diese zweite Forderung greift ein besonderes Gebiet heraus, auf welchem bestimmte Willen gebildet werden sollen, nämlich solche, die auf das Sittliche oder das wahrhaft Zweckmäfsige, überhaupt auf das Vernünfige hingerichtet sind. Dies geschieht nun innerhalb des Unterrichts dadurch, dafs die Vorstellungen von dem Wahren, Schönen und Guten im Zöglinge zu richtigen und klaren Begriffen ausgebildet werden. Diese Vorstellungen und Vorstellungsreihen müssen aber noch besondere Eigenschaften haben, wenn sie in der Seele wirken sollen, wenn also der Zögling das Wahre, Schöne und Gute nicht blofs wissen, sondern es auch wollend und handelnd bethätigen soll. Was hierzu gehört, läfst sich alles in der einen Forderung zusammenfassen: führe den Zögling zur Selbstthätigkeit. Demnach wird der Unterricht die Gedanken nicht wie tote Massen in der Seele aufhäufen, die angeborene Aktivität der Seele nicht erdrücken, vielmehr darauf hinwirken, dafs die Gedanken Lebendigkeit und Beweglichkeit bekommen, dafs der Übergang einer Vorstellungsreihe in eine andere leicht gefunden wird, und dafs ebenso leicht jede wertvolle Vorstellung in ein Streben sich weiter entwickelt.

Solche Selbstthätigkeit des Schülers ist es, wenn er infolge des Unterrichts selbst die Wiese besucht, um die in der Schule kennen

gelernten Pflanzen wieder zu finden, oder wenn er sich einfache physikalische Apparate selbst fertigt und die an denselben beobachteten Erscheinungen nochmals wiederholt, oder wenn er selbst den Wald aufsucht und mit Wohlgefallen die Lebensweise dieser oder jener Tiere oder die Entwickelung des Pflanzenlebens beobachtet, oder wenn er zuhause selbst nach einem Buche greift, um sich über einen Gegenstand weiter zu unterrichten, oder wenn er durch den Religionsunterricht sich für die Tugend erwärmt zeigt und aus sich heraus gute Vorsätze faſst und diese auch wirklich ausführt.

Es können hier die Mittel und das Verfahren nicht weiter angegeben werden, wie das bezeichnete Ziel des Unterrichts und der Zucht erreicht wird. Dieser Teil der Pädagogik ist überhaupt weniger geeignet, ihn in allgemeinen methodischen Regeln auszudrücken. Der Erzieher muſs infolge seiner psychologischen Einsicht jeden Fall seiner Natur gemäſs behandeln. Dazu zwingt ihn hier besonders die Individualität des Zöglings, die er, will er nicht hart und ungerecht werden, möglichst genau berücksichtigen muſs.

§ 51.

Die Arbeit.

a) **Der Begriff der Arbeit.** An die Ausbildung des Wollens schlieſst sich die des Handelns an. Allerdings läſst sich die Bildung des Wollens und die des Handelns nicht immer von einander trennen, nämlich überall da nicht, wo das Handeln keine besondere Aufmerksamkeit, Festigkeit und Besonnenheit (§ 50) erfordert, und wo auch an den Körper keine besonderen Anforderungen gestellt werden. Das Letztere ist jedoch nicht in allen Gebieten des Handelns der Fall, insbesondere da nicht, wo man das Handeln eine Arbeit nennt.

Der Schüler arbeitet, wenn er in der Schule durch das Kopfrechnen die gestellte Aufgabe löst, oder wenn er einen deutschen Aufsatz (eine deutsche Arbeit) fertigt; der Maurer arbeitet, wenn er Mörtel und Stein zusammenfügt, der Baumeister, indem er den Bauplan entwirft und dessen Ausführung anordnet und überwacht. Diese Beispiele erinnern uns zunächst an eine gebräuchliche Einteilung der Arbeit. Man unterscheidet nämlich geistige und körperliche Arbeit oder Kopf- und Handarbeit. Diese Einteilung ist jedoch keine sehr genaue; denn jede körperliche Arbeit setzt immer erst eine geistige (s. Wollen und Handeln) voraus, und umgekehrt ist bekannt, daſs die geistige Thätigkeit den Körper, und zwar oft in sehr auffallender Weise mit in Anspruch nimmt. Die genannte Unterscheidung hat nur insofern Wert, als sie etwas über den Gegenstand der Arbeit aussagt. Die körperliche Arbeit ist nämlich

auf die Veränderung der Dinge in der Aufsenwelt gerichtet, während die geistige als solche immer nur einen besonderen Zustand des Bewufstseins herbeiführt.

Um nun zu erfahren, worin das Wesen der Arbeit liegt, ist nochmals daran zu erinnern, dafs für gewöhnlich die Vorstellungen im Bewufstsein schnell und bunt durch einander (Ideenassoziation) ablaufen. Der Wechsel der Vorstellungen wird dann in der Regel von einem Wechsel in den Bewegungen der körperlichen Organe begleitet, und auch diese Bewegungen sind regellos. Dies ist nun anders bei der Arbeit. Da hört der bunte Wechsel der Vorstellungen und der regellose Verlauf der Körperbewegungen auf; es wird beim Ablauf der Gedanken ein bestimmter Zweck verfolgt. Will der Knabe den Aufsatz fertigen, so kann er nur die Vorstellungen im Bewufstsein gebrauchen, die zum Thema gehören; alles übrige Wissen mufs er zurückdrängen, und fängt er dann an, die zusammengefügten Gedanken niederzuschreiben, so mufs der Körper bestimmte zweckmäfsige Bewegungen ausführen. Um dies aber zu ermöglichen, wird Anstrengung gefordert. Die Anstrengung hat demnach dem bunten Wechsel der Vorstellungen zu steuern, hat die gewollten Vorstellungen festzuhalten und dies so lange zu thun, bis der Zweck erreicht ist. Wenn wir an das früher beim Wollen und Handeln Erwähnte denken, können wir auch sagen, dafs die Anstrengung hervorgerufen wird durch das Erwägen, Wählen und Beschliefsen, durch die beim Handeln geforderte Aufmerksamkeit, Festigkeit und Besonnenheit. Die Arbeit ist sonach eine mit Anstrengung verbundene zweckvolle Bewegung der Vorstellungen und eine darauf folgende nach dem Zwecke geregelte Bewegung der Körperorgane.

Infolge der bei der Arbeit auftretenden Anstrengung macht sich ein Druck im Bewufstsein bemerklich, der von den zurückgehaltenen Vorstellungen herrührt. Dieser Druck wird, je länger die Arbeit dauert, um so fühlbarer und ruft schliefslich Ermüdung hervor. Hört der Druck auf, ist die an den Zweck gebundene Thätigkeit beendet, dann wird die Bewegung der Vorstellungen und der körperlichen Organe wieder eine freie. Der Mensch atmet auf; es tritt Erholung ein.

b) **Spiel und Arbeit.** Der Arbeit steht das Spiel gegenüber. Zunächst ist das Spiel, hauptsächlich das der kleinen Kinder, kein eigentliches Handeln, weil es gewöhnlich nur aus einer Neigung, nicht aber aus einem bestimmten Wollen entspringt. Sodann ist das Spiel auch keine Arbeit, da es sich keinen besonderen Zweck setzt, dessen Erreichung Anstrengung verlangt. Das Kind spielt blofs um des unterhaltenden Spielens willen; der Erwachsene aber arbeitet nicht blofs um zu arbeiten; der Zweck der Arbeit ist ein Werk. Das Spiel ist meistens unabsichtliche, an keinen ernsten

Zweck gebundene Thätigkeit. Die Arbeit dagegen setzt bestimmte Gedanken und Abfolgen derselben voraus. Dort herrscht die Phantasie, hier das Denken. Das Spiel hat etwas Unterhaltendes, Erheiterndes; die Arbeit dagegen erscheint würdig und ernst, als eine „Vorschule der ethischen Stimmung". Das Spiel ist meistens ein Naturprodukt, ein notwendiges Ergebnis der psychisch-physischen Natur der Menschen, namentlich während der Kindheit, oder wenn sich der Erwachsene dem Ernste des Lebens entziehen will. In der menschlichen Entwickelung tritt das Spiel sehr früh auf und erscheint als die Vorbereitung zur Arbeit. Dies trifft besonders zu, wenn man an die körperliche Bewegung denkt. Im Spiel werden die körperlichen Kräfte entfaltet, ein richtiger Gebrauch vieler Gegenstände herbeigeführt und die dabei nötigen Bewegungen geübt. Die Arbeit knüpft hier an und benutzt das schon Gelernte auf die mannigfaltigste Weise.

Wenn der Erwachsene zur Arbeit übergegangen ist, so mufs er doch oft zum Spiel zurückkehren; es gewährt ihm Erholung, und zwar recht eigentlich eine „abspannende", die ihn aus den Fesseln der Arbeit ausspannt. Das Spiel der Erwachsenen ist allerdings oft auch Arbeit, wie z. B. das Schachspiel, das Kegelspiel u. a.; aber doch ist es eine frei gewollte, welche den Druck und die Spannung vorhergegangener Arbeit beseitigt.

c) **Pädagogisches.** Das Ergebnis der Arbeit kann ein verschiedenes sein. Wenn der Landmann säet und erntet, oder wenn der Maurer ein Haus baut, so werden irdische Güter erzeugt. An diese Art Arbeit denkt man bei dem Worte Arbeit und Arbeiter zunächst; dies ist die wirtschaftliche Arbeit. Wenn dagegen der Richter Recht spricht, oder der Arzt dem Kranken seinen Rat erteilt, so wird in anderer Weise Arbeit geleistet. Man kann sie die gesellschaftliche Arbeit nennen. Und endlich drittens: lehrt der Lehrer, oder fertigt der Zögling seine Schularbeit, so ist dies eine Arbeit mit inneren geistigen Erfolgen; es ist Bildungsarbeit.

Anmerkung: Man spricht heutzutage statt von der Leistung auch von der Arbeit einer Maschine. Dies sollte man nicht thun, weil man dadurch die Begriffe verwirrt.

Von der Arbeit der letzteren Art nur haben wir hier zu sprechen. Nicht selten allerdings verlangt man schon vom Kinde, wirtschaftlich thätig zu sein. Ohne Zweifel ist dies jedoch beklagenswert, besonders dann, wenn es sich um eine mechanische, immer sich gleich bleibende Arbeit, wie sie in Fabriken erforderlich ist, handelt. Dadurch wird die noch unentwickelte Muskulatur zu sehr angespannt, was besonders gerade dann geschieht, wenn die Arbeit eine einseitige ist ,nur immer einen Teil der Muskeln in Thätigkeit versetzt. Zweitens aber wird durch solche Arbeit die geistige Regsamkeit des Kindes gehemmt; es stumpft ab und gewinnt nicht die Fähigkeit in andere Gedankenkreise und Beschäfti-

gungsweisen überzugehen. Etwas anderes ist es, wenn das Kind zuhause von der Mutter angehalten wird, sich nützlich zu machen. Denn hier ist die Arbeit immer eine vielseitige, die nicht selten imstande ist, auch die Phantasie anzuregen.

Im Übrigen mufs die Jugendzeit als die Zeit des Spieles und der Bildungsarbeit angesehen werden. Der Wert des Spieles ist uns bekannt (§ 27 c), und man darf ihn nicht unterschätzen: Wenn der Knabe sich auf dem Spiel- oder Turnplatz tummelt, oder durch Feld und Wald streift, oder die Beschäftigungsweisen der Arbeiter und Gewerbetreibenden aufsucht, so bietet sich ihm überall Gelegenheit, geistig und körperlich in freier Weise thätig zu sein, Erfahrungen zu sammeln und seine Phantasie zu bereichern. Die Arbeitsstätte der Jugend ist sodann die Schule, und hier giebt es Arbeit genug, um dem Zögling längere Erholungen zu gönnen. Schon das Stillsitzen ist dem Kleinen eine Art Arbeit, die Anstrengung fordert. Arbeit ist das Aufmerken, das Lernen, das Denken, überhaupt alle zweckvolle Thätigkeit, die der Zögling ausübt. Die Richtung auf das Praktische, also auf das Zeichnen und Formen von Gegenständen wird nicht ausgeschlossen werden dürfen; nur mufs auch hier neben dem Nachahmen das Selbstsuchen und Selbstfinden Mitbedingung sein; ein systematisches und gleichmäfsiges Arbeiten würde weit über das Ziel hinausgehen.

Um nun noch kurz auf die pädagogische Bedeutung der Arbeit hinzuweisen, läfst sich sagen, dafs sie die notwendige Bedingung, der Weg aller selbstständigen Bildung ist, und insofern die Arbeit immer ein bestimmtes starkes Wollen voraussetzt und während der Thätigkeit Ausdauer u. s. w. verlangt, und insofern die Arbeit das wahrhaft Zweckmäfsige im Auge behält, wird sie insbesondere ein bedeutungsvolles Erziehungsmittel zur Sittlichkeit.

§ 52.

Der Wille.

a) **Der Wille in abstracto, die willkürliche Aufmerksamkeit.** Die einzelnen Stufen der geistigen Aktivität, die bei der Willensbildung zu unterscheiden sind, lassen sich durch die Ausdrücke: Streben, Begehren, Wollen, Handeln andeuten; während die zugrunde liegende Vorstellung dabei sich zum Einzelwillen und zur That um- und weiterbildet. Nimmt z. B. die Vorstellung des Schreibens die Eigenschaft des Strebens, Begehrens und Wollens an, so ist die Handlung, die wir Schreiben nennen, das Gewollte; das Wollen war ein Wille geworden, und durch ihn wird die Handlung eine That.

Der Ausdruck Wille bekommt jedoch eine allgemeine Be-

deutung, wenn man von Willensbildung überhaupt spricht, oder wenn man z. B. sagt, dafs jemand einen festen Willen besitze. Dies ist so zu verstehen, dafs jedes Streben und Begehren eines Menschen mit Leichtigkeit die Eigenschaft des Wollens annehmen kann, dafs er dabei aber imstande ist, das Wollen nach bestimmten Richtungen oder mit besonderen Kennzeichen zur Geltung zu bringen. Falsch wäre es zu meinen, dafs eine allgemeine Kraft im Menschen vorhanden sei, die man nur direkt anzuspornen brauche, um sie zur Thätigkeit zu führen. Einen Willen in abstracto giebt es nicht. Aus diesem Grunde ist es ganz unnütz, bei Kindern ohne weiteres an den Willen zu appelieren, wo die Bedingungen zu einem einzelnen Wollen, zu einem Willen noch nicht erfüllt sind. Der erziehende Unterricht wird sich immer an den einzelnen Fall halten und an ihm das, was zum Wollen führt, üben. Von hier aus kann und soll man allerdings auf eine gewisse Allgemeinheit des Willens kommen. Hat nämlich der Zögling in vielen Fällen das Verständige und Vernünftige wollen gelernt, so kann derselbe aufgefordert werden, auch in Zukunft auf der Hut zu sein, mit Überlegung immer das Richtige vom Falschen zu trennen und sich für jenes zu entscheiden. In besonderer Weise verlangt man, dafs der Schüler bald seine Aufmerksamkeit nach eignem Willen leiten lerne, oder sich die willkürliche Aufmerksamkeit aneigne (§ 37 b), d. h. er soll imstande sein, alles aus dem Bewufstsein zu verdrängen und nur dem Raum gewähren, womit der Unterricht sich beschäftigt.

b) **Verstand, Vernunft und Wille.** In ähnlicher Weise wie man dem Willen eine allgemeine Bedeutung zu geben sucht, so geschieht dies auch mit dem Verstande und der Vernunft. Letztere Ausdrücke sind schon oben wiederholt erwähnt worden, und es ist wohl genügend klar, was hierunter zu verstehen ist. Wie es keinen Willen in abstracto giebt, so giebt es auch keinen allgemeinen Verstand und keine allgemeine Vernunft an und für sich. Nutzlos ist es besonders für den Pädagogen, von einer Ausbildung des Verstandes und der Vernunft im allgemeinen zu reden; denn damit erfährt der Erzieher nichts über die wahre Beschaffenheit seines Zöglinges, und er lernt dadurch in keinem Falle begreifen, was zu thun ist. Richtiger ist es dagegen, immer auf die einzelnen Vorstellungen und die dabei sich zeigenden geistigen Thätigkeiten Bezug zu nehmen. Die Vorstellungen und Gedanken selbst, ihre Verbindungen und Zusammenhänge, ihre Verhältnisse und Beziehungen zu einander, so mufs man sagen, haben Verstand und Vernunft, und das findet statt, wenn die Vorstellungen und die aus ihnen gebildeten Urteile und Schlüsse logisch richtig (Verstand) und den Gedanken (Ideen), welche der Erkenntnis und dem sittlichen Wollen und Handeln vorschweben, dienstbar sind (Vernunft). In ersterem Falle entsprechen dann die

Gedanken und Thatsachen der wirklichen objektiven Welt, während sie in letzterem Falle mit den vom Denken und Wollen angestrebten höchsten Wahrheiten übereinstimmen.

Die Willensbildung bezieht sich also wesentlich auf die Verstandes- und Vernunftbildung und verlangt, dafs sie mit ihnen Hand in Hand fortschreitet, d. h. aber wiederum nichts anderes, als dafs der Mensch erst in jedem einzelnen Falle das Richtige, Wahre, Schöne, Gute und Göttliche kennen mufs, ehe er es wollen kann (§ 49: Das verständige und vernünftige Wollen).

c) **Was der Wille kann und nicht kann.** In dem Ausspruche: „Man könne alles, was man wolle" wird dem Willen eine Macht zugesprochen, welche er nicht besitzt. Wenn nun hier kurz angegeben werden soll, wie weit das Gebiet des Wollens reicht, so hat das für den Erzieher den besonderen Wert, dafs er erfährt, was er bezüglich des Willens vom Zöglinge fordern kann.

1. Man glaubt allgemein, dafs jeder imstande sei, die Hand oder den Fufs zu bewegen, sobald er nur will; es besteht also die Meinung, wir könnten durch die Vorstellung einer Bewegung auch wirklich die Bewegung beliebig hervorbringen. Dies ist jedoch schon ein Irrtum; denn es trägt sich zu, wie z. B. bei einem Gelähmten, dafs der Wille wohl vorhanden ist, aber die Bewegung der gelähmten Hand selbst nicht erfolgt. Alles vielmehr, was der Wille hier zu thun vermag, besteht darin, dafs wir durch eine bewufste Vorstellung so auf einen unbewufsten Zustand einwirken können, dafs eine äufserliche körperliche Wirkung daraus hervorgeht. Und das ist nur so lange der Fall, so lange jener unbewufste Zustand, der durch die bewufste Vorstellung angeregt wird, uns dienstbar ist.

2. Man schreibt dem Willen auch eine grofse Macht zu inbezug auf das Kommen und Gehen der Vorstellungen. Wenn jemand behauptet, er könne an alles denken, was er wolle, er könne die Vorstellungen bewufst machen, welche er wolle, so liegt auch hierin ein Irrtum. Denn es ist bekannt, welche Mühe man sich oft geben mufs, um sich eines Namens, eines Vorganges zu erinnern, welchen guten Willen oft jemand zeigt, um etwas zu begreifen, und es gelingt doch nicht. Der Wille kann ohne weiteres niemals einen Gedanken hervorrufen. Aber etwas anderes ist ihm möglich. Wenn es z. B. heifst: der Zögling soll sich besinnen, er soll sich zusammennehmen, so wird von seinem Willen oder wie man hier auch sagt, von seiner willkürlichen Aufmerksamkeit verlangt, alles aus dem Bewufstsein zu verdrängen und nur dem Raum zu geben, was der Unterricht bietet und wünscht. Warten mufs allerdings der Zögling, ob er sich an das Gewünschte erinnert. Ein unbedingtes Fordern kann darum der Lehrer nicht aussprechen. Er hat jedoch Hilfsmittel (Reproduktionshilfen), die den Erfolg ziemlich sicher herbeiführen.

3. Wenn gesagt wird, der Wille könne nach Belieben die Vorstellungen aus dem Bewufstsein verdrängen, so hat auch diese Macht des Willens enge Grenzen. Es giebt Seelenzustände, die oft nicht zum Weichen gebracht werden können, selbst einem starken Willen gegenüber. Jedoch mufs ein dauerndes Beharren einzelner Vorstellungen als krankhafter Zustand angesehen werden. Er zeigt sich im Starrsinn der Kinder und in erschrecklicher Weise bei Geisteskranken.

Mehr vermag der Wille, wenn es sich um das Festhalten der Vorstellungen im Bewufstsein handelt. Dies können wir innerhalb gewisser Grenzen leisten: wir können die Vorstellungen gruppieren; und je mehr die willkürliche Aufmerksamkeit geübt ist, umsomehr Vorstellungen werden von ihr gleichzeitig festgehalten werden können.

4. Innerhalb der im Bewufstsein befindlichen oder festgehaltenen Vorstellungen kann der Wille nun weiter thätig sein, und hier liegt seine wesentliche Bedeutung für die Bildungsarbeit. Wir können unsere Aufmerksamkeit innerhalb des Bereiches der Vorstellungen, die im Bewufstsein sind, beliebig auf dieses oder jenes lenken, jenachdem ein bestimmter Zweck es erfordert. Wir können den Lauf der Vorstellungen unterbrechen, können einzelne Vorstellungen zurückweisen, die Glieder einer Vorstellungsreihe verschieben, umstellen und neue Glieder einfügen. Im einzelnen ist dieses alles schon mehrfach erwähnt worden. Eine Bearbeitung der Vorstellungen und Vorstellungsreihen nach den verschiedenen Richtungen findet nämlich besonders statt, wenn ein bestimmtes Wollen und Handeln in uns entwickelt wird, also wenn das Überlegen, Erwägen, Wählen und Beschliefsen auftritt, wenn Besonnenheit, Festigkeit verlangt wird.

Sonach setzt jeder einzelne Willensakt eine Anzahl anderer Bedingungen voraus.

§ 52.

Der freie Wille.

a) **Die Selbstbestimmung.** Der Wille kann endlich noch in einer anderen wichtigeren Weise thätig sein. Beabsichtigt jemand, eine Lüge zu sagen, so kann er diesem Bewufstseinsinhalte die Vorstellung der Wahrheit gegenüber stellen, oder denkt man an eine gute That und ihre Ausführung, so ist es möglich, diesem Gedanken gegenüber den der Unterlassung geltend zu machen, und so in allen Fällen. Wir können willkürlich jeder Vorstellung und Vorstellungsreihe eine zweite gegenüber stellen, von welcher aus wir die erste billigen oder nicht billigen, zulassen oder verwerfen, überhaupt beurteilen, und können

uns dann für das Eine oder das Andere entscheiden. Wenn hieran gedacht wird, hat man allerdings ein gewisses Recht zu sagen: man kann denken, was man will, d. h. man kann von jedem sein Gegenteil denken, so dafs es sich dann immer um ein Entweder — Oder handelt. Hierin liegt ohne Zweifel ein Akt der psychischen Freiheit, und zwar zerfällt derselbe, wie schon angedeutet, in zwei Stücke. Erstens nämlich kann ich der Wahrheit die Unwahrheit, dem Schönen das Häfsliche, dem Erlaubten das Unerlaubte, dem Sittlichen das Unsittliche in Gedanken gegenüber stellen. Zweitens aber ist es möglich, sich für das Eine oder das Andere zu entscheiden, es zu wollen und auszuführen. Es ist mein freier Wille, mich für das Häfsliche, Unerlaubte, Unsittliche zu entscheiden oder für sein Gegenteil. Jeder ist sonach imstande, sich in seinem Wollen selbst zu bestimmen infolge der ihm innewohnenden Freiheit der Selbstbestimmung. Die Freiheit des Wollens besteht also zunächst in dem Gedanken, bejahen oder auch verneinen, zustimmen oder auch die Zustimmung verweigern zu können, und sodann in der Fähigkeit zu bestimmen, welcher Gedanke zur Ausführung gelangen soll.

b) **Die sittliche Freiheit.** Der Mensch ist infolge seines freien Willens befähigt, sich für das Böse ebenso zu entscheiden wie für das Gute. Er kann, wenn er will, ein Betrüger und Dieb werden, wie er sich zu einer edlen, sittlichen Persönlichkeit emporzuarbeiten imstande ist. Versuchen wir es aber in allen Fällen uns für das Unwahre, Schimpfliche, überhaupt für das Böse zu enscheiden, was wird da eintreten? Die schändliche That, wenn sie gethan, läfst uns nicht ruhen: Unzufriedenheit und Angst beschweren die Seele, und die Reue wünscht das Gewollte und Gethane ungeschehen machen zu können. Diese Art Thaten bringen keine Zufriedenheit und Ruhe, erzeugen nicht die Harmonie, nach welcher die Seele trachtet. So kann hiernach der Gebrauch der Freiheit zur Unfreiheit führen, und so erscheint auch hier die Macht des Willens als eine beschränkte und seine Freiheit als eine sehr zweifelhafte.

Das ist jedoch schon der zweite Fall, nach welchem der Mensch ein Leben in Unfreiheit führt. Unfrei ist er erstens, wenn er gar keinen Willen besitzt, wenn er, gleich dem schwankenden Rohr im Winde, ein Sklave seiner Triebe, Begierden, Neigungen und Gewohnheiten ist, wenn er von seiner Umgebung und von den Zufälligkeiten des Lebens abhängt (§ 48). Unfrei ist er aber zweitens auch dann, wenn er sein Wollen auf das Unwahre, Unschöne und Unsittliche richtet.

Ein ganz anderes Resultat wird sich bezüglich der menschlichen Freiheit herausstellen, wenn wir den Satz umkehren und behaupten: es giebt überhaupt kein freies Wollen, es giebt jedoch ein Wollen, welches uns frei macht, so dafs dann nicht das Wollen, sondern der Wollende frei ist. Diese Art des

Wollens ist uns nun schon bekannt (§ 49c.). Es ist das vernünftige Wollen, d. i. dasjenige, nach welchem sich der Mensch für das wahrhaft Zweckmäfsige und Gute entscheidet. In der Anerkennung und Befolgung der ethischen Gesetze beruht des Menschen Freiheit.

Wie aber ist dies möglich? Der Mensch mufs sich als einen Teil des grofsen Weltganzen betrachten, als einen Mikrokosmos im Makrokosmos; zu dem Ganzen soll er darum hinstreben, in und mit ihm seine Vollkommenheit suchen. Das herrschende Prinzip im grofsen Weltgetriebe soll aber das Sittliche — das Recht, die Güte und Liebe — sein. Das Sittliche müssen wir darum als etwas Ewiges und Unvergängliches betrachten, das sich im Menschen mit einer höheren, als blofs physischen Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit geltend macht. Die Sätze, die das Sittliche aussprechen, sind darum Gesetze. Ursprünglich ist der Mensch nicht frei, sondern er wird dadurch frei, dafs er das Ewige und Unvergängliche in sich zur Herrschaft kommen läfst, es also erkennt und erstrebt. Je mehr ihm aber dies gelingt, um so mehr verzichtet er darauf, seine Begierden, Neigungen und Leidenschaften zu befriedigen; er fügt sich als Glied dem grofsen Ganzen, reiht sich ein in die Kette der gleichartigen Wesen, um im Verein mit ihnen einer immer höheren Vollkommenheit zuzustreben.

Die Freiheit, die der Mensch so erwirbt, ist allerdings keine unbegrenzte, und soweit er sie erringt, ist sie ein Werk voller Mühe und Arbeit. Wir müssen jedoch dabei Beruhigung fassen und den Frieden des Gewissens, welchen die sittliche Freiheit gewährt, als ein hohes und schönes Ziel, als eine würdige Palme des Siegers verehren.

Der religiöse Glaube preist Gott als den Schöpfer aller Dinge; zugleich erkennt er in ihm auch den Gesetzgeber nicht blofs in der Natur, sondern auch in der Welt der denkenden Geister: was mein Gewissen fordert, fordert Gott; wer auf die Stimme des Gewissens achtet, gehorcht und dient dem Herrn des Himmels. Darum sagt schon Augustin: Deo servire summa libertas.

c) **Die Verantwortlichkeit und Zurechnung.** Als ein wichtiges Moment des Wollens wurde schon hervorgehoben (§ 49) die Beziehung des Willensaktes zum Ich; denn das Wollen erscheint als entsprungen aus dem Ich. Aus diesem Grunde fühlt sich das Ich für das, was von ihm geschieht, verantwortlich, d. h. es kennt nicht nur die Bedeutung der von ihm gewollten That, sondern steht auch für die Folgen derselben ein. Diese Verantwortlichkeit macht sich aber wiederum vor allem auf dem Gebiete des Sittlichen bemerkbar. Wenn z. B. jemand sich vorgenommen, eine Zeichnung in künstlerischer Weise auszuführen, dies ihm aber trotz seines Fleifses nicht recht gelingt, so fühlt er sich lange nicht so verantwortlich, als wenn er es unterliefs, die Wahrheit zu gestehen. Die

besondere Stellung, welche das Sittliche auch hier geniefst, hängt damit zusammen, dafs das Sittengesetz sich mit einem bestimmten „Du sollst“ Geltung zu verschaffen sucht. Damit ist aber auch zugleich die Natur des Sittlichen als einer über den Menschen stehenden, ewigen Qualität, die sich in des Menschen Brust offenbart, gekennzeichnet.

Aus der Allgemeingiltigkeit des Sittengesetzes ergiebt sich neben dem Begriff der Verantwortlichkeit der der Zurechnung: „Ich bin für die That verantwortlich,“ sagt der Thäter, während der Zuschauer, der Richter, jenem die That zurechnet. Allerdings werden beide Ausdrücke in beiderlei Weise gebraucht: man rechnet sich die That zu, und man wird für dieselbe verantwortlich gemacht. Der Begriff der Zurechnung kann uns aber nochmals einen Beweis für die hohe Bedeutung des Sittlichen abgeben. Jeder Einzelne fühlt sich dem Andern gegenüber berechtigt, seine Thaten zu beurteilen, sie ihm zuzurechnen und ihm die daraus entstehenden Folgen zuzuweisen.

d) **Pädagogisches.** Dem Erzieher erwächst aus dem Vorstehenden eine weitere wichtige Aufgabe, die wenig beachtet wird und doch einen Hauptteil der Bildung zur sittlichen Persönlichkeit ausmacht. Für gewöhnlich werden nämlich die Arbeiten und sonstigen Handlungen des Zöglings von Lob und Tadel begleitet, d. h. die Beurteilung seines Wollens und seiner Handlungen wird in Beziehung gesetzt zu ihm selbst, als dem Urheber. Diesem wird das Gute als ein Verdienst, das Schlechte als eine Schuld angerechnet, so dafs dadurch die Würde und der Wert der Person in den eigenen und in fremden Augen steigt oder abnimmt. Immer nur zu loben und zu tadeln ist jedoch falsch; denn eine solche Hervorhebung des Ich führt weit über das Gefühl der Verantwortlichkeit hinaus zur Ruhm- und Selbstsucht, wie umgekehrt das zu häufige Tadeln das Selbstvertrauen zerstört. Die Beurteilung des Zöglings mufs vielmehr in der Weise erfolgen, dafs das Ich nicht so hervorragend getroffen wird; dies geschieht aber durch einen unpersönlichen Ausspruch des Beifalls oder des Mifsfallens. Der Erzieher thut also besser zu sagen: die Arbeit ist fleifsig und sauber gefertigt, dein Betragen ist artig und bescheiden; diese That ist recht und gut, — aber nicht: du bist fleifsig, artig, sauber, bescheiden, gut. Auf diese Weise lernt der Zögling das Sittliche unabhängig von allen Nebenrücksichten kennen, in der Form allgemein giltiger Urteile, unter welche die einzelne Handlung subsumiert werden mufs. Er erfährt, dafs er sich nicht seinem beliebigen Willen hingeben darf, sondern dafs er in seinem Wollen bestimmten Gesetzen, die weit über ihm stehen, zu gehorchen hat, und zwar zu gehorchen hat, weil es die Pflicht fordert, unbekümmert um Lob oder Tadel, Nutzen oder Schaden.

§ 54.

Der Charakter.

a) **Der sittliche Charakter.** Unsere Aufgabe besteht jetzt darin, das über das Wollen und das vernünftige Wollen, über den Willen und den freien Willen Mitgeteilte zusammenzufassen und in seiner speziellen Beziehung auf den Begriff des sittlichen Charakters auszudrücken.

Ein junger Mensch, nehmen wir an, sei in seiner Entwickelung soweit gekommen, dafs man bei ihm zunächst von einem bestimmten Wollen reden kann, er also im einzelnen Falle mit Ruhe und Sicherheit den begehrten Gegenstand kennen zu lernen weifs, seine eigene Kraft in richtiger Weise schätzt, und dafs er die richtigen Mittel, die zur Erreichung des Erstrebten führen, ausfindig zu machen und auszuwählen versteht. Ferner nehmen wir an, dafs immer auch ein verständiges und vernünftiges Wollen bei ihm an den Tag tritt, er also in allen Fällen bemüht ist, sich für das Nützliche und Zweckmäfsige, für das Schöne und Sittliche zu entscheiden.

In letzterer Hinsicht ist nun noch einiges hervorzuheben. Dem verständig und vernünftig Wollenden werden nämlich immer eine Anzahl bestimmter Sätze vorschweben, die Verstand und Vernunft einschliefsen; er wird sich sagen: Sei auf deiner Hut, unterscheide das Nützliche vom Schädlichen, suche das Zweckmäfsige heraus, trenne das Wahre vom Falschen, sei fleifsig und genügsam, sei wahr und offen in deinen Reden und Handlungen; sei mildthätig, sei gerecht, übe Nachsicht u. s. w. Solche Sätze, nach denen sich das Wollen und Handeln richten soll und wirklich richtet, werden praktische Grundsätze genannt, und derjenige, welcher im Leben einen solchen Grundsatz besonders bevorzugt und ihm in speziellen Fällen folgt, trägt, wie man sagt, einen bestimmten, darauf bezüglichen Charakterzug an sich. Der Zögling kann den Fleifs, die Bescheidenheit, die Reinlichkeit, die Offenheit als ihm eigentümlichen Charakterzug besitzen. Dort aber, wo für das gesamte Wollen Grundsätze dauernd festgehalten werden, und innerhalb dieser Grundsätze als höchster Grundsatz das Sittengesetz in seiner allgemeinen Geltung anerkannt wird, da zeigt sich uns der sittliche Charakter.

Ein voller sittlicher Charakter ist also zugleich ein innerlich freier, ein vernünftiger, ein Gott wohlgefälliger Mensch, und der Ausdruck Charakterfestigkeit, Sittlichkeit, Vernünftigkeit, Freiheit, Tugend und wahre Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Gewissenhaftigkeit sind nur verschiedene Bestandteile und Auffassungen eines und desselben Begriffes, welchem ein und dieselbe Gruppe psychischer Vorgänge zugrunde liegt. Wichtig ist es, beim Charak-

ter die Selbstbeherrschung zu betonen, und darum sagt man auch unter anderen Erklärungen: der sittliche Charakter ist die vernünftige Selbstbeherrschung.

b) **Der Charakter im allgemeinen.** Wenn jemand im Leben ein wirklicher oder ein ganzer Charakter oder eine charaktervolle Persönlichkeit genannt wird, so meint man damit meistens den sittlichen Charakter, dessen oberster Grundsatz das Gewissen ist. Man giebt damit stillschweigend zu, dafs nur der sittliche Charakter der einzig wahre Charakter ist, und man thut daran recht. Es läfst sich allerdings denken, und vielfach trägt es sich im Leben auch zu, dafs ein anderer und nicht ein sittlicher Grundsatz zum obersten Gesetz des Wollens und Handelns gemacht wird. Dann genügt aber ein solches Leben doch nicht; es fehlt die innere beglückende Harmonie; denn die ewigen nicht wegzuleugnenden Forderungen des Gewissens treten immer vorwurfsvoll dazwischen und streiten um den Rang eines obersten Grundsatzes.

Aufser dem sittlichen Charakter oder dem Charakter schlechthin kennt man auch den unsittlichen, den unedlen, den selbstsüchtigen, den verdorbenen, den gemeinen, den schwächlichen, den feigen Charakter. Hierbei meint man oft nur einzelne Charakterzüge, die an einem Menschen hervortreten. Im übrigen wird jedoch klar, dafs man das Wort „Charakter“ überall da gebraucht, wo überhaupt eine beharrliche Gleichartigkeit des Wollens an den Tag tritt, so dafs die Person dadurch ein festes Gepräge empfängt, Ordnung, Mafs und Stätigkeit im Wollen und Handeln zeigt. Dort aber, wo das Willkürliche, das Launenhafte, der ungeregelte Wechsel der Gedanken und Phantasiebilder das Seelenleben beherrscht, da ist Charakterlosigkeit das Kennzeichen des Individuums.

Auch in Nebendingen, in der täglichen Beschäftigungsweise, im Essen und Trinken, in der Arbeit und in der Erholung kann jemand eine feste Ordnung einhalten, so dafs also auch hier bestimmte Sätze dem Wollen und Handeln die Richtung geben. Dann nennt man dieselben jedoch nicht Grundsätze, sondern nur Maximen. Es ist z. B. mein Grundsatz, nicht zu lügen, dagegen meine Maxime, frühzeitig aufzustehen. — So können Grundsätze und Maximen das Wollen und Handeln des charakterfesten Menschen bestimmen.

c) **Die Merkmale des Charakters.** Abgesehen von den einzelnen Bestandteilen des Wollens und Handelns, hat der Charakter noch besondere Kennzeichen, die bei der Bildung desselben von Wert sind.

Zunächst gehören zum Charakter, wie soeben erwähnt worden ist, Grundsätze und Maximen. Der Zögling lernt sie hauptsächlich kennen teils im Umgange mit Erwachsenen, teils durch

Unterweisung und Unterricht. So fordert die Mutter und der Religionsunterricht schon in seinen Anfängen das Kind auf, die Wahrheit zu sagen, nichts Böses zu thun. Diese Sätze, die das Kind hört, sind ihm aber erst Vorsätze; es ist notwendig, dafs es bei seinem Wollen und Thun diese Sätze anwenden lernt und mithin sich immer dieser Vorsätze erinnert. So gehört weiter zum Charakter ein gutes Gedächtnis der Grundsätze, damit bei jedem Wollen ein zuverlässiger Gebrauch derselben gemacht werden kann.

Anfangs sind natürlich die Sätze im Kinde dunkel, und das Gedächtnis für dieselben schwach. Aufserdem machen sich mancherlei Wünsche, Begehrungen, Neigungen geltend: und die guten Vorsätze sind im notwendigen Augenblick doch vergessen. Darum gehört weiter zum Charakter Klarheit, Besonnenheit und Konsequenz — Klarheit in den Grundsätzen, Besonnenheit den verführerischen Lockungen der Begierden gegenüber und Konsequenz in der Ausführung, d. i. ein treues Festhalten am Grundsatz während des Handelns.

Ein letztes Merkmal des Charakters liegt noch in folgendem: Zu den praktisch-ethischen Grundsätzen gehört z. B. der Mensch soll fleifsig sein, zugleich aber auch seine Gesundheit schonen; er soll gerecht sein, dabei jedoch Nachsicht üben. Diese Forderungen schliefsen unzweifelhaft Widersprüche ein, und in der That befindet sich der Mensch oft in Kollision, indem er nicht weifs, für welchen Grundsatz oder wie weit er sich dafür entscheiden soll. In diesem Falle mufs der Charakter die Gründe und Gegengründe auf sich wirken lassen und unparteiisch dann die Wahl vollziehen. Die Art und Weise aber, sich in solchen Verhältnissen zurecht zu finden und zu entscheiden, nennt man die Motivität des Charakters.

d) **Individualität und Charakter.** Die Ausbildung eines Menschen zu einem vollendeten Charakter ist die gewaltigste Umänderung, die er jemals erfahren kann. Als Individuum geboren und aufgewachsen (§ 30), wird er als Charakter zur Persönlichkeit. Als Individuum ist er ein Einzelwesen mit ihm allein zugehörigen Eigentümlichkeiten, er ist ein Kind seiner Zeit und seiner Umgebung und wird beherrscht von seinen individuellen Gewohnheiten, Neigungen und seinem natürlichen Temperament. Als Persönlichkeit bleibt er natürlich ein Einzelwesen, trägt aber ein festes, gleichmäfsiges Gepräge an sich und macht sich abhängig von Grundsätzen, die allgemeine Giltigkeit haben. Das Individuum ist für gewöhnlich ein beschränktes, verworrenes, ideenloses, selbstgefälliges, egoistisches Wesen, während die Persönlichkeit nach Aufklärung, nach einem höheren Dasein muthig emporstrebt.

Infolge der individuellen Beschaffenheit der Menschheit besteht innerhalb derselben eine unendliche Mannigfaltigkeit; durch die Ausbildung von Charakteren schliefst sich die Menschheit enger zu-

sammen und gleicht die Einseitigkeiten der Temperamentseigentümlichkeiten aus. Die Individualität erscheint als etwas von Natur Gegebenes und unbewufst Entstandenes; der Charakter dagegen ist ein Kunstwerk des absichtlich sich fortbildenden Geistes. Er entsteht allmählich, und nur im fortwährenden Kampfe mit der Individualität kann er sein Gebiet behaupten und erweitern.

e) **Pädagogisches.** In der Individualität findet der Erzieher das Material, an das er sich zu halten hat, um einen Charakter zu gewinnen. An sie hat er sich anzuschliefsen und mufs versuchen, die Individualität zu biegen, sie nach seinem Zwecke zu formen. Wie weit ihm das gelingt, soweit ist er dann in der Bildung seines Zöglings zum Charakter fortgeschritten. Eine leichte Arbeit ist es nicht; denn wäre der wahre Charakter kein Kunstwerk, wir müfsten schon alle sittlich-gute Menschen sein. Bei dem Einen gelingt es leichter als bei dem Anderen, je nachdem die Individualität, durch innere Anlagen und äufsere Umstände begünstigt, das Richtige zu ergreifen, das Gemeine und Schlechte abzuwehren imstande ist. Allein immer wird der sittliche Charakter ein hohes Ziel in der psychischen Entwickelung des Menschen bleiben. Und wenn selbst nach langer Anstrengung „ein gutes Herz“, „eine schöne Seele“, ein untadeliger Charakter“ gereift ist, so steht doch auch hier der vollendete Charakter noch als Ideal in weiter Ferne.

§ 55.

Der rein psychische und der normirte Gedankenlauf.

a) **Rückblick.** Die unterscheidenden Merkmale zwischen einer Individualität und einem Charakter verdienen noch eine weitere Aufmerksamkeit. Lassen wir jedoch dabei das hohe Bildungsziel, das uns in der Erreichung eines vollkommenen Charakters gesteckt ist, etwas aus dem Auge und denken mehr nur daran, welche Unterschiede zwischen einem Ungebildeten und einem Gebildeten sich zeigen, und welche Umwandlung durch die verschiedenartigsten Bildungseinflüsse im Menschen überhaupt hervorgerufen werden.

Der Gegensatz zwischen dem Ungebildeten und dem Gebildeten wird charakterisiert durch die Ausdrücke: **psychischer Mechanismus** und **innere Geistesfreiheit.** Dort ist es die Gebundenheit des Individuums an die durch Naturnotwendigkeit entstandenen Seelengebilde; hier gewinnt im Menschen das Verständige, Vernünftige, das Edle, Schöne, Sittliche oder mit andern Worten das logische, ästhetische und ethische Bewufstsein die Oberhand über die blofs mechanischen Vorgänge der Seele.

Die Vorstellungen und Gedanken, die im ersteren Falle im Bewufstsein erscheinen und ablaufen, sind sonach anderer Art als im zweiten, in welchem es sich um den Vorstellungsverlauf eines

höher Gebildeten handelt. Jenen Ablauf der Gedanken bezeichnet man als den rein psychischen oder mechanischen, diesen als den normierten Gedankenlauf. Was im Einzelnen unter dem mechanischen Verlauf zu verstehen ist, ist schon (im § 30) genügend erläutert. Der normierte Vorstellungsverlauf entsteht nun dadurch, dafs bestimmte, allgemeingiltige Sätze Regeln, Normen, Gesetze, höhere Potenzen genannt, sich bilden, welche dann das im Menschen natürlich Gegebene beherrschen. Welcher Art die Normen und Gesetze sind, mufs auf Grund alles Vorhergegangenen ohne weiteres klar sein (§ 31—47). Sie liegen zunächst in verallgemeinerten Erfahrungssätzen und in den grammatischen Regeln der Sprache, sodann aber in den logischen, ästhetischen und ethischen Wahrheiten, von denen wiederum in besonders befehlender und fordernder Weise die Denkgesetze und die Gesetze des Gewissens auftreten.

b) **Die Unterschiede des rein psychischen und des normierten Gedankenlaufs.** Zum Schlufs sollen noch die Hauptunterschiede der zwei Arten des Gedankenlaufs angegeben werden. Hierdurch wird nicht nur ein rascher Ueberblick über das Gesamtgebiet der Psychologie ermöglicht, zugleich werden auch die Aufgaben der Pädagogik mehr Klarheit erhalten können. Weitere Erklärungen betreffs der anzuführenden Unterschiede zu geben, soll unterbleiben; denn die Art des Verständnisses der folgenden Sätze wird ein Beweis dafür sein, wie weit nun die psychologische Einsicht gefördert worden ist. Aus diesem Grunde werden wir auch im Ausdruck uns besondere Freiheiten gestatten:

1. Der rein psychische Vorstellungslauf beginnt im unmittelbaren Empfindungs- und Wahrnehmungsbewufstsein, während der normierte immer eine apperzipierende Thätigkeit voraussetzt.

2. Die Ursachen des ersteren wirken unbewufst, während der normierte Ablauf sich stets auf einen bewufsten Vorgang stützt.

3. Der psychische Gedankenlauf ist ein von den Naturgesetzen des Seelenlebens abhängiger und enthält deshalb nur eine subjektive Notwendigkeit. Der normierte Ablauf dagegen richtet sich nach gewissen von der Subjektivität unabhängigen Regeln des Urteilens, Schliefsens und Erkennens und nimmt den Charakter einer Allgemeingiltigkeit an.

4. Der psychische Gedankenlauf wird fast durchgängig von Gefühlen und Begehrungen, von Affekten und mehr oder weniger erregten Stimmungen begleitet. Der normierte löst sich allmählich von diesen Zuständen dadurch los, dafs sich gewisse Werturteile über sie bilden,

aus denen für einen neuen Gedankenlauf bestimmte Regeln und Gesetze erwachsen.'

5. Der psychische Gedankenlauf zieht unwillkürliche Bewegungen nach sich, die entweder blofs im Innern (Phantasien) verlaufen oder vermittelst der körperlichen Organe in sichtbaren Handlungen hervortreten (Spiel und allerlei zeitweilige Verrichtungen). Ein normierter Verlauf dagegen findet dann statt, wenn die Bewegung, sei es blofs im Innern oder auch äufserlich, nach einem bestimmten Zwecke erfolgt (geistige und körperliche Arbeit).

c) **Schlufsbemerkungen.** Alle Erziehungseinflüsse, denen der Mensch unterliegt, arbeiten sonach an der Bildung bestimmter Normen und Gesetze, und so besteht also die Hauptaufgabe der Pädagogik darin, den **rein psychischen Vorstellungsverlauf** und die dabei aus unbewufsten Ursachen eintretenden Wirkungen **in einen normierten** nach bewufsten Motiven und Gründen fortschreitenden **umzuwandeln.**

Man kann nun nicht sagen, dafs irgend ein erwachsener Mensch, gleichviel welchem Volke er angehöre, gar keine Normen und Ansätze zu solchen in sich trüge; denn schon der Umgang mit der Natur, der Verkehr mit den Menschen, die Erlernung und der Gebrauch der Sprache wirken normierend. Die Schwierigkeit der Erziehung liegt vielmehr darin, die Ansätze zu den höheren normierenden Funktionen im Zöglinge zu erfassen und ihn in seinem Denken, Wollen und Handeln den logischen, ästhetischen und ethischen Gesetzen zu unterwerfen und diese in ihm zur Herrschaft kommen zu lassen. Je mehr dies gelingt, um so höher steigt die Bildung des Menschen und um so gröfser ist sein Fortschritt im Reiche des Idealen und Intelligibeln.

FÜNFTER ABSCHNITT.

THEORETISCHE SÄTZE ÜBER DAS WESEN UND DIE ENTWICKELUNG DER SEELE.

§ 55.

Die Seele.

a) **Vom Dasein der Seele.** Wenn unsere Sinne thätig sind, nehmen wir die verschiedensten Erscheinungen in der Aufsenwelt wahr. Wir sehen, wie in der Natur alles grünt und blüht und wieder verdorrt, wie Licht und Finsternis, Wärme und Kälte wechseln; wir sehen den zuckenden Blitz und hören den grollenden Donner. Für alle diese Ereignisse und Veränderungen besitzt oder sucht der Mensch immer einen Gegenstand, den er als das Subjekt vorstellt, von welchem die Erscheinung ausgeht, oder zu dem sie gehört (§ 46). Die Pflanzen sind es, welche in ihrer Triebkraft grünen und blühen; die Sonne bringt Licht und Wärme, und die Elektrizität ist es, welche als Blitz wirkt. Der Mensch kann sich überhaupt keine Eigenschaft denken ohne ein Ding, zu dem sie gehört, keine Bewegung, ohne einen Gegenstand, der in Bewegung ist, keine Veränderung, ohne ein Ding, das sich verändert.

Nun stellt sich aber auch jedem, der sich selbst beobachtet, eine grosse Anzahl innerer Erscheinungen und Vorgänge dar, wie Empfindungen, Wahrnehmungen, Erinnerungen, Gefühle, Affekte, Triebe, Begierden, für welche ebenfalls ein Gegenstand als Subjekt angenommen werden mufs, dem sie zugehören; denn es läfst sich auch nicht denken, dafs eine Vorstellung oder ein Gefühl oder überhaupt ein innerer Zustand oder ein inneres Ereignis für sich existiert. Mithin kann weder die Aufsenwelt ohne vorhandene wirkliche Dinge, noch die Innenwelt, ohne ein reales Subjekt da sein. Die Aufsenwelt kann nicht aus blofsen Veränderungen, die Innenwelt nicht aus blofsen Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen bestehen. Dies ist die Ansicht der Menschen aller Zeiten gewesen, sobald sich nur eine Spur von Nachdenken gezeigt hat, und immer

ist dabei unterschieden worden der gröbere äufsere und sinnlich wahrnehmbare Körper und die feinere, ihm innewohnende Seele, welche zwar nicht sichtbar und greifbar, doch als ein Gegenstand, dessen Dasein in unmittelbar gewisser Erkenntnis gegeben, aufzufassen ist.

b) **Der Begriff der Seele.** Um die Natur der Seele zu bestimmen, kann man wieder von gegebenen Thatsachen ausgehen. Eine solche liegt zunächst in dem Umstande, dafs uns immer eine Mehrheit von Vorstellungen gegeben ist. Während nun die Vorstellungen erscheinen, aber auch wieder verschwinden, und neue Vorstellungen sich bemerklich machen, tritt eine zweite Thatsache dabei hervor, dafs nämlich bei allem Wechsel immer eine Vorstellung bleibt, welche dem Wechsel der Vorstellungen als etwas Bleibendes gegenübersteht; diese Vorstellung ist die des Ich. In jedem Augenblicke weifs ich, dafs ich es bin, in welchem die Veränderungen des Vorstellens sich vollziehen. Die Menge der Vorstellungen, die scheinbar aus einander strebt, wird also vom Ich einheitlich zusammengehalten. — Und diese Einheitlichkeit erstreckt sich nicht nur auf einzelne Zeitteile, sondern mein ganzes Leben hindurch erscheine ich mir trotz der vielen Veränderungen, die in mir vorgehen, immer als dasselbe Subjekt: alles, was bewufst wird, Gegenwärtiges, Vergangenes und Zukünftiges wird mir bewufst. Das ganze Vorstellungsleben stellt sich als ein Continuum dar, dem immer dasselbe Subjekt zugrunde liegt. Hieraus darf gefolgert werden, dafs die Vorstellungen sich nicht wie ein blofses Kleid verhalten, welches dieses Subjekt anlegt und auszieht, sondern dafs sie vielmehr wirkliche Erscheinungen seines Wesens sind, die durch eine innere Entwickelung desselben hervorgerufen werden.

Auf Grund dieser Erörterung ergiebt sich die Erklärung, dafs die Seele der einheitliche Träger aller Zustände des Bewufstseins ist.

c) **Eigenschaften der Seele.** Mit der Einheitlichkeit der Seele als ihrem Hauptmerkmale hängen noch andere Eigenschaften zusammen. Da alle Zustände der Seele auf einander bezogen werden können und alle zum Ich in einer unauflösbaren Beziehung stehen, so mufs die Seele auch als ein unteilbares Wesen gedacht werden. Dabei wäre es möglich, sich die Sache so vorzustellen, dafs in einem Teile der Seele gehört, in einem anderen gesehen, in einem dritten gedacht, in einem vierten gefühlt werde, dafs zwischen den einzelnen Teilen eine Wechselwirkung stattfinde, und dafs endlich alle Teile wieder von demjenigen Teile der Seele zusammengehalten werden, von welchem aus die Seele sich als Ich bethätigt. Auf solche Vorgänge in der Seele deuten jedoch die Thatsachen nicht hin, und aufserdem würde durch eine solche Annahme die Auffassung des inneren Geschehens in der Seele höchst

verwickelt; denn wir müfsten sogleich weiter fragen, wie es die Seele macht, um die vielfachen Beziehungen ihrer Teile herzustellen, und wie wiederum dabei das Ich in seinem einheitlichen Verfahren thätig ist. Alle diese Schwierigkeiten werden beseitigt, wenn man annimmt, die Seele sei ein, in keine Vielheit spaltbares, einfaches Wesen.

Diese Eigenschaft der Seele fällt ihrer Bedeutung nach zusammen mit anderen oft genannten Merkmalen. Wenn die Seele ein einfaches Wesen in dem bezeichneten Sinne ist, so kann sie auch nicht aus irgend einem materiellen Stoffe bestehen; denn jeder, auch der kleinste stoffliche Körper ist doch immerhin noch etwas Spaltbares, in welchem ein Oben und Unten, ein Hinten und Vorne, ein Rechts und Links unterschieden werden kann. Die Seele mufs darum frei von allem Stoff, als ein immaterielles Wesen gedacht werden. Und ist an ihr kein Hier und Dort, kein Oben und Unten zu unterscheiden, dann ist sie auch ein unräumliches Wesen.

Für die Pädagogik ist noch eine Eigenschaft von besonderer Wichtigkeit. Trotzdem dafs auf die Seele kein Prädikat der körperlichen Aufsenwelt pafst, mufs man sie sich doch in Verbindung stehend denken mit dem, was aufser ihr ist und ihr zur Sphäre einer Wechselwirkung dient. Indem aber ein Äufseres auf sie einwirkt, wird sie selbst veranlafst, ihr eigenes Wesen geltend zu machen, und zwar in einer mit der Zeit immer vollkommeneren Weise. Auf diesem Gedanken beruht es, dafs zu den obigen Eigenschaften noch eine andere hinzukommt, nämlich, dafs die Seele ein sich entwickelndes Wesen ist.

Man hat vielfach behauptet, dafs es überhaupt unmöglich sei, das Wesen der Seele zu erkennen. Dem gegenüber gilt für uns die andere Behauptung, dafs die Seele erkennbarer sei, als irgend ein Ding in der Aufsenwelt. Von den Dingen der Aufsenwelt erkennen wir nur die räumlichen und zeitlichen Resultate ihres gegenseitigen Wirkens und Leidens, wie weit wir dabei beteiligt sind, d. h. wie weit sie uns erscheinen; die Zustände der Seele aber, die Empfindungen, Wahrnehmungen, Gefühle u. s. w. sind ein inneres wirkliches Geschehen, in welchem wir unsere eigene Natur und Wesenheit erleben.

§ 57.

Ansichten über das Wesen der Seele.

Das Wesen der Seele wird nicht von allen, die sich mit dieser Frage beschäftigen, in derselben Weise aufgefafst, wie es in Vorstehendem geschehen ist. Die Ansichten gehen vielmehr weit auseinander, und es ist zweckmäfsig, die hauptsächlichsten davon zu erwähnen.

a) **Der Materialismus.** Es mufs allerdings auffallen, dafs die Seele immer nur in der Verbindung mit dem Körper ihr Leben beginnt und den gröfsten Teil desselben äufsert. Aus diesem Grunde erscheint der Versuch natürlich, die Seele nur als ein Erzeugnis der körperlichen Thätigkeiten (Funktionen) darzustellen. Eine solche Ansicht nennt man materialistisch und, als allgemeinen Grundsatz gedacht, Materialismus. Man meint also damit, dafs der Stoff oder die Materie der Körperwelt alles Geistige hervorbringt, so dafs ein Unterschied zwischen physischen und psychischen Erscheinungen gar nicht vorhanden ist.

Eine solche Annahme ist aber unhaltbar. Denn erstens kann niemals begreiflich gemacht werden, wie durch die Bewegung einer Anzahl Körperatome ein geistiger Zustand entsteht. Mag auch der Empfindung eine Vibration der Nerven und des Gehirns vorhergehen, diese Vibration ist doch niemals die Empfindung selbst; weder liegt in der Schwingung etwas vom Vorstellen, noch in der Vorstellung etwas von der Schwingung (*Volkmann*). Es mufs ganz allgemein der Satz festgehalten werden: aus blofs bewegenden Kräften sind immer nur Bewegungen und Modifikationen der Bewegungen, immer nur räumliche und zeitliche Verhältnisse, niemals etwas anderes ableitbar. Zweitens würden wir über die Schwierigkeit (§ 56), wie aus dem Zusammenwirken vieler räumlicher und räumlich getrennter Atome sich ein einheitliches Bewufstsein bilden soll, in keiner Weise hinauskommen. Drittens mufs der Materialist auch dadurch zurückgewiesen werden, dafs ihm die Psychologie vorhält: was du Materielles, Ausgedehntes nennst, ist gar nichts an sich Wirkliches. Denn das Prädikat des Ausgedehntseins wird erst von uns zu dem Empfindungsinhalt hinzugebracht (§ 12—14); es ist also etwas Formales, was zu keinem Bestimmungsgrunde der wirklichen Dinge benutzt werden kann.

Es ist nicht nötig, noch weitere Einwände zu erheben. Die materialistische Ansicht ist niemals von solchen Denkern angenommen worden, welche die Giltigkeit der gewöhnlichen Erfahrungsbegriffe genau geprüft und einen tieferen Blick in das geistige Leben gethan haben.

b) **Der Spiritualismus.** Die spiritualistische Ansicht behauptet das gerade Gegenteil der materialistischen. Für die letztere ist der Leib, überhaupt die Körperwelt das einzig Gegebene und Wirkliche; nach dem Spiritualismus besteht die ganze Welt aus Seelen, und der menschliche Leib insbesondere ist nur die äufsere Erscheinung des Ich oder ein Produkt der Seele.

Der Spiritualist gründet seine Ansicht darauf, dafs uns weiter nichts gegeben sei als Vorstellungen, und dafs diese auf nichts anderes hinweisen, als nur auf die vorstellende Seele. Man sei darum auch nicht berechtigt, aufser Seelen und ihren Vorstellungen noch etwas anderes, wie z. B. Körperatome anzunehmen. Die Seele sei

etwas absolut Freies, sei reine Thätigkeit, die aus sich heraus Vorstellungen erzeuge; die Vorstellung des Leibes insbesondere sei ihre erste That.

Wenn auch zugegeben werden muſs, daſs die meisten hierin ausgesprochenen Gedanken richtig sind, so tritt doch im Spiritualismus eine unzulässige Einseitigkeit hervor. Es reicht nicht aus, wenn gesagt wird, daſs die Seele für sich allein den vollständigen Grund für das Dasein der Vorstellungen enthalte. Der Begriff eines an sich und absolut Thätigen ist logisch undenkbar. Wir müssen deshalb daran festhalten, daſs, wenn nichts auſser uns wäre, uns auch nichts erscheinen könnte, und daſs, wenn die Seele nicht mit einem besonders organisierten System anderer Wesen, die den Leib bilden, in einem Zusammenhang stände, ihr auch die Bedingungen zur inneren Entwickelung und Fortbildung fehlen würden.

c) **Der Dualismus.** Die eben ausgesprochenen Gedanken können so gedeutet werden, als ob die den Leib bildenden Wesen in ihrer Natur von der Seele gänzlich verschieden, etwas mit ihr ganz Ungleichartiges seien. In diesem Falle entsteht die Ansicht, die man den Dualismus nennt. Derselbe unterscheidet die Seele vom Leibe als etwas damit ganz Unvergleichbares. Die Seele ist ein bewuſstes, denkendes Wesen; der Leib dagegen bildet als etwas Unbewuſstes, Ausgedehntes und Sinnliches zur Seele einen direkten Gegensatz.

Der Dualist macht als Beweis die Thatsache geltend, daſs eine Ungleichartigkeit in den Erscheinungen, den physischen und psychischen, gegeben sei; man müsse darum auch eine Gattungsverschiedenheit der Träger, des Leibes und der Seele, annehmen. Da sodann der Leib der Seele nicht ebenbürtig, sondern der vernünftigen Seele gegenüber nur gemeine Sinnlichkeit ist, so besitzt hierin der Dualismus den Erklärungsgrund für den Irrtum und das Böse im Menschen, welche Erscheinung weder der Materialismus, noch der Spiritualismus zu erklären imstande sind.

Die dualistische Ansicht kann zunächst durch das zurückgewiesen werden, was gegen den Materialismus gesagt worden ist: Denken und Ausdehnung, sinnlich Wahrnehmbares und nicht Wahrnehmbares sind keine unvereinbaren Gegensätze. Sie ergeben nicht zwei Gattungen von Erscheinungen, sondern alle Erscheinungen sind Wahrnehmungen, überhaupt Vorstellungen, und die Vorstellung des Körpers ist auch nur Vorstellung, nicht aber das Abbild eines an sich ausgedehnten Dinges. Endlich entsteht auch, wenn Seele und Leib zwei ganz heterogene Wesen sind, für den Dualismus die unüberwindliche Schwierigkeit, zu erklären, wie Leib und Seele aufeinander wirken können. Oder, wenn er diese Schwierigkeit umgehen will, ist er genötigt, eine neue Hypothese zu bilden. Eine solche liegt in dem sogenannten Occasionalismus, d. h. in der Ansicht, das Geschehen in der Körperwelt gebe Gott Gelegen-

heit, seine Macht darin zu offenbaren, dafs er etwas Entsprechendes in der Geisterwelt geschehen lasse und umgekehrt.

d) **Der Monismus.** Es ist auch die Ansicht aufgetreten, welche weder den Leib, überhaupt das Physische, noch die Seele, überhaupt das Psychische für etwas Selbstständiges hält, welches der Grund und die Ursache alles Daseienden sein soll. Diese Ansicht nennt man jetzt meistens Monismus; es ist aber richtiger, bei der alten Benennung Pantheismus zu bleiben. Die monistische Ansicht sucht also den Leib und die Seele aus einem höheren Dritten zu erklären, das an sich weder Seele noch Leib ist, aber beides werden kann. Jenes Höchste und Letzte wird gewöhnlich das Absolute genannt. Dieses Absolute ist jedoch etwas höchst Dunkeles, und seine Annahme führt weit ab in Gedankenkreise, welche zum Verständnis des wirklichen Lebens nichts beizutragen vermögen.

Nach der von uns (in § 56) gegebenen Erklärung halten wir an der Ansicht fest, dafs die Seelen einfache immaterielle Wesen sind, dafs aber auch der Leib, welcher die Seele einschliefst, aus einem System gleichfalls einfacher Wesen besteht, und dafs überhaupt alles, was wir Materielles nennen, auf solche Wesen bezogen werden mufs. Mit dieser Annahme sind ebenso sehr die begründeten Interessen der Naturwissenschaft, als der Geisteswissenschaft vereinbar, obwohl zuzugestehen ist, dafs auch von ihrem Standpunkte aus einzelne Grundfragen ungelöst bleiben. Dies führt zum nächsten Abschnitt.

§ 58.

Von der Verbindung zwischen Seele und Leib.

a) **Die Unerklärbarkeit der Wechselwirkung.** Rein psychologisch gedacht, entsteht z. B. eine Lichtempfindung in folgender Weise: die Bewegungen eines unbekannten Stoffes (des sogenannten Äthers) werden übertragen auf eine Reihe einfacher Wesen (Sehnerv genannt), und auf diesen Bewegungsvorgang folgt dann in einem besonders bevorzugten einfachen Wesen (Seele genannt) ein Zustand, der als Empfindung mit einem unmittelbaren Bewufstsein erlebt wird. Dieses letztere einfache Wesen nun bin ich selbst, und darum weifs ich auch den Zustand der Empfindung als den meinen.

Die Frage, welche hierbei entsteht, wie nämlich der Übergang des Wirkens von den einfachen Wesen des Leibes zum einfachen Wesen der Seele und umgekehrt von diesem zu jenen zustande komme, und worin ein solches Wirken bestehe, kann unser Denken nicht beantworten. Nur soviel ist sicher, dafs die vorausgesetzten Bewegungen des Äthers allein und als solche nichts erwirken können,

sondern dafs auch in den einfachen Elementen des Körpers selbst, hier der Nerven, wirkliche qualitative Zustände eintreten müssen. Die Dunkelheit dieses speziellen Verhältnisses ist aber nur die eine Seite des ganz allgemeinen Rätsels, welches überhaupt für uns in der Frage nach dem Wirken und Gegenwirken der Dinge liegt. Wir wissen nicht blofs nicht, wie der Äther es macht, um auf die Nerven einzuwirken, sondern in das nämliche Dunkel sind uns alle Naturvorgänge gehüllt, so dafs wir auch nicht erklären können, wie es zugeht, dafs eine rollende Kugel eine andere mit in Bewegung setzt, oder dafs Sauerstoff und Wasserstoff auf einander wirken und Wasser hervorbringen.

Wir bescheiden uns mit dem Gedanken, dafs wenn Wesen aufeinander wirken, dies nach einer allgemeinen für uns unergründlichen Weltordnung geschieht. Das Aufeinanderwirken der Wesen, also auch das zwischen dem Leibe und der Seele stattfindende, ist für uns in dem Gedanken erschöpft, dafs, wenn in dem einen Wesen etwas geschieht, für das andere ihm zugehörige Wesen ein Zwang vorliegt, dafs auch in ihm etwas dem Entsprechendes vor sich geht.

b) **Weitere Folgen.** Eine derartige Verknüpfung der Wesen, insbesondere die der Seele und des Leibes, hat viel Wunderbares, das auf die Weisheit und Macht Gottes zurückgeführt werden mufs. Wunderbar erscheint es, wie sich in dem einen Menschen gerade ein solches System einfacher Wesen zusammengefunden und eine solche zweckmäfsige Anordnung angenommen hat, dafs es eine zeitlang als festes Gefüge bestehen bleibt und in den Dienst der inneren Entwickelung einer einzigen Seele tritt. Hier findet die menschliche Forschung viele unübersteigliche Grenzen, und sie mufs in dem Gedanken sich beruhigen, dafs die Vorsehung alles weise und zweckvoll geordnet hat.

Die innere Regsamkeit in den einfachen Wesen, aus welchen der Leib besteht, ist die wirkliche Quelle der Lebenserscheinungen, auf welche die Seele sich im Zusammenhange des Ganzen zu ihrer eigenen Thätigkeit nach aufsen stützt. Die einfachen Wesen des Leibes sind darum nicht als etwas Totes zu betrachten, ihnen mufs eine gewisse Selbstständigkeit, thätig zu sein und sich zu äufsern, zugeschrieben werden. Es ist auch schon darauf hingewiesen (§ 11. 22. 30), wie wir gezwungen sind anzunehmen, dafs in der physiologischen Organisation der Nerven und Muskeln gewisse Körperbewegungen schon vorgebildet sind. Auch die physiologischen Vorgänge der Verdauung, der Atmung, des Blutumlaufs können einen Beweis abgeben, dafs die Elemente des Leibes auch ein Leben für sich führen, und dafs es wohl einen Sinn hat, in solcher Hinsicht von Lebenskräften zu reden. Die Hauptsache liegt aber darin, dafs diese Lebenskräfte der geistigen Entwickelung der Seele soweit untergeordnet sind, dafs sie bei ihrem normalen Verhalten dieselbe nicht blofs nicht stören, sondern sie unterstützen und fördern.

c) **Vom Sitze der Seele.** Es kann noch gefragt werden, an welcher Stelle oder in welcher Gegend innerhalb des Systems der Elemente des Körpers die Seele sich befindet. Man wird da zunächst auf das Gehirn hingewiesen, weil bis dahin sich die Einwirkungen von aufsen fortpflanzen und umgekehrt auch die von innen kommenden Anregungen auf den Körper ihren Anfang nehmen. Die Seele würde hiernach an einer Stelle zu suchen sein, wo alle Nervenfäden im Gehirn zusammenlaufen. Einen solchen Schlufspunkt des ganzen Nervengebäudes giebt es jedoch wahrscheinlich nicht. Aufserdem ist beobachtet worden, dafs eine Störung des Seelenlebens nicht eintrat, selbst wenn auch namhafte Partien des Gehirns entfernt wurden oder durch Krankheit geschwunden waren. Hiernach darf vielleicht angenommen werden, dafs die Seele verschiedene Angriffspunkte im Gehirn finden kann, d. h. an eine einzige und feste Stellung überhaupt nicht gebunden ist. Um solche Vorgänge für wahrscheinlich zu halten, haben wir blofs den gewöhnlichen Hang unserer Einbildungskraft zu überwinden, welcher das immaterielle Wesen doch wieder nach dem Modell eines körperlichen Atoms auffassen und ihm deswegen eine anschauliche, abgeschlossene Gröfse und Gestalt und damit auch nur einen Ort im Raume zuschreiben möchte *(Lotze)*. Übrigens leuchtet ein, dafs hierüber sich bis jetzt nichts Gewifses sagen läfst.

d) **Die individuellen Anlagen.** Die oben ausgesprochene Ansicht über die Verbindung zwischen der Seele und ihrem Körper gewährt auch einige Aufklärung über das, was unter den Anlagen und Fähigkeiten des Menschen zu verstehen ist. Wiederholt wurde schon auf die grofse körperliche und geistige Verschiedenheit der Menschen aufmerksam gemacht (§ 30) und besonders auch hervorgehoben, dafs die Beweglichkeit der Vorstellungen, das Auftreten der Affekte, die Art des Denkens und Fühlens, die körperliche Entäufserung, wie sie in Mienen und Geberden, im Gehen, Stehen und Handeln bei jedem Individuum besondere Kennzeichen hat, so dafs die Menschheit vom Genie herab bis zum Blödsinnigen sich in vieltausendfältiger Weise bethätigt. Dieser Thatsache gegenüber meint man gewöhnlich, dafs in jeder Menschenseele von Anfang an als Keim schon alles enthalten sei, was sich später als zu ihrer Eigentümlichkeit gehörig zeige; es sei unentwickelt als Anlage schon vorhanden.

In dieser Weise den Grund der Verschiedenheit zu suchen, erscheint uns höchst bedenklich, da wir annehmen, dafs alle Menschenseelen ohne Unterschied zu einer gleich hohen Entwickelung berufen sind. Die Ursache der Verschiedenheit der Menschen mufs vielmehr zunächst in der Organisation der Elemente des Leibes gesucht werden. Der Leib ist es, welcher in verschiedenfacher Weise die Seele zur Thätigkeit reizt und ebenso verschiedentlich den Rückwirkungen der Seele dienstbar ist. Viel hängt bei der individuellen Ausgestaltung der Menschennatur auch von der Um-

gebung ab, in der das Kind unter Menschen, Dingen und Erlebnissen aufwächst, samt den Einflüssen des Klimas und der Beschaffenheit von Grund und Boden. Ferner wirkt verschieden die Beschäftigungsweise und die soziale Stellung. Insbesondere aber sind es die eigenen Schicksale, die der zugehörigen Familie und des ganzen Volkes, wodurch dem Einzelnen ein ihm eigentümlicher Entwickelungsgang vorgezeichnet wird. Endlich kommt zu allen diesen verschiedenen Einwirkungen noch der unleugbare Einfluſs der Vererbung durch Abstammung und durch die Fortpflanzung der Sitten hinzu.

§ 59.

Über die Entwickelung des Seelenlebens.

a) **Der Gang derselben.** Den Weg zu beschreiben, den die Seele in ihrer Entwickelung zurücklegt, ist die Aufgabe der ersten vier Abschnitte gewesen; wir müssen also darauf verweisen. Auch ist uns schon bekannt, daſs die Seele allein und für sich nicht zur Wirksamkeit ihrer Natur gelangt; erst im Zusammensein mit anderen Wesen erwacht sie gleichsam aus einem Schlummer, um ununterbrochen, zunächst allerdings nur bis zum Eintritt des Todes, in sich lebendig und thätig zu sein. Als die ersten Seelenzustände haben wir die verschiedenen Klassen der Empfindungen, die Farben, Töne, Geschmäcke, Gefühle, Tastempfindungen, Gemeingefühle erkannt. Von hier schreitet die Seele weiter zu Wohl- und Wehegefühlen, zu zusammengesetzten Wahrnehmungen, Anschauungen, Erinnerungen, Phantasiegebilden, Gesamt- und Allgemeinvorstellungen und bildet Begriffe, Urteile und Schlüsse. Hierbei entstehen neue wertvollere Bewuſstseinsinhalte und Gefühle, und zwar logischer, ästhetischer, sittlicher und religiöser Art. Gleichzeitig hiermit macht sich die Seele auch als ein strebendes Wesen geltend. Diese Seite ihrer Natur tritt zuerst in körperlich veranlaſsten Trieben hervor, zu denen sich aber bald neue und höhere Formen des Strebens hinzugesellen. Die Seele ist bald in Erwartung, bald wünscht, bald hofft, bald befürchtet, bald fordert sie. Auch Neigungen und Abneigungen, weiter reichende Begierden und Leidenschaften machen sich geltend, neben denen aber auch ein verständiges und vernünftiges Wollen hervortritt. Auch ist schon erläutert worden, was darunter zu verstehen sei, wenn es heiſst, der Verstand werde ausgebildet, Kenntnisse werden gesammelt, und die Vernunft lasse ihre Stimme hören. — Dieser kurze Rückblick gewährt wohl von dem Entwickelungsgange ein zur Orientierung hinreichendes Bild.

b) **Das Vorstellen, Fühlen und Begehren** oder, allgemeiner gesagt, **Streben.** Zunächst erwähnen wir noch die früher gebräuchliche Art, die Seelenzustände zu klassifizieren, die auch, richtig ver-

standen, noch jetzt brauchbar ist. Man unterschied diese Zustände nämlich in drei allgemeine Gruppen, in die der Vorstellungen, der Gefühle und der Begehrungen oder Strebungen. Man ging dann aber noch weiter und meinte, wenn in der Seele Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen entstehen, so mufs sie dieses auch erwirken können, und schrieb deshalb der Seele ein Vorstellungs-, ein Gefühls- und ein Begehrungsvermögen zu. Da ferner einfache und zusammengesetzte Vorstellungen, niedere und höhere Gefühle u. s. w. unterschieden wurden, so kam man auch zur Annahme eines niederen und eines oberen Erkenntnisvermögens, eines niederen und eines oberen Gefühls- und eines niederen und eines oberen Begehrungsvermögens. Kant wurde insbesondere auf den Gedanken gebracht, dafs das Erkenntnisvermögen eigentlich allen anderen zugrunde liege. Er verteilte deshalb letzteres Vermögen an alle drei Grundvermögen und gab je einem derselben, und zwar im Sinne eines oberen Vermögens, eine besondere Art von Vermögen zuhilfe, nämlich dem Vorstellungsvermögen den Verstand, dem Gefühlsvermögen die Urteilskraft, dem Begehrungsvermögen die Vernunft.

Wenn man nun auch die obige Klassifikation als solche zur Übersicht noch jetzt gebrauchen kann, so ist deren Erweiterung zur angegebenen Vermögenslehre doch unzulässig, einmal, weil der Zusammenhang solcher Vermögen ganz unbestimmbar ist, und zweitens, weil dabei die Einheit und unteilbare Natur der Seele ganz aufgehoben wird. Für die Pädagogik insbesondere ist eine Auffassung der Seele, wonach sie eine Anzahl von Grundvermögen besitzt, durchaus nicht vorteilhaft. Wir müssen vielmehr annehmen, und die Erfahrung deutet bestimmt darauf hin, dafs im Geistesleben des Menschen unter allen Bestandteilen desselben ein einheitlicher Kausalzusammenhang stattfindet. Von den ersten und ursprünglichen Akten der Seele, den Empfindungen, schreitet die Entwickelung in der Weise fort, dafs das in der Seele schon Vorhandene auch immer die Bedingungen enthält für etwas Neues und Vollkommeneres. Im Gefühl tritt allerdings etwas Eigenartiges hervor, aber doch kann demselben nicht dieselbe Ursprünglichkeit zugestanden werden wie der Empfindung. Denn selbst in solchen Fällen, wo sich vom Gefühl keine besondere Empfindung abtrennen läfst, wie z. B. beim körperlichen Schmerz, sträubt sich doch das Denken dagegen, einen geistigen Zustand anzunehmen, der weiter nichts sei als eben nur reiner Schmerz. Beim Begehren, überhaupt bei allen Strebungen, ist es nicht anders; immer sind einem solchen Zustande der Seele andere entweder schon vorausgegangen oder sind darin nachweisbar enthalten; nur durch besondere Verhältnisse der Vorstellungsthätigkeit, die wir als die eigentliche Grundaktion der Seele zu denken haben, geht das Bewufstsein in die Zustände der anderen Art über.

c) **Mechanismus und Freiheit.** Im Entwickelungsgange der Seele ist von uns ein tiefer Einschnitt gemacht worden (§ 31, 32), so dafs sich dadurch zwei grofse Gebiete des Seelenlebens ergeben haben. Das erste Gebiet umfafst alle Vorgänge, welche ohne unser Wissen und Wollen entstehen und wirken; das andere Gebiet baut sich über diesen Vorgängen auf, indem neue und vollkommenere Formen des Geisteslebens sich geltend machen und über die niederen die Herrschaft erlangen. Jenes erste Gebiet ist das des Mechanismus, dieses zweite das der Freiheit.

Mechanismus herrscht, wie die Naturwissenschaft lehrt, in allen Vorgängen der Natur. Da nun die Naturvorgänge auf die Seele wirken, dieselbe überhaupt erst veranlassen, in Thätigkeit überzugehen, so ist es natürlich, dafs die Seele auf ihrer unteren Stufe auch dem Mechanismus, der Naturnotwendigkeit, unterworfen ist. Ein solches mechanisches Verhalten entspricht jedoch der Bestimmung und dem wahren und tieferen Wesen der Seele nicht, sondern darf blofs als Übergangsstufe angesehen werden zu einem Leben, welches zwar im Zusammenhange mit der Natur und ihrem mechanischen Wirken bleibt, aber doch von den Fesseln dieses Mechanismus sich dadurch befreit, dafs es ihn sich selbst dienstbar zu machen weifs. Wo ist nun der Übergang zwischen beiden zu suchen?

Das erste, was die Seele über die blofsen Naturvorgänge und also auch über das blofs mechanische Wirken hinausbringt, liegt in dem Umstande, dass das, was die Seele durch diese Vorgänge erfährt, in ihr selbst das Gefühl eines Wohl- oder eines Wehebefindens, ein Lust- oder ein Schmerzgefühl hervorruft. Hierdurch bekommt das, was in der Seele geschieht, für sie einen Wert, wonach ihre Erlebnisse nicht mehr blofs gleichgiltige Thatsachen, sondern etwas derartiges sind, über dessen Dasein noch eine andere als blofs naturnotwendige Bestimmung getroffen wird. In diesen Gefühlen macht sich eine neue Eigenschaft des Seelenwesens geltend, wozu die Seele in sich selbst die Ursache (Kausalität) besitzt, indem sie durch Modifikation der Empfindungen eine neue Seinsweise, ein neues Bewufstsein aus sich entwickelt. Da dieses Neue nun nicht mehr allein von den äufseren Wirkungen abhängig ist, so unterliegt es auch nicht in derselben Weise dem Naturmechanismus, wie die Empfindungen, sondern enthält die ersten Keime zur geistigen Freiheit, d. h. zu einem dem Mechanismus aus der Seele selbst entspringenden bewufstvollen Entgegenwirken. Wir wollen diese erste Art nicht mechanischen Wirkens die Kausalität der Stimmung nennen.

Indem das Gefühl sich aber allmählich in diverse Arten spaltet, entstehen für die Seele die Bedingungen in noch andere Arten von Reaktion gegen den Mechanismus überzugehen, jedesmal zunächst

wieder auf Grundlage eines bestimmten Gefühlswertes, dann aber auch so, dafs sich daraus bestimmte Vorstellungen, mit mafsgebenden Urteilen bilden, nach denen die Seele ihre Wirkung vollzieht. Hiernach lassen sich noch vier neue Arten nicht mechanischen Wirkens der Seele, oder wie man kurz sagt, vier Arten freier Kausalität unterscheiden, nämlich: die logische, die ästhetische, die ethische und die Kausalität der freien Selbstbestimmung. Jede dieser Kausalitäten ist durch eine eigentümliche Art des Wirkens charakterisiert, durch welches jede einzelne zur Entstehung der geistigen Freiheit ihren Beitrag liefert.

So besteht also die Entwickelung und Fortbildung des Seelenlebens darin, dafs die Seele auf mechanisch erzeugte Gebilde sich stützend, durch Modifikationen des schon Gegebenen veranlafst wird, Neues, Vollkommneres zu erleben und aus sich selbst hervorzubringen.

Anmerkung: Das nähere Verständnis dieses für die Pädagogik höchst wichtigen Paragraphen mufs durch weiteren Unterricht oder eigenes Studium gewonnen werden, wozu auf Strümpells psychologische Pädagogik, Kapitel 8—11 und 14—18 zu verweisen ist.

§ 60.

Die Ideen.

In der Gesamtbildung der Seele nimmt eine Klasse von Bewufstseinsinhalten die höchste Stelle ein, auf welche zugleich die Erziehung und der Unterricht als letzte Zielpunkte ihres Strebens hinblickt. Diese Bewufstseinsinhalte werden Ideen genannt. Es ist wohl passend, zum Schlufs unserer Darstellung noch einiges über sie zu sagen.

In den Ideen tritt uns nochmals etwas Wunderbares innerhalb der Entwickelung der Seele entgegen. Indem diese nämlich von der Wahrnehmung und Vorstellung zum Begriff fortschreitet, entstehen Gebilde, für welche in der Erfahrung ein entsprechender Gegenstand gar nicht gefunden werden kann. Innerhalb des logischen Bewufstseins bildet sich z. B. allmählich der Gedanke aus, dafs es eine Wahrheit geben müsse, die in allen Räumen und in allen Zeiten, in jedem Denken und für jedes Bewufstsein wahr ist: dies ist die Idee der Wahrheit selbst. Ebenso erwächst aus der ästhetischen Kausalität die Idee der Schönheit, aus der ethischen Kausalität die Idee des Guten und des ewigen Rechts. Auch hat sich allmählich der Gedanke eines Wesens herausgebildet, welches alle nur erdenklichen Vollkommenheiten in sich einschliefst, das heifst, die Idee Gottes.

Die Gesamtheit der Ideen bezeichnet eine Gedankenwelt, welche in reinen Umrissen das zu betrachten gestattet, was die

Wirklichkeit nur unklar verworren und in mannigfaltiger Mifsgestalt darstellt. Die Ideen sind deshalb zugleich Vorbilder, Musterbilder für das in der Welt Gegebene, und es handelt sich darum, das Wirkliche nach ihnen zu bilden und zu gestalten. In den Ideen liegt darum eine innige und unlösbare Beziehung auf das menschliche Wollen und Handeln. Insbesondere sind es die sittlichen Ideen, welche Achtung und Anerkennung fordern; sie erheben den unabweisbaren Anspruch, dafs das menschliche Wollen und Handeln endgiltig nach ihnen beurteilt werde. Als solche sittliche Ideen mit unmittelbarer Evidenz sind zu nennen: die Idee des Rechts, die Idee der sittlichen Liebe, die Idee der Vergeltung, die Idee der sittlichen Freiheit und die Idee der unbegrenzten Vervollkommnung.

Die Anwendung der Ideen auf das menschliche Wollen und Handeln, überhaupt auf das Wirkliche in der Welt ist aber immer nur eine beschränkte und mangelhafte. Die Welt, wie sie ist, das Leben der Menschen im kleinen und grofsen erscheint den Ideen gegenüber in keinem besonders schönen Lichte, und die Sehnsucht nach dem Bessern treibt den gebildeten Menschen in den Kampf mit dem Unvollkommenen. Jeder Schritt vorwärts in der Vervollkommnung erblickt aber zugleich im Dämmerlichte ein neues, noch schöneres Ziel, und so strebt und arbeitet der bessere Mensch im Hinblick auf die Ideen an einer unbegrenzten Vervollkommnung. Am allerwenigsten genügt dazu das kurze Leben, selbst in dem günstigsten Falle geistiger und körperlicher Gesundheit. Deshalb erhebt sich wie an vielen anderen, so auch an dieser Stelle die gewisse Hoffnung des religiösen Glaubens, dafs die Seele nach diesem Leben eine Stätte finden werde, wo sie das hier Angefangene fortsetzt und das hier nur in der Idee Geschaute verwirklicht findet. Nur in der Gewifsheit dieses Glaubens kann auch der Erzieher und Lehrer die stärkende Zuversicht gewinnen, dafs er mit seinen Mühen und Sorgen, seinem Fleifse und seiner hingebenden Liebe im Hinblick auf die Ideen an der Jugendbildung nicht vergeblich arbeitet.

